This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

rbilder
Pichler

Adolf Pichler

Wanderbilder

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
572501 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

NFG
(Pichler

Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band IX

Wanderbilder

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

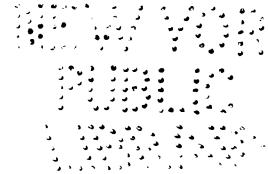
Adolf Pichler

Wanderbilder

Aus dem Nachlasse

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

EMB



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
570501 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

Inhalt

	Seite
Dante in Tirol	1
Eine Herbstfahrt	8
Schalders und das Sarntal	24
Bei Salurn	38
An der Sarca und Etsch	49
Pflanzenbilder aus Tirol	69
Edelweiß und Jochraute	78
Die Zirbel	86
Wanderungen in den nordtiroliſchen Voralpen	97
Mit dem Hammer	117
Im Gaistal und an dem Fern	149
Ein Ausflug ins Oberland	164
Nach Schwaz	185
Ein Ausflug auf das Sonnenwendjoch	201
Im Zillertal	216
Der Granat	248
Im Kaiſergebirge	253
Die tiroler Schützen	287
Am Strom der Nibelungen	306

Dante in Tirol

Die Sage behauptet, Dante habe sich längere Zeit im Val Lagarina an der untern Etsch aufgehalten. Sie erzählt sogar, an der Fassade der alten Kirche St. Maria zu Volano, ein Ort, der jetzt durch seine zahlreichen Petrefakten berühmt ist, habe sich eine Darstellung der Hölle von des Dichters eigener Hand befunden. Wir wissen allerdings, daß er ein tüchtiger Zeichner war, deswegen braucht man aber noch nicht zu glauben, er habe seinem Freunde Giotto ins Handwerk gepfuscht. Die Sage bildete sich wohl nach einem Gemälde, dem Danteske Vorstellungen zu Grunde lagen, diese sehen wir ja auch bei Giotto in der Arena, bei Orcagna an den Wänden von St. Maria Novella oder bei Fiesole in der Akademie, ja sogar noch Michelangelo und Vasari lassen den Einfluß der divina commedia erkennen. Wie Homer die antike Kunst beherrschte, so daß die Alten sagten, er habe den Hellenen ihre Götter geschaffen, lenkte Dante die mittelalterliche in seine Spuren, so daß man hier den Spruch von Horaz: „ut pictura poesis" in gewissem Sinne umkehren könnte: „ut poesis pictura". Daß Homer und Dante durch ihren Geist so bedingend auf die Kunst wirkten, gerade dadurch legi-

31 λ 62 3

timieren ſie ſich als Poeten von welthiſtoriſcher Bedeutung. Man darf dabei freilich nicht an unſere Illuſtratoren denken, die zwiſchen die Zeilen jedes Autors ihre Bildchen flicken, wenn es ein Verleger beſtellt und bezahlt.

Die Sage meldet noch: Dante habe eine Weile zu Lizzana gewohnt. Kaum eine Viertelſtunde ſüdlich von Roveredo erblicken wir links von der Straße einen alten Turm, den letzten Reſt jener berühmten Burg der römiſchen Licinier. Die Sage kümmert ſich in der Regel wenig um Zeit und Ort, ihre Gebilde ſchweben wie goldene Abendwolken frei von Berg zu Berg. War nun Dante in Lizzana? Wir können es mittelbar aus hiſtoriſchen Urkunden ſehr wahrſcheinlich machen und dieſe Wahrſcheinlichkeit noch verſtärken durch den Anblick der wüſten Steintrümmer von Marco.

Dante lebte etwa ſeit 1311 mehrere Jahre als Verbannter am Hofe des Herzogs Can della Scala zu Verona, machte jedoch während dieſer Zeit im Auftrage jenes Fürſten und wohl auch aus eigenem Antriebe verſchiedene Reiſen. Damals gehörte Lizzana dem Grafen Wilhelm von Caſtelbarco, der ſich auch nach dieſer Burg nannte und zugleich Herr der Schlöſſer im Val Lagarina war, welches unmittelbar das Gebiet des Can grande berührte. Roveredo iſt von Verona nicht weit entfernt. Dieſe Dynaſten waren perſönliche Freunde, abgeſehen von den politiſchen Beziehungen, welche ſie aneinander banden. Wilhelm war ſogar im Jahre 1288 Podeſtà von Verona. Ueber dieſe Verhältniſſe liegen verſchiedene Urkunden vor. Sollte nun Dante während ſeines langen Aufenthaltes zu Verona, wo er ſtets am Hofe

des Can verkehrte, mit Wilhelm nicht bekannt geworden sein? Das ist geradezu undenkbar! Dann hat er jedenfalls Roveredo besucht und fand bei dem mächtigen Parteigenossen Aufnahme. Auch jene Verse der 10. Canzone mag man hier anführen:

Cosi m' hai concio amore in mezzo l' alpe
Nelle valle del fiume
Lungo il qual sopra me sei forte,

Wir stimmen in diesem Falle nicht Varetti zu, sondern Giuliani, der sie entschieden in das Casentino, „wo Dante die Qualen einer neuen Liebe empfand", versetzte.

Die Sage entstand nicht etwa später aus jener bekannten Stelle des 12. Gesanges der Hölle in den Kreisen des Volkes, von wo sie sich zu den Geschichtsschreibern verirrt hätte. Ambrogio Franco erzählt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ganz einfach, Dante habe sich im Dörfchen Marco aufgehalten. Dieses liegt wieder nahe bei Lizzana. Hier geben wir die oben erwähnten Verse:

Era lo loco, ove a scender la riva
Venimmo, alpestro, e per quel, ch'ivi er'anco
Tal, ch' ogni vista ne sarebbe schiva.

Qual è quella ruina, che nel fianco
Di qua da Trento l' Adice percosse
O per tremuoto o per sostegno manco,

Che da cima del monte, onde si mosse
Al piano è si la rocca discoscesa
Ch' alcuna via darebbe, a chi su fosse.

Sie schildern die Lavini di Marco, einen großartigen Bergbruch, dessen graue Steinblöcke am linken

Ufer des Stromes auf die Stirnmoräne niederſtürzten, die der Etſchgletſcher bis hieher vorgeſchoben hatte und die noch nicht den Werkzeugen der fleißigen Bauern gewichen ſind, die jede Scholle des Bodens benützen. Jedes Reiſehandbuch erwähnt ihn als eine Merkwürdigkeit und es dürfte wohl derſelbe ſein, von dem 833 die Annales fuldenses erzählen, es ſei in Italien ein Berg niedergebrochen, der den Lauf der Etſch hemmte. Da muß man die Moräne einbeziehen, denn das Getrümmer erreichte die andere Talſeite gewiß nicht. Zur Zeit Dantes mag der Schutt noch wüſter, die Flanke des Berges, über den jetzt Hirten und Jäger herabklimmen, noch ſchwerer zu erklettern geweſen ſein, daß er wohl ſagen durfte:

> Al piano è si la rocca discoscesa
> ch' alcuna via darebbe, a chi su fosse.

Obwohl die Kultur vieles bezwungen, ſind noch jetzt für den gewöhnlichen Wanderer jene Stellen kaum wegſam. Der Berg, von dem der Sturz erfolgte, ſinkt mit breiter, ſchiefer Fläche in das Tal. Der Geognoſt würde ſagen: „ſeine ungeheuren Schichttafeln aus juraſſiſchem Kalke fallen unter einem ziemlich ſteilen Winkel weſtlich. Wenn man ihn um die Urſache fragt, ſo antwortet er: „sostegno manco“. Zwiſchen den Schichten dichten Kalkes liegen weiche, tonige Mergel; werden dieſe durch den Regen befeuchtet und in ſchlüpfrigen Letten verwandelt, ſo müſſen endlich die ſchweren Laſten wie auf einer ſchiefen Ebene zu gleiten anfangen und bei wachſender Fallgeſchwindigkeit ins Tal niederbrechen. Das Unglück konnte auch durch ein

leichtes Erdbeben herbeigeführt werden, es kann sich auch aus der einen oder andern Ursache wiederholen.

Wenn wir auf der Straße nach Roveredo gegen Marco auf den Berg zur Linken blicken, so gibt der Vers:

O per tremuoto o per sostegno manco

einen Zug des Bildes wieder und bestätigt die scharfe Naturbeobachtung Dantes, der, den Bergsturz vor Augen, über die Ursachen desselben nachdachte und sie gar wohl in der Beschaffenheit des Terrains erkannte. Das geschah kaum bei einem flüchtigen Vorüberwandeln, der Gegenstand beschäftigte ihn länger, öfter, und daher konnte er so bestimmt die Gegend in jenen Terzinen schildern.

Während man aus der Sage schließt, der Bergsturz bei Marco sei von Dante im 12. Gesang geschildert, folgern wir umgekehrt aus jenen Versen, Dante habe die Gegend besucht, und dann ist es uns nach den historischen Belegen über das Verhältnis des Can grande zum Grafen Wilhelm von Castelbarco gewiß, daß der Dichter diesen persönlich gekannt habe und sehr wahrscheinlich sein Gast auf Lizzana gewesen sei.

Erst in neuerer Zeit wurde aus sehr paradoxen Gründen, wenn wir Hirngespinnste so heißen wollen, der alte Glaube, Dante habe die Lavini von Marco gemeint, angefochten.

„Di quá da Trento"

Maffei nimmt in seiner „Verona illustrata" an, Dante beziehe sich auf einen Felsen, der nach einer Chronik im Jahre 1310 bei Rivoli unweit der Chiusa in die Etsch stürzte. Ohne Zweifel sah Dante auch diesen

Sturz, der übrigens nicht sehr bedeutend gewesen sein kann, weil davon wenig mehr zu bemerken ist, er sah aber auch ganz gewiß die Lavini, sonst hieße es nicht:

„Di quá da Trento"

sondern „di la da Verona", denn Rivoli ist von Verona, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Dantes, nicht viel weiter entfernt, als Marco von Trient, Trient aber weit von Rivoli.

Cesari behauptet in seinem Werke: „Bellezza della divina commedia di Dante Alighieri", es sei der Ceugio rosso bei Castello della Pietra unweit Calliano bezeichnet. Wenn aber dieser Bergsturz in den Tagen Dantes entweder gar nicht oder nicht so gewesen wäre, wie ihn Cesari sah, wie er jetzt ist und wohl von niemandem als eine auffällige Merkwürdigkeit betrachtet wird?

Wir folgen hier den Angaben Luigi Telanis, welcher die Sache bündig erledigt. Wo sich jetzt das Castello della Pietra erhebt, stand 1260 nur ein kleines Vorwerk der Burg Bisein. Erst lange nach der Reise Dantes in das Val Lagarina wurde jenes Kastell erbaut, das als Paßsperre in der späteren Kriegsgeschichte eine solche Wichtigkeit erlangte. Wäre jener Bergsturz bereits gewesen, würde wohl der Herr von Bisein ein großes Schloß an diesen Ort gebaut haben, auf die Gefahr hin, daß es durch einen neuen Bruch zerschmettert werde? Das wäre nur eine Vermutung, wenn auch eine Vermutung von großer Wahrscheinlichkeit. Wir haben aber auch Urkunden. Der fleißige Forscher Graf Karl Martini erwähnt aus den Archiven von Calliano

und Beſenello Aufzeichnungen, welche von wiederholten Abſtürzen dieſes Berges gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts ſprechen. Telani ſelbſt las einen Brief, den 1506 eine Gräfin Trapp, die damalige Beſitzerin von Biſein, ſchrieb. Sie erzählt von einem ausgedehnten Sturze. Steinblöcke fielen nieder, ſo daß Caſtello della Pietra in großer Gefahr war und auch zum Teil arg geſchädigt wurde.

Dieſe Mitteilungen dürften als Gloſſen jener viel umſtrittenen Terzinen Dantes genügen. Der Leſer, welcher auf der Eiſenbahn dem ſonnigen Italien zueilt, möge einen Blick auf jenen Turm bei Roveredo, auf jenen Bergſturz werfen, es tritt ihm der rieſige Schatten des großen Florentiners entgegen.

Aber auch eines deutſchen Dichters will ich gedenken, der ihn hier begrüßte. Moriz Schleifer iſt zwar verſchollen, ſein Name ſoll aber unvergeſſen ſein, denn er hat Schönes und Echtes geſchaffen.

Eine Herbstfahrt

I Bei Sterzing

Ehe es zuschneit, pflege ich jedes Jahr einen Ausflug in das Hochgebirge zu machen, um es noch einmal in voller Herrlichkeit zu sehen und mit einem weiten Blick über all' die schimmernden Grate, Spitzen und Kare bis zum nächsten Frühling Abschied zu nehmen. Dieses Mal wählte ich das Penserjoch; ohnedem hatte ich dort für meine Vorträge Staurolithschiefer und eine eigentümliche Art Verrucano zu holen, und dabei konnte auch mein Sohn am 12. Oktober seinen Geburtstag feiern.

Wir trafen mittags in Freienfeld ein. Nach Tische gingen wir zum Kofel, der das zerfallende Schloß Sprechenstein trägt; von seinem Fuße steigt ein mächtiger Stock Serpentin und Serpentinschiefer zur Höhe des Gebirges empor und bietet, weil ihn ein Steinbruch aufgeschlossen hat, gute Gelegenheit für das Studium dieser Formation. Es ist Herr H. Riehl, der hier ein köstliches dunkelgrünes Material für architektonischen Luxus, Fenstergesimse, Tischplatten und Rahmen entdeckt hat. Fürsten und Barone von der Börse, welche mit den alten Römern wenn auch nichts anderes doch die langen Finger gemein haben, sollten hier Schmuck für Paläste und Villen holen; nicht weit davon bricht der schönste, weiße Marmor so mächtig, daß man ganze Städte daraus bauen könnte.

Wir hatten bald eine Reihe Handstücke geklopft; neu war für uns das Vorkommen eines schönen apfelgrünen Talkes, welcher in Schnüren und Trümmern den Serpentin durchsetzt. So nahte der Abend. Ein leiser Westwind schüttelte das gelbe Laub; weil wir noch etwas Romantik genießen wollten, gingen wir quer durch das Sterzinger Moos nach Schloß Reifenstein. Das Moos ist eigentlich nur noch ein geographischer Begriff der Landkarten, indem es infolge der Regulierung des Eisack, welcher in unzähligen Krümmungen gegen Stilfes floß, wo ihn in der Vorzeit eine Reihe von Moränen zum See gestaut hatte, langsam vertrocknet. Nun unterjocht der Pflug allmählich den Boden der Kultur, und wo sich früher wilde Rosse zwischen Binsen und Riedgras tummelten, gedeihen jetzt Korn und Weizen. Endlich wird das Moos nur noch der Sage angehören; man weiß ja, daß hieher die alten Jungfrauen verbannt wurden, während die Junggesellen hoch droben auf dem Roßberg Wolken schieben und ihre Hartherzigkeit mit Tränen büßen, die aus den Nebeln in die Bergrunsen niederfließen.

Gelegentlich fragte ich einen Hirten, wo denn jetzt die alten Jungfrauen unterzubringen seien? Er lachte boshaft und meinte: „Das gibt's nicht mehr, die Jungfrauen sind ausgestorben." Ebenso ungalant ist der Volkswitz an der Etsch: „Der Turm von Terlan beugte sich, als eine Jungfrau vorüberging, und er wird sich dann wieder aufrichten, wenn eine andere vorübergeht." Er steht aber noch immer schief. Die Ehre der Frauen rettet eine Sage von Reifenstein. Der Ritter hatte ein schönes Weib; der Nachbar wollte sie kirren; es gelang

nicht, so erschoß er den Gatten mit einem elfenbeinernen Bolzen und ward dann nicht mehr gesehen. Der Stoff ist freilich aus der Mode, denn wer macht noch Balladen im gestärkten Ritterkragen und blechernen Harnisch? Unserem Geschlechte dürfte sich eine Romanze, welche die Sehnsucht einer schmutzigen Banknote nach blankem Golde schildert, besser empfehlen.

Doch genug der Narrenpossen; diese dürfen in der Gegenwart nur noch erfahrene und ernste Staatsmänner sich erlauben.

Ich stieg mit meinem Sohne den steilen Burgschrofen empor. Der Einlaß eines verwitterten Vorwerkes stand offen, das Fallgitter mit seinen eisenbeschlagenen Pfählen wird wohl nie mehr einen Sturm abzuwehren haben. Das Schloß erhebt sich auf einer niedrigen Wand plattigen Schiefers; ans Tor führt eine hölzerne Brücke, droben an der Mauer ist eine Rolle befestigt, an der das Seil lief, welches jene bei drohender Gefahr in die Höhe ziehen sollte.

Wozu noch? — Trägt doch niemand die Armut des Pächters fort. Wir traten in den Vorhof. Ueberall Verfall. Die Wehrgänge der Schutzmauern waren abgefault, an den Wänden zur Seite des Tores hielten verblaßte Lanzknechte mit ihren Partisanen Wacht, darüber einige unscheinbare Wappen in Fresco, die Inschriften waren mit dem Bewurf großenteils abgebröselt. In einer dumpfen und feuchten Halle befand sich der Ziehbrunnen; eine offene Tür führte in einen gewölbten Raum mit Ogiven, einst vielleicht der Speisesaal, jetzt der Stall, doch war das Vieh unten im Moos auf der Weide. Nirgends ein Laut, eine Stimme. Nun

wagten wir uns über einige dunkle Treppen, deren Steinſtufen halb zerbrochen und eingeſunken waren, aufwärts; da, dort ein Gaden mit kleinen Fenſtern in der dicken Mauer, im Winkel ein Bett mit blauer Decke. Im Turme zur Seite war die Kapelle; ein Doppelfenſter mit hohem Bogen und Marmorgeſimſen erinnerte an die Architektur der Lombardei. Wir traten wieder unter das Tor. Auf dem Pfad ſtieg langſam ein Weib empor, endlich ſtand ſie mit einer Weidengerte in der Hand vor uns und grüßte freundlich. Ich fragte ſie, ob denn gar nichts von Malerei und Schnitzwerk vorhanden ſei. „Schon!“ erwiderte ſie; „dort in der Stube mit dem Erker, im erſten Stock.“ Sie nahm nun einen Schlüſſel, wie ſie die Knaben gern zu Büchſen verwenden, öffnete eine eiſerne Tür und wir taſteten uns auf der engen Treppe empor in eine getäfelte Stube. Sie wies auf die hölzerne Decke; die großen Balken, welche ſie trugen, waren mit einem prächtigen Ornament verziert, deſſen Motiv der Schnitzer den Ranken des Weinſtockes entlehnt hatte. Erſt heute ſeien zwei Maler dageweſen und hätten es abgezeichnet. Ich fragte, ob dies alles ſei. — „Freilich, die Fremden haben, was nicht niet- und nagelfeſt war, fortgeſchleppt. In einer Kammer waren Pfeilbüchſen, ziemlich viele, dieſe haben Studenten vertragen, welche der Graf im Jahre 1866 bewirtete. Am ſchönſten ging es uns mit den alten Türſchlöſſern. Da kam ein Herr und beſah ſie; dann ging er mit mir hinunter zum Stadel im Tal; plötzlich ſagte er, daß er droben ſein Meſſer vergeſſen habe, er wolle es holen. Er kehrte zurück; ich begleitete ihn nicht — wer hätt' es auch vermeint? Als ich heimkam, hatte er die Schlöſſer

abgesprengt und auf der andern Seite des Berges fortgeschleppt. Da brummte der Graf freilich, aber was ließ sich machen? Bald darauf stahl ein anderer gar eine Türeinfassung. Jetzt könntet Ihr freilich nichts mehr mitnehmen, wenn Ihr auch wolltet." Ich gab ihr lachend ein kleines Trinkgeld und ließ sie droben. So ist es, und da wundert man sich noch, wenn endlich die Besitzer von Sammlungen und alten Gebäuden dem Touristengesindel die Türe vor der Nase zuschlagen und sich nicht mehr darum kümmern, wenn sie in Reisehandbüchern und Zeitungen als ungastlich und junkerhaft verschrien werden.

Von den Schicksalen des Schlosses ist wenig zu berichten; es gehörte einem adeligen Geschlecht, nach dem Aussterben desselben fiel es an den Landesherrn. Außer jener Sage, die vielleicht ein romantischer Student erfunden, wissen wir nichts von Freuden und hohen Festen, von Weinen und von Klagen und vom Streit kühner Recken zu „singen und zu sagen"; dennoch knüpft die Phantasie stets an solche malerische Trümmer gern ihre luftigen Marienfäden. Ein bunteres Gewebe läßt sich freilich aus den Tagen Sigmunds des Münzreichen, der immer die beste Laune, aber nie Geld hatte und einem deutschen Walter Scott den üppigsten Stoff böte, entfalten. Der lustige Herr mag hier wie überall bei Tanz und Sang der Minne gepflegt haben, so daß es selbst den Tirolern, die doch das Fensterln verstehen, zu viel wurde. Wenn das Alter anrückt, erwacht jedoch mit dem Zipperlein das Gewissen und stört wie der Totenwurm im Getäfel des Himmelbettes den ruhigen Schlaf. Unsern Sigmund beschlichen allerlei Skrupel und so

übergab er 1470 das Schloß dem Deutſchen Orden, damit dieſer durch Gebet und Meſſen ſeine Seele zur ewigen Ruhe bringe. An ſeiner Bahre wird manches gutgemeinte Vaterunſer geopfert worden ſein, denn er war beim Volke beliebt und auch jetzt iſt die Erinnerung an ihn noch nicht erloſchen; ſo dürfen wir wohl hoffen, daß der heilige Michael längſt den Schlüſſel zum Fegefeuer umgedreht und ihn aus der Glut, die er mit kühlem Wein nicht ſtillen konnte, in Abrahams Schoß geſchickt haben wird. Amen! Die Ritter des Deutſchen Ordens hatten den ſichern Blick geiſtlicher Herrſcher; der Ort war gut gewählt, ſo recht in der Mitte des Landes, feſt und unzugänglich, von hier aus konnte man überall friſche Fäden ſpinnen, aber der Hammerſchlag Luthers zerriß das Gewebe, ehe es noch fertig war. Dort von der Mauer iſt jedoch ihr Wappen nicht herabgefallen, im goldenen Sonnenſtrahl ſchimmert das ſchwarze Kreuz auf dem weißen Schild und erweckt die Erinnerung an das Mittelalter, ſeine Ritter und Sarazenen, Kaiſer und Sultane, Päpſte und Bettelmönche, ihre Kämpfe und Siege, Niederlagen und Untergang.

Ein greller Pfiff vom Bahnhof zu Sterzing; die Hohenſtaufen verſchwinden in der Nacht der Vergangenheit und die Hohenzollern treten jetzt, nach dem alten Spruch, daß nur der Lebende Recht hat, an ihre Stelle. Sie haben nicht bloß die Wappenfarben des Deutſchen Ordens geerbt, auch die Klugheit und die ausgreifende Kraft ging auf ſie über. Der Schild, den wir tief im Süden am Schloſſe bei Sterzing ſehen, deckte das Neſt des preußiſchen Adlers in der Marienburg des Nordens, bis er zum deutſchen Kaiſer-Aar erwuchs, der eine alte

Schuld einlöſte und dem galliſchen Hahn das freche Krähen legte. Von den Hohenſtaufen haben die Hohenzollern den Kampf mit Rom geerbt; fielen jene, weil die Zeit gegen ſie war, ſo iſt ſie jetzt mit dieſen; drum vorwärts mit weiſem Maß und feſtem Willen! Dürfen wir aus der Vergangenheit und Gegenwart in die Zukunft ſchauen, oder ſind es nur Träume, leer und nichtig wie die Nebel, welche aus dem Moor ſteigen? — Da ſehen wir Deutſchland und Oeſterreich, ein großes, gewaltiges Oeſterreich, wie beide das Aſiatentum im Oſten niederſchmettern und das ganze Donau-Becken zwiſchen Balkan und Karpathen bis ans Schwarze Meer der deutſchen Kultur und dadurch ſich gewinnen, während die Deutſchen Oeſterreichs mit den friedlichen Waffen des Geiſtes das Aſiatentum in Oeſterreich bezwingen; ſie ſollen es, ſie müſſen es, ſie können es, denn ſie haben Oeſterreich geſchaffen!... Doch, wohin auf deinem Pegaſus, du Steinklopfer und Poetaſter; zieh' die Zügel ſtraff, ſonſt reiht man dich unter die Leitartikler, und dahin gehört ein harmloſer Schwärmer ſo wenig als Saul unter die Propheten.

Wir ſetzten uns nieder und ließen den Blick über die Herbſt-Landſchaft ſchweifen; das Moos lag ſchon im Schatten, noch düſterer durch ſeine braune Farbe, welche bis ans Mittelgebirge emporſtieg. Man ſchilt den Herbſt melancholiſch; manche Poeten laſſen aus ſeinem Füllhorn ſtatt der reifen Früchte nur elegiſche Verſe fallen; das mag für einen trüben Tag gelten, wo die Nebel faſt greifbar niederhängen oder kalter Regen auf die Dächer tropft. Was iſt aber herrlicher als ein Herbſtabend wie

der heutige? Da feiert die Natur ein Feſt, daß ihr Werk im Laufe des Jahres ſo wohl gelungen; ſie legt Garben, Obſt und Trauben auf den Hochaltar, über den ſich der Himmel blau und durchſichtig ſpannt. Alles leuchtet, glänzt und funkelt von der ſeltenſten Farbenpracht und ſelbſt die dunklen Tannenwälder müſſen mittun, aus ihrer Mitte zucken wie Flammen die Lerchen mit den gelben Tangeln. Sie kann ſich nicht mehr ſteigern, darum läßt ſie endlich den bunten Schmuck ruhig fallen und beginnt ihren Winterſchlaf unter der weichen Decke von Schnee.

Wir genoſſen ſchweigend das ſchöne Schauſpiel und gedachten in der Stille manches Ereigniſſes, das ſich in dieſer Gegend zugetragen. Dort das altrömiſche Mauls; hier ſchlug Hofer mit ſeinen Paſſeyrern die Franzoſen. Rückwärts das graue Sterzing, wo die tiroliſchen Landtage verhandelten und die Bürger unter der Leitung Vigil Rabers die „Paſſion" aufführten oder auch ſo manchen tollen Schwank, deſſen borſtige Zoten man jetzt nur noch unter franzöſiſcher Firma für keuſch gelten ließe. Das iſt eben der Reiz tiroliſcher Gegenden, daß auf ihnen überall die Erinnerung geſchichtlicher Begebenheiten ruht, faſt wie ein Abendrot, ſei es nun mit engerem oder weiterem Ausblick. Die Tiroler haben ſtets mitgetan, mitgeſchlagen, und dabei, wenn auch ſelten tatſächlichen Gewinn, wenigſtens unſterblichen Ruhm erfochten.

Endlich war auch der fernſte Gletſcher der Pfitſch in das Grau der Dämmerung verſunken; wir ſtanden auf und wählten den kürzeſten Weg hinten hinab über

den Berg. Ein Fußpfad führte uns nach Elzenbaum und von hier in das Moos. Wir verirrten uns und ſtolperten eine Weile zwiſchen den Tümpeln und Legföhren hin und her. Das war nicht angenehm; das weite Moos hatte in der Nacht einen noch ödern, unheimlichern Charakter, und da wir in jeder Weiſe den geiſterhaften Jungfrauen entrinnen wollten, ſo patſchten wir wohl auch in Lachen, bis wir uns endlich zurecht fanden und quer über einen Hügel nach Stilfes gelangten.

Gegenüber lag Freienfeld.

Ein gutes Nachteſſen wartete unſer, und da der Wein nach ſolcher Anſtrengung auch nicht zu verachten war, verfügten wir uns dann getroſt in die Schlafkammer.

Wir waren in einem guten Tiroler Wirtshauſe alter Art, und ſo führte uns auch die Einrichtung des Zimmers in die Vergangenheit. Die Wände waren mit Holz getäfelt; Leiſten, Pfeilerchen und Geſimſe im Stil der Spätrenaiſſance; der Ofen mit der Jahrzahl 1683 und allerlei Wappen, der Beſitzer mag acht geben, daß ihm nicht ein Altertümler die Kacheln verträgt.

Man brauchte uns nicht zu wecken; das beſorgte in der Hühnerſteige vor dem Fenſter ein Hahn, der im greulichſten Baß den Hymnus begann und dem dann allſogleich im hellſten Diskant etliche Göckelchen antworteten.

II

Aurora lucis rutilat.

Der Morgen war herrlich! Nach einem ſchmackhaften Imbiß ſtiegen wir ſchräg durch den Wald empor, den Scharen verſchiedener Zugvögel belebten. In gemeſſenen Abſchnitten trugen Pfähle die Bilder des Kreuzweges. Das fromme Bauernvolk betet dabei und vergißt ſo die Beſchwerde des ſteilen Pfades. Manchmal fehlt auch der Humor nicht, wenn er auch kaum beabſichtigt wurde. So auf dem Anſtieg von Bletzach nach Boſigl. Da ſieht man ein großes Gemälde: Chriſtus ſchleppt mühſam das Kreuz, ihm folgt eine Reihe Senner, gebückt unter der Laſt ſchwerer Kraxen; darunter die Inſchrift:

„Jetzt wöll'n wir unſer Kreuz auf uns nehm'n
Und miteinand nach Boſigl geh'n."

Bald wendeten wir uns über die Ecke in ein ſüdliches Seitental; an der Lehne desſelben waren einzelne Bauernhöfe zerſtreut. Hier iſt faſt nur noch für die Alpenwirtſchaft Raum. An Stangen trocknet Bohnenſtroh; die Frucht gibt ein rauhes, ſchwer verdauliches Brot; wenn jemand, eſſen es dieſe braven, arbeitſamen Leute im Schweiße des Angeſichts. Einen Teil desſelben müſſen ſie noch in der Form von Steuern abgeben. Der Prieſter ſucht ſie wenigſtens auf, wenn ſie krank darniederliegen und verweiſt ſie tröſtend auf ein beſſeres Jenſeits, was haben ſie aber da heroben in der Wildnis vom Staate, der ſie mit immer größern Anſprüchen an Geld und Blut beſchwert? Faſt den ganzen Winter

über ſind ſie von jedem Verkehr abgeſperrt, daher iſt ihr Charakter ernſt, jeder Luſtbarkeit abgeneigt, und ſelbſt die Weiber, denen die harte Arbeit faſt männliche Züge aufprägt, meiden in ihrer Tracht die fröhlichen und hellen Farben. Schwarze Filzhüte, ſchwarze Mieder, ſchwarze Röcke, höchſtens eine blaue Schürze oder an Feſttagen eine Nelke mit Rosmarin vor der Bruſt. Bringt ihnen die Oberfläche des Bodens ſo magere Frucht, deſto lieber reden ſie von den Schätzen, welche die Tiefe birgt; wie ein Märchen erbt ſich das Gerede vom reichen Bergſegen Tirols fort und veranlaßt törichte Schurfverſuche, bei denen nur Betrüger das Gold finden. So auch hier vor mehreren Jahren. Ein Knappe miſchte unter das Geſtein den Sand edler Erze. Wie ſchwollen da die Hoffnungen, wie ſtiegen die Kure! Jetzt mahnen noch etliche zerbrochene Stollen an die erträumte Herrlichkeit.

An einer Kapelle trennte ſich unſer Pfad von dem Wege, welcher zu den Häuſern führte und bog wieder in den Wald ein. Einzelne Zirbeln miſchten ſich in den Beſtand. Während die Singvögel zurückblieben, hörte man nur noch das Schnarren der Tannenheher, welche hier ihre Nahrung ſuchten. Es wurde immer ſtiller, immer einſamer. Ober der Holzgrenze ſpannten ſich an der Flanke des Berges große Mähder aus; das Gras war braun und verdorrt — nur hie und da eine Quelle mit grüner Kreſſe geſäumt. Neben Steinen blühten einzelne Glockenblümchen, bisweilen eine violette Gentiane, welche den Reif der Nacht vertrugen. Was der Herbſt und die Rinderherden übrig gelaſſen, weideten magere Schafe ab, denen man zum Schutz gegen die

Kälte das dichte Vließ gelaſſen. Jetzt war es jedoch warm, ſehr warm, und wir gingen daher auf dem ſchmalen Pfade nur langſam vorwärts. Bei einem Heuſtadel hörte ich fröhliches Lachen und Kichern. Ich ſchlich um die Wand herum; da waren fünf oder ſechs Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren; ſie hatten ſich an den Händen gefaßt und tanzten den Kinder-Reigen, indem ſie dazu das bekannte Liedlein ſangen. Ich ſah ihnen eine Weile zu, endlich erblickte mich eine; ſie verſtummten und blieben erſchrocken ſtehen. „Seid ihr Herlein," rief ich, „daß ihr da heroben tanzt?" Sie faßten ſich jedoch bald und erzählten mir nun, wie ſie von den Eltern heraufgeſchickt worden, die Schafe zu hüten; ſie hätten juſt ihre Nocken gegeſſen und bei dem ſchönen Wetter habe ſie die Luſt überkommen, noch ein bißchen zu reigen, es dauere ohnehin nicht mehr lang, bis ſie verſchneit würden. Länger hielten ſie mir nicht ſtand, ſie ergriffen die Stecken und liefen wie auf Verabredung auseinander, den Schafen nach.

Jenſeits der Mähder hob und ſenkte ſich der Boden wellenförmig, alles war überwachſen von den Sträußchen der Jochheidel, welche der Froſt bereits in tiefen Purpur getaucht hatte. An den Stauden der Alpenroſen konnte man die Gallen für Blüten halten, ihre Farbe ahmten ſie täuſchend nach. Weiter unten war ein Stock, wo durch die braunen Knoſpen junge Blumen guckten; ich habe ſie ſorgfältig gepflückt und in die Büchſe gelegt.

Manchmal erhob ſich vor unſerem Tritt raſſelnd eine Heuſchrecke mit roten Flügeln, allmählich aber erloſch jede Spur des Lebens, auf den Lachen zeigten ſich Eis-

tafeln; die hellen Bäche werden wohl bald erstarren. so daß man nur noch aus der Tiefe zwischen den Steinblöcken ihr trauriges Gluckſen hört.

Wir hatten das Kreuz, welches die Höhe des Ueberganges nach Pens bezeichnet, nahe vor uns; was mich jedoch hinderte, diesen Weg fortzusetzen, waren die Windstreifen am Himmel, die einen baldigen Umschlag der Witterung andeuteten, und den Genuß wollte ich mir wenigstens ersparen, hinten im Sarntal eingeschneit zu sitzen.

So machte ich mich denn an die Arbeit und schlug aus dem gleißenden Schiefer die nötigen Handstücke, welche mein Sohn knurrend in den Schnerfer steckte. Er meinte, er sei denn doch schließlich nicht da heraufgestiegen, um für den hohen Aerarius auf seinem Rücken die Steine heimzuschleppen; nun, meine Aufgabe war es eigentlich auch nie, jeden Sommer aus platonischer Liebe zur Wissenschaft wie ein Steinmetz zu hämmern. Mein Sohn wird voraussichtlich klüger als der Vater, sonst mag er sich jenen Vers Virgils auf das Portemonnaie schreiben: „Sic vos, non vobis, fertis boves aratra.“

Wir setzten uns auf die kleine Kuppe, neben welcher der Pfad nach Sterzing eingetreten ist. Von allen Seiten grüßten die Gebirge, und weil kein Laut, keine Blüte die Aufmerksamkeit ablenkt, so ist der Eindruck um so erhabener, um so majestätischer. Wesentlich mag dazu die Klarheit der Herbstluft beitragen, welche, durch keine Dünste getrübt, alle Umrisse rein und sicher erkennen läßt. Diese Jahreszeit wäre eigentlich den Malern am meisten zu empfehlen, schon wegen des

warmen Tones der Farben, welche die Landschaft bekleiden. Sie sind jedoch mit den Schnepfen bereits aus allen Tälern abgefahren. Auf einer solchen Höhe mag man dann die Wanderungen des Sommers überdenken; man genießt in der Erinnerung noch einmal jede Herrlichkeit und faßt für den nächsten Frühling die besten Vorsätze. Während ich mich diesen Eindrücken hingab, fand mein Sohn auf der Karte, daß wir viel näher nach Freienfeld als nach Sterzing hätten. Da ich im Jaufental, das uns zunächst muldenförmig eingeschnitten war, nichts zu finden wußte, so fügte ich mich seinem Wunsche um so lieber, weil er auch Steine zu tragen hatte.

So kamen wir zur Verwunderung des Wirtes wieder nach Freienfeld zurück. Vor Sonnenuntergang besuchten wir noch den Wallfahrtsort Trens, dessen Namen man von den Gießbächen — Torrentes — ableitet. Trens und das gegenüber liegende Stilfes gehören wohl zu den ältesten Ortschaften Tirols; wie wir im Staffler lesen, vergab bereits im Jahre 828 Quartinus, wohl ein Nachkömmling römischer Ansiedler, hier Güter an die Kirchen.

Uns interessierte zunächst die Wallfahrtskirche. Vor vielen Jahren hat man aus dem Schotter des Gießbaches ein hölzernes Marienbildnis gezogen und in einer Seitenkapelle rechts aufgestellt, wo es bald Wunder zu wirken begann, so daß man ihm aus den Opfern im vorigen Jahrhundert einen reichen Zopf-Altar errichten konnte. Es ist eine stehende, fast lebensgroße Madonna mit dem Kind im Arm. So einfach konnte man jedoch die Statue nicht lassen; man steckte sie in ein rötliches,

golddurchwirktes Tafftkleid ohne Taille und hängte einen strammen, blauen Seidenmantel hinzu. Nun sieht die ganze Gestalt aus wie ein schmales, gleichschenkliges Dreieck oder wie ein riesenhafter Dämmerfalter, der an eine Wand geflogen ist. Auf den Bänken knieten mehrere Mädchen, jede ihr brennendes Wachslichtlein vor sich; man sagt, die Mutter Gottes erweise sich besonders gnädig, wenn man sie um einen Bräutigam bitte. Jedenfalls steht sie dann ganz gut am Rande des Sterzinger Mooses und wir wünschen nur, daß diese Wirksamkeit sich besser bewahrheite als die neu entdeckte des benzoësauren Natrons — dann muß der Zulauf von Tag zu Tag um so größer werden, je weniger die jungen Männer noch Lust verspüren, zu heiraten. Früher geschahen aber auch Wunder anderer Art. Für eine christliche Mutter ist nichts schmerzlicher, als wenn ein Kind vor der Taufe stirbt, aber wo die Not am größten ist, hilft die heilige Jungfrau. Man legte nun solche kleine Leichen auf den Altar, die leise Bewegung eines Gliedleins, ein roter Fleck auf der Wange genügte dem Glauben und der Meßner erteilte die Nottaufe. Jetzt geschieht das nicht mehr. Die in guten Verhältnissen erbaute gotische Kirche wurde gerade restauriert, aber wie! Endlich verfällt man auch auf dem Lande auf die vielgepriesene Polychromie, da sieht dann eine Wand mit ihren neuen Mustern aus wie der Flügel eines Schlafrockes und ein Pfeiler wie das Hosenrohr eines Hanswurst. So wird uns die moderne Gotik verpfuschen, was das Rococo noch nicht verdorben hat.

An die Wallfahrt knüpft sich ein Handel mit allerlei christlichen Andenken: Amuletten, Rosenkränzen und

derlei Kleinigkeiten. Wir kauften einiges für fromme Innsbruckerinnen.

Auf dem Rückweg, ehe noch die Dämmerung angebrochen war, überraschte uns ein prachtvolles Meteor. Es strich quer über die Eisack-Schlucht von Südwest gegen Nordost, eine Lichtgarbe mit drei Feuerkugeln, die allmählich erlosch. Die Erscheinung wurde auch in andern Gegenden des Landes beobachtet. Ossian hätte sie wohl angesprochen: „Du später Wanderer des Himmels, wohin irrt dein Flug? Du strahlst wie ein Held, wie Fingal, doch jetzt wird deine Stätte nicht mehr gesehen und die seine."

Am nächsten Morgen konnten wir gemächlich frühstücken und erwarteten dann den Zug. Auf der Eisenbahn beginnt immer mein Kreuzweg und ich möchte mich wohl am liebsten auf das Dach eines Waggons setzen, um der Gesellschaft zu entgehen, die man gewöhnlich findet. Lesen mag man auch nicht immer, so beginnen denn die Fragen nach all' den Bergspitzen in der Runde oder gar, wo man den besten Wein und die billigsten Forellen treffe — kurz, man soll den lieben Leuten den Ankauf eines Bädeker ersparen. Manchmal freilich plaudert man gerne, wie jüngst mit zwei artigen Russinnen oder den hübschen Töchtern jenes Professors zu Göttingen, aber einem alten Geognosten geht es nicht immer so gut.

Auch das war überstanden. Jetzt wirbelt vor meinem Fenster der Schnee; mittlerweile sind jedoch die Knospen der Alpenrosen auf meinem Tische aufgeblüht, die ich vom Penser-Joch mitgebracht: „So dir geschenkt ein Röslein was."

Schalders und das Sarntal

19. bis 22. September 1878.

Der Wanderer, der Forscher in den Alpen wird endlich fromm, und er wendet sich stets, wenn auch nicht gerade an einen Kirchenheiligen, doch gewiß an den Jupiter pluvius, der in unenthüllter Majestät fast monatelang mit dem Nebelmantel auf unsern Jöchern sitzt. Ich hatte im letzten Herbst wieder einmal genug von dieser nassen Herrlichkeit droben und den nassen Barschen im Achensee drunten; Hammer und Bergstock waren zur Hand, und so stieg ich an der Franzensveste aus dem Waggon. Es war schwül, als ich nachmittags neben dem Damme der Eisenbahn nach Bahrn ging; um so willkommener der Schatten des Waldes, der mich bald aufnahm. Hier vereint sich der Süden mit dem Norden; herrliche Kastanienbäume mischen sich unter Lärchen und Föhren, darüber ragt der gebrochene Turm von Salern, wo einst die aufrührerischen Domherren mit dem Schwert einen Bischof bewachten, und blickt auf die modernen Villen und Gasthäuser, welche drunten der Touristenschwarm besetzt. Ich warf mich in das Moos, und wie ich durch die Blätter, welche der Herbst leise zu färben begann, zum Himmel emporschaute, sah ich bereits vom Süden die schweren grauen Wolken heraufschieben, welche nie Gutes bedeuten; der Wind

raſchelte in den Zweigen, und ein Zug Heher — das Volk nennt ſie nach der Art des Lockrufes Gratſchen — flog gegen das Tal, um ſich in den Maisfeldern für die Abreiſe zu ſtärken.

Aus dem Dunkel dieſer Wälder, aus der Schlucht mit dem ſchäumenden Bache tritt uns der Schatten eines Klaſſikers der deutſchen Proſa entgegen, der Schatten Fallmerayers, der hier oft wandelte und zwiſchen den blühenden Rhododendren von Kolchis ſich mit wehmütiger Sehnſucht an ſie erinnerte. Er war ein echtes Tiroler Herz: treu der Heimat, die ſich ſo wenig um ihn kümmerte, und doch wieder bezwungen von dem Wandertrieb in die Ferne, nach jenen Geſtaden, wo auch Jaſon das Goldene Vließ holte. Andere brauchen es nicht dort zu ſuchen; man ſagt aber auch, daß ſich der weiſe Fragmentiſt, als er von den Ereigniſſen im Orient hörte, im Grabe umgekehrt und ſich jede weitere Mitteilung aus den Sphären der Oberwelt verbeten habe. Ruh' er im Frieden; die Schickſale rollen, wo hätte ſie je die Stimme einer Kaſſandra beſchworen?

Ich folgte dem Fußpfade, welcher ſachte in dem Engtal von Schalders emporführt. Das Gehänge rückt beiderſeits ſteil heran; es beſteht aus einem grauen Schiefer, der die Feuchtigkeit bindet und ſo die fruchtbare Unterlage für die hohen, ſchlanken Stämme des Nadelholzes gibt. Ueberall ſtrömen Waſſer herab; alle Felſen verhüllt der üppige Pflanzenwuchs, und tritt das Geſtein frei hervor, ſo iſt es dicht beſtreut von den goldgelben Sporen einer Flechte. Mit Mühe konnte ich einige Handſtücke ſchlagen, die mir freilich über das Rätſel ihres Alters, ihrer Entſtehung keinen Aufſchluß

gaben, und so setzte ich mich weiter droben sinnend auf die Stufen einer Kapelle. Da kam eine alte Frau mit ihrer Tochter, etwa von fünfzehn, sechzehn Jahren. In dieser Einsamkeit ist bald ein Gespräch angeknüpft. Ich betrachtete das Kind mit den feinen, blassen Wangen und den großen Augen voll stiller Wehmut und fragte endlich: „Sie waren wohl im Bade?" — Die Witwe eines kleinen Beamten, hatte sie die Kreuzerlein zusammengespart und sich einige Wochen droben aufgehalten, ob der liebe Herrgott nicht durch seine Natur das Wunder tue, welches die Kunst der Aerzte nicht zu tun vermochte. Ich sagte tröstend: „Nun, ich bin ja auch ein Arzt; sie wird von diesem Leiden genesen, vielleicht recht bald." Ueber das bleiche Gesicht flog mit dem leichten Rot ein freundliches Lächeln; die Mutter blickte auf sie und sagte: „Da haben Sie ihr eine große Freude gemacht, denn sie möchte nicht sterben!" — Ich hatte sogleich erkannt, daß ihre Krankheit mit dem Tod heilen würde. Armes Kind!

Eine Begegnung anderer Art hatte bei der ersten Säge statt. Der Weg ist zwischen Felsen eingeschnitten, so daß man weder rechts noch links ausweichen kann. Dort trat mir ein prächtiger Stier entgegen, ein wahrer Riese seines Geschlechts, feist und wohlgenährt, obschon er schwerlich einem Junggesellenbund angehörte. Man hatte dem ungestümen Burschen den Vorderfuß und ein Horn zusammengeknüpft, um ihn zu hindern, auf fremdem Gebiete Annexionsversuche zu machen. Ich betrachtete diesen Urtiroler einen Augenblick mit Wohlgefallen, da schrie der Bauer hinter ihm: „Du, machst dich fort; wenn er dich angreift, ist's zu spät!" Ich

war mit einem Sprung auf einem Steinblock und ließ ihn nun vorbei; nachträglich erfuhr ich, daß er zu Sterzing unter dem Beil des Metzgers für seine Sünden büßen solle; er war ein Zögling des Klosters Neustift.

Das Bad Schalders, welches auf einem grünen Vorsprung liegt, ist altberühmt; das Fremdenbuch mit allerlei launigen Sprüchen beginnt im Sommer 1683. Wir haben da ein wohlerhaltenes Stück alttirolischen Kulturlebens, das uns an die schönen Tage erinnert, wo unsere Schützen mannhaft ihre Grenzen gegen jeden Feind schirmten, aber keine Reservisten von ihren Familien weg nach Bosnien geschleppt wurden; wo man Sigmund dem Münzreichen, der aber nie Münze hatte, die Steuern verweigerte, weil er für seine unehelichen Söhne Seidenstrümpfe kaufte, aber in den ungarischen Ausgleich noch nicht siebzig Percent dreinzuzahlen hatte. Ja, das war dort ein lustiges, reich bewegtes Leben; wer es kennen lernen will, der blättere in Guarinonis Folianten „Vom Grewel menschlicher Verwüstung" und lasse sich erzählen, wie damals die „geilen Wald-, Wust- und Venus-Esel" in den Wildbädern mit den schönen Frauen ihr Spiel trieben und die heidnischen Götzen Bacchus und Amor ganz ungeniert von einem vollen Panzen herab die katholische Gesellschaft beherrschten. Bei dieser mußte sich jeder, der neu ankam, als Hanns mit einer stattlichen Batterie Weinflaschen einkaufen; Standesunterschiede gab es hier nicht, und so finden wir das Bäuerlein neben dem Domherrn und Handwerker im frohen Reigen. Als ich die Treppe des Hauses emporstieg, war bereits die Nacht angebrochen, kein Mensch begegnete mir. Die Badegäste waren vor dem

ſchlechten Wetter zerſtoben und hatten den Speiſeſaal den Mäuſen überlaſſen, die ſich neben mir am Tiſche die Broſamen holten. Bald geſellte ſich der Wirt zu uns; da erfuhr ich manches von Land und Leuten. Bezüglich des Wetters zuckte er die Achſeln: das wiſſe jetzt ſelbſt der Barometer nicht genau; denn im Herbſte hätten die Wolken keine Hirten.

Nach 5 Uhr früh leuchtete mir ein helles Morgenrot in das Bett; raſch war ich angekleidet und trat ins Freie. Das Tal einwärts war ſehr gleichförmig, derſelbe Reichtum an Gras und Wald, aber die Umriſſe der Berge ohne Charakter. Die Holzhäuschen der Bauern klebten über dem Abgrund, daß man an die Santa Caſa von Loretto denken mochte, welche Engelshand an ihren Platz getragen; die Romantik der Lage gleicht jedoch die ſchwere Arbeit, welche der unebene Boden fordert, nicht aus, umſo weniger, da Knechte und Mägde nur für teures Geld zu haben ſind, weil jeder, der einen Bock von einer Gais unterſcheiden und den Peitſchenſtock ſchwingen kann, ſich davonmacht. Leiden die Städte an Uebervölkerung, ſo hat man jetzt auf dem Land zu wenig Hände und die Statiſtik weiſt von Jahr zu Jahr eine Abnahme der Seelenzahl in den Dörfern nach. Endlich gelangt man weit hinten zur letzten Anſiedlung; ſie gehört den Auguſtinern von Neuſtift und dient ihnen zur Sommerfriſche, ſo daß ſich jeder etwa vierzehn Tage an der reinen Alpenluft laben kann. Man mache keine ſpöttiſchen Bemerkungen über pfäffiſchen Müßiggang; dieſe Neuſtifter ſind als Prieſter ſehr tätig in der Seelſorge, was wir unſern fleißigen Geldbaronen juſt nicht als Sport empfehlen möchten, und liefern dem Gym-

naſium zu Brixen die Lehrer. Da meinte nun freilich einmal der Biſchof in einer Predigt: die Schüler an dem Gymnaſium ſeien duftige Roſenknoſpen; ich ließ ihm aber ſagen, er ſolle es nur einmal ſelbſt verſuchen, dann werde er finden, daß unter dieſen Roſenknoſpen nicht bloß viele Diſteln, ſondern auch Krautköpfe ſeien. Jede Mühe erntet aber ihren Lohn; ſo erhalten fromme Prieſter im Himmel einen Ehrenplatz neben der Unbefleckten, und auf Erden genießen ſie das Privileg der — Eheloſigkeit. Unter dem Schein der Humanität iſt es reine Bosheit, welche jenen den ſtillen Frieden, das Studium und die kanoniſche Häuſerin neidet, wenn man den Zölibat aufheben will. Führt ihnen moderne Fräulein, die mit der Zunge ebenſo emſig klatſchen, als mit der Hand die Friſur aufdrehen, an den Herd, dann iſt's aus für immer: ihr dürft über ſie lachen. Der Klerus weiß aber auch dieſes Privileg zu ſchätzen; fragt nur den Prälaten von Fiecht: da bin ich ſchön angekommen, als ich ihm vor einem Jahre in einem Feuilleton ein rundes, ſauberes Weiberl an den Arm hängen wollte.

Wozu jedoch dieſe Dinge? Je höher ich ſtieg, deſto tiefer ſenkten ſich die Nebel, bis ſie mir faſt wie ein naſſes Leintuch um den Kopf hingen. Ringsum alles grau und vor mir der graue Schiefer ohne Ende, aus dem ich viereckige Handſtücke ſchlagen ſollte. Oben etwas Gries und dann wieder grauer Schiefer. So ging es über das Joch. Endlich öffnete ſich die Ausſicht, der Nebel zerriß, durch die Luken ſchaute jedoch nicht der blaue Himmel, ſondern eine graue Wolkendecke, die mir eine Taufe in Ausſicht ſtellte, welche für alle Juden in Wien ausgereicht hätte. Umzukehren hätte mir auch

nichts genützt. So nahm ich den Weg unter die Füße bis zum Mönchsbrunnen, einer lauteren, klaren Quelle, die ihren Namen von einem Bock hatte, der hier, nachdem ihn die Hirten im Gebirg vergaßen, überwinterte. Weiter abwärts waren die ersten Bauernhöfe von Durnholz. Hier verwenden die Bauernburſche die langen Winterabende, um die oberſte Stange der Gatter, welche das Feld ſchützen, mit dem Meſſer zierlich auszuſchnitzeln und Sprüche einzuſchneiden, deren Buchſtaben ſie mit Zinnober färben. Ich bemühte mich öfters, dieſe Runenſtäbe zu entziffern, aber vergebens. Mein Träger ſchmunzelte, endlich ſagte er: „Ja, das ſinnen unſere Buben ſcharf aus, damit es nicht jeder, der kommt, leſen kann; da muß man beſonders klug ſein!“ — Einmal gelang es mir doch, und ich will aus beſonderer Gunſt das Geheimnis verraten:

Da geht man nicht hier in einen Garten,
Einen Schatz zu erwarten,
Weil man auf Erden keinen ſuchen ſoll,
Aber bei Gott im Himmel wohl.

Andere Proben von ſarntaliſcher Poeſie habe ich nicht zu bieten; hier verſtummte längſt vor der Predigt das Schnadahüpfl, die Zither vor der Orgel, und ſelbſt bei Hochzeiten duldet der heilige Eifer des Prieſters keinen Tanz; man hört am Tiſch nur das Grammeln der Kauwerkzeuge, als wäre man in einer Stube, wo Flachs gebrechelt wird. Dafür waren die Sarntaler Jünglinge bis vor kurzem als tüchtige Raufer bekannt; freilich geſchah dabei nie ein Unglück, denn um dieſe Schädel zu klieben, müßte man in Bayreuth den Hammer Thors borgen.

Drunten am See öffneten ſich die Schleuſen des Himmels, daß es auf dem dunkelgrünen Waſſer praſſelte wie Hagelſchlag. Hier war einſt das Eldorado der Forellen; in langen Schwärmen zogen ſie morgens am Ufer hin, um die bei Nacht hineingefallenen Kerfe zu holen. Abends ſchnalzten ſie luſtig in die Luft nach den Fliegen, welche über dem Spiegel tanzten. Jetzt iſt's vorbei; man fängt ſie mit Angeln und Netzen und genügt auch ſo den Forderungen gieriger Touriſten nicht. Früher erhielt der Pfarrer jährlich zwanzig Pfund zu je zehn Kreuzern, auch das iſt vorbei, und er mag ſich mit ſchnöder Mehlſpeiſe begnügen. Er iſt zugleich Gaſtwirt, waltet jedoch ſeines Amtes mit patriarchaliſcher Strenge; kein Bauer erhält mehr als einen halben Liter Wein auf einen Sitz und muß, wenn er ausgetrunken, weiter. Auch ich kehrte hier ein, fand jedoch den originellen Herrn nicht zu Hauſe. Die Kirche nebenan gehört noch in die Zeiten der Spätgotik; der Altar im Beinhauſe trägt die Jahreszahl 1513. Leider iſt er verſtümmelt. So trifft man in abgelegenen Winkeln Trümmer alter Kunſtwerke, die Zeugen des reichen Lebens im Mittelalter. Oft ſieht man noch auf den Hügeln einſame Kirchlein im Uebergangsſtil vom Romaniſchen ins Gotiſche; viel haben die barocken Reſtaurationen des vorigen Jahrhunderts vernichtet.

Im ſtrömenden Regen ging ich aus dem Gebiet des Schiefers in das des Porphyrs über. Während der Träger den Regenſchirm hielt, klopfte ich die nötigen Handſtücke, welche mir ſpäter die Vorträge über dieſes Gebirge erläutern ſollten. Vor Sarnthein überholte uns die Nacht; wir kehrten beim „goldenen Hirſchen" ein.

Die alte Wirtin fragte mich, ob ich Dispens habe? — Die hat ja jeder Reisende, zudem konnte ich mich selber dispensieren, wie jener Pfarrer, der, als ihm ein Knochen im Halse stecken blieb, die Absolution über sich sprach. Der Sohn meinte jedoch, beim Metzger sei Freitag Abends kein Fleisch; entweder schlug dieser aus christlicher Nächstenliebe weder Ochs noch Kalb oder die Sarntaler hatten mit oder ohne Dispens alles aufgezehrt. Ich glaubte das erstere; gleichviel! statt einem gebratenen Huhn stellte mir der junge Wirt das „Vaterland" auf; sechs oder sieben Nummern auf einmal. Da ich aber längst gelernt habe, des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, so stürzte ich mich wie Curtius in die schwarzen Spalten dieses Journals, und während ich in diesem Abgrund vergebens nach Goldkörnlein krebste, wurde für mich eine schmalzige Brennsuppe und ein fester Schmarrn fertig. Ich will damit das Wirtshaus „zum goldenen Hirschen" nicht verschandeln; Speise und Trank sind gut und billig, die Leute aufmerksam und gefällig, und daß sie ultramontan seien, wußte ich ja früher; das sind aber die meisten Gasthöfe alten Schlages, und doch ist man gerade hier sehr gut aufgehoben.

Bereits um 4 Uhr weckte mich das Ave der Glocken. Etwas später begann wieder eine zu läuten, eine volle halbe Stunde; daran schloß sich der Chor der übrigen. Die Sarner müssen an diesem musikalischen Instrumente eine große Freude haben oder nicht anders aus den Federn zu bringen sein, worüber man sich allerdings wundern möchte, denn diese Musterchristen beten abends nur den Rosenkranz, kneipen aber nie. Den Glockenton

begleitete das Fallen des Regens auf die breiten Schindeldächer. Ich trat ans Fenster, um auszulugen, der Wind blies mir kalt entgegen, unten huschten dunkle Gestalten zur offenen Kirchentür. Es war ein Bauernfeiertag, man sang und orgelte zu Ehren des heiligen Matthias. Ich zog mich später an und stellte mich vor die Kirchentür. Ich benütze den Platz vor der Kirche gern, um ethnographische Studien zu machen. Diese Sarner sind ein herrliches Geschlecht; hochgewachsen, stark und selbstbewußt. Nach einer Ortssage sind sie aus der Fremde eingewandert. Das bezieht sich wohl bloß auf die breitschulterigen Gestalten mit dem blonden Haar und langen Köpfen. Man darf an die Goten denken, welche sich nach ihrer Vertreibung aus Italien nur in diese Gegenden zurückziehen konnten. Es ist eine deutsche Rasse, aber von der baiwarischen, die übrigens bekanntlich in Bayern selbst sehr in der Minderzahl blieb, im Aussehen verschieden. Man braucht da nur an die Unter-Inntaler von Rattenberg abwärts zu denken. Doch überwiegt das dunkle romanische Element weit. Man sieht Bauernburschе, die man nur in die Kleider des römischen Landvolkes zu stecken brauchte, und niemand könnte sie von echten Ciociaren unterscheiden. Romanischen Charakter tragen zum mindesten drei Vierteile der Bevölkerung. Diese Zahl ergibt sich aber fast für ganz Tirol aus den Schädelmessungen. In geringerem Satz fast für ganz Deutschland, so daß die Deutschen längst aufgehört haben, das ungemischte Stammvolk des Tacitus zu sein. Wie mächtig war jedoch deutsche Kraft, deutsches Wesen, daß es all diese

disparaten Stoffe zur Einheit der Sprache und Sitten zu zwingen vermochte! Auch das alte, durch die neuere Gesetzgebung längst aufgehobene Recht der Sarner zeigt germanische Erinnerungen. Das Verfahren war öffentlich und mündlich; der Richter leitete die Voruntersuchung und überwachte den Gang des Prozesses; entschieden wurde durch die Stimmen von Geschworenen, welche die Bauern aus sich wählten. Selbst dem kanonischen Recht gegenüber behauptete sich dieser volkstümliche Gerichtsbann.

Die Gegend ist freundlich, ohne interessante Züge, denn das eigentliche Hochgebirge mit seinen Felszacken und Eisfirnen tritt kaum über den Horizont. Zunächst ernährt Landwirtschaft und Viehzucht die Bevölkerung, die Bauerngüter unterlagen noch nicht der heillosen Zerstücklung, es gibt Höfe mit fünfzig bis sechzig Stück Großvieh. Doch trägt auch der Gartenbau viel ein; nirgends gedeiht das Gemüse so schön und üppig wie hier, und wie die Spargel von Mori sind der Carviol, die Artischoken Sarntals berühmt. Große Ladungen gehen auf den Markt nach Bozen. Die Sarner nehmen auch fremde Kinder in Pflege, die hier für vierzig bis fünfzig Gulden jährlich ausgestattet werden; so manche Waise kam blaß und kränkelnd herein und kehrte mit roten Backen zurück. Das ruchlose Engelmachen kennen diese wackeren Bauern nicht. Allerdings sind sie dem Neuen schwer zugänglich; die Schulgesetze machten ihnen viel Kreuz. Wie mag es erst in der guten alten Zeit ausgesehen haben, wo die Höfe hoch im Gebirge während des Winters oft monatelang keine Verbindung mit dem

Haupttale hatten, ja die Bewohner eigentlich das ganze Jahr auf ſich angewieſen waren! Da wuchſen ſie auf wie die Fichten, ohne Lehre, ohne Religions-Unterricht.

Ein Bauer auf ſo einem abgelegenen Hof lag unter ſchwerem Leiden auf dem Totenbette. Da redete ihm der Geiſtliche zu: „Denk an unſern Herrn, der mußte am Kreuz ſterben und war doch der Sohn Gottes!“ Jetzt richtete ſich der Alte auf. „So ſterben hat er müſſen? Das braucht lang, bis es wir da heroben erfragen, iſt aber ſchon recht; da weiß er, wie's unſereinem tut, und er hat nichts voraus.“ Das iſt doch echt germaniſch.

Der Weg gegen Bozen geht ein paar Stunden eben fort, plötzlich ſenkt er ſich in die Tiefe, und man tritt aus dem Norden in den Süden; an den Häuſern und Lauben rankt die Rebe empor, ſtatt der Tannenzapfen winkt uns die ſtachlige Frucht des Kaſtanienbaumes. Bald beginnt die Ernte, der junge Wein gärt im Faſſe, und da ziehen die Städter hinaus, um zu törggelen, was ungefähr dasſelbe bedeutet, als wenn der Wiener ſeinen Heurigen trinkt. Da drunten rücken die Felſen ganz nahe an die Talfer, ſie beſtehen aus dem klüftigen roten Porphyr, deſſen Farbe als Komplement zum ſaftigen Grün der Landſchaft einen ſo warmen Ton verleiht. Immer wilder wird die Schlucht, die zerriſſenen Schrofen hängen über, daß man in der Dämmerung hinwandert, drunten ſtürmt der Bach, in den Spalten über uns gluckſt das Waſſer und fällt in ſchweren Tropfen nieder. Wo ſich eine Runſe auftut, beſetzen Holzſägen den Platz; hieher werden aus unſeren Wäldern die Muſeln getriftet und zu Brettern verſchnitten, die auf der Eiſenbahn weit

hinab nach Welſchland gehen. So werden unſere Gebirge immer holzärmer, die Muhren brechen immer fürchterlicher los und der rohen Gewinnſucht der Väter fällt die Zukunft der Enkel zum Opfer.

Ein Gatter ſperrt uns den Weg; wir müſſen Zoll zahlen; das Tal erweitert ſich jedoch, über den Römerturm von Ried erblicken wir Runkelſtein und eilen raſch an dem brüchigen Felſen vorbei; ſchon ſchaut die Mendel herein und auf der Waſſermauer erreichen wir mit dem Regenſchirm in der Hand Bozen mitten in ſeinen Weingärten, deren Trauben man auf dem Obſtplatze faſt teurer kauft, als zu Innsbruck.

Was machen? Ich hämmerte bis zur Dämmerung in den Porphyrtuffen des Virgl herum, ohne viel Neues zu entdecken.

In der Frühe mit dem Bahnzug nach Klauſen. Zu Waidbruck werfen wir einen Blick hinauf nach Layen, wo die Wiege Walthers von der Vogelweide geſtanden haben ſoll. Wir glauben nicht recht daran; ein großer Dichter wie Walther verleugnet den Boden nicht, aus dem er gewachſen, und wie die edelſten Weine, ſo behalten auch ſeine Lieder etwas vom Erdgeruche. Doch wollen wir im Vorüberfahren unſeren Leſerinnen, wenn ſich etwa eine mit dem Geognoſten in die Felſen verirrt haben ſollte, ein kleines Geſchichtchen zum Beſten geben. Droben zu Layen feierte man ein Waltherfeſt. Eine Dame, welche das etwas verfängliche Lied „Unter den Linden" kannte, fragte naiv, ob dieſe Linde nicht mehr da ſei. Ein Herr erwiderte: man habe ſie anſtandshalber etwas tiefer in das Tal zurückverſetzt!

Zu Klauſen ſtieg ich aus. Wie Sanct Antonius widerſtand ich mannhaft der Verſuchung, zum Kantioler abzubiegen, ſondern ſchlug mich in die Berge von Villnös, um die Pflichten eines redlichen Steinklopfers zu erfüllen. Was ſind da für ſchöne Melaphyre, Breccien, Porphyre, Diorite und Aktinolithſchiefer! — Und nun gar ein neues Mineral: der Zoidit! — Doch ich will nichts weiter veraten, ſonſt gehen die Gäſte des Walthergartens vom würzigen Humpen in die Steine und verderben mir das Geſchäft. — Als ich mit der Arbeit fertig war, habe ich freilich mittags auch noch einen Seitenſprung gemacht; das brauch' ich jedoch nicht zu beichten.

Aufwärts zum Brenner wurde es immer unluſtiger; es begann zu griſeln, die grauen Wolken, welche ſich tief und tiefer ſenkten, beſchleunigten die Dämmerung, ſo daß ich endlich die Vita nuova, die ich mitgenommen, einſtecken mußte.

Ich ſchloß das Fenſter und dachte an meine Gedanken, bis der Kondukteur die Türe des Waggons aufriß.

Bei Salurn

Ueber meine Frühlingsausflüge nach Italien habe ich in früheren Jahren allerlei erzählt; heuer kam ich nur nach Florenz und Venedig, und obwohl ich als Naturforscher manchen Seitenweg einschlug, den der Tourist am Leitseile Bädekers nicht betritt, so will ich dieses Mal ein anderes Gebiet schildern, welches der Dampfwagen links liegen läßt.

Ich stieg an der Klause von Salurn ab. Zwischen der Etsch und den hohen Gebirgen im Westen rechts ist das Tal breit und sumpfig; erst bei Kaltern drängen sich die roten Porphyrfelsen an den Fluß und schaffen hier eine Talsperre, welche in alter Zeit die stolzen Schlösser Leimburg und Leuchtenberg deckten, jetzt nur noch finstere Trümmer, in deren Nähe hie und da eine Pfeilspitze, eine gebrochene Klinge zu Tage kommt. Denn in dieser Gegend wechselten die Bischöfe von Trient und die Grafen von Tirol scharfe Hiebe, die nicht dem Himmelreiche, sondern irdischem Besitz galten. Am linken Ufer der Etsch springen die Kalkschrofen so steil gegen den Fluß vor, daß sie kaum der Straße Raum lassen, und begleiten ihn fast eine halbe Stunde. Unterhalb liegt die erste welsche Ortschaft: S. Michael mit seiner Abtei und dem Schlosse Königsberg, das der Cimbernkönig

Kols gegründet und der Feldherr des Domitian Lutatius erobert haben soll. Wo aufwärts die Felskouliſſen zurücktreten, liegt Salurn und gleich dahinter Sumpfland, das vielleicht die Etſch bei einer Wendung zurückließ. Hier ſteigen im Sommer die Dünſte der Malaria, an welcher auch die Dörfer ſüdlich von Bozen kranken; die fetten Aale geben keinen Erſatz für den Tod von Leifers, der nachts um die Häuſer ſchleicht. Nach einer Sage, die Nigrinus mitteilt, kämpfte hier C. Marius gegen die Teutonen; 140 000 fielen unter dem Schwert der Römer, 60 000 wurden gefangen; dann legten noch die Weiber die Harniſche der Gefallenen an und erneuerten die Schlacht, bis auch ſie erlagen und ſich verzweifelnd in die Etſch ſtürzten. Was übrig blieb, ſchloß einen Vertrag, zum Zeugnis deſſen das Schloß Feder (castellum foederis) ober Neumarkt erbaut wurde.

So die Sage; anderes und anders die Geſchichte. Sie zeigt uns, wie faſt überall, Deutſche gegen Deutſche im Bruderkampfe. Hier grenzten Franken und Langobarden, hier ſchlug Evin der Herzog von Trient Caminichis und tötete ihn. Faſt das ganze Heer der Franken erlag, nachdem es die Beute aus dieſen Gegenden verloren. Wenn ſich Franken und Langobarden ſtatt der unfruchtbaren Fehde, die nur den Päpſten zu ſtatten kam, vereinigt hätten! — Alle dieſe deutſchen Stämme ließen Reſte als Anſiedler zurück; ſo iſt wohl die Bevölkerung keines deutſchen Gebietes von ſo gemiſchtem Urſprung wie jene Tirols.

Salurn iſt dem Range nach ein Dorf; wer aber die großen Steinhäuſer der Güterbeſitzer, von denen mehrere ſich durch ausgedehnten Weinhandel bereicherten, an-

ſchaut, mag es wohl ein Städtlein nennen. Hier trafen Deutſch und Welſch ſcharf aufeinander; in den vierziger Jahren, wo die Flut aus dem Süden am mächtigſten ſchwoll, beantragte man bereits italieniſchen Gottesdienſt, italieniſche Verhandlungen im Gemeinderate. Dieſe Wogen haben ſich geſtaut, und was einwanderte, zunächſt Pächter und Arbeiter, verdeutſcht ſich allmählich durch die Schule; möchte man nur auch ſtets für deutſche Beamte ſorgen. — Die meiſten Einwohner ſind beider Sprachen mächtig; wenn auch die ſchöne Tracht unſerer Bauern verſchwunden iſt, ſo hat ſich doch der deutſche Charakter behauptet, wie den Unterſchied jeder merkt, der jenſeits der Klauſe das nahe St. Michael beſucht. Als das Bistum Trient an Oeſterreich fiel, wäre es ein Leichtes geweſen, das ganze Gebiet zu germaniſieren, und wir zweifeln nicht, daß Preußen, welches unter viel ſchwierigeren Verhältniſſen ſich Poſen angliederte, das noch in fünfzig Jahren zu ſtande brächte; der ſprachverworrene Staat an der Donau hat mit ſo vielen Hinderniſſen zu kämpfen, daß man in dieſer Richtung nicht viel erwarten darf. Wär' es geſchehen, dann hätte man freilich eine läſtige Frage: die des „Trentino" weniger; Vorausſicht und Berechnung der Zukunft beſaßen jedoch die Staatsmänner zu Wien nie, wie das ja ſchon der große Napoleon wußte. Die einzige Merkwürdigkeit Salurns iſt ein altes romaniſches Kirchlein, in das man jetzt Wein einkellert, und der Waſſerfall des Titſchenbaches, der von einer überhängenden Wand niederſtürzt. Da iſt es im Sommer kühl und ſchattig, da verſammeln ſich hie und da Männlein und Weiblein bei einem Becher friſchen Weines, und wo Bacchus

ſcherzt, findet ſich Eros wohl auch bald ein. Neben dem Waſſerfall links iſt Gemäuer und hinter dieſem Gemäuer ſollen ſich Grotten in den Felſen öffnen, wo noch, obſchon ſchwach, der Widerhall deutſcher Heldenſage tönt. Zwei Knaben fanden am Eingang der Schlucht ein Schwert mit goldenem Griffe im Boden ſtecken. Sie zogen es mit Mühe zur Hälfte heraus und gingen dann weiter. Tags darauf ergriff ein großer Mann in altertümlicher Kleidung den älteren der Knaben und entführte ihn in die Tiefe. Dort war ein ſchönes Schloß voll Glanz und Pracht, Marbel, Edelſteine, Gold und Silber. Hinten ſchlug jedoch ein großes Feuer auf. Da ſagte der Mann: „Hätteſt du das Schwert ganz herausgezogen, ſo wäreſt du reich, groß und mächtig, ich aber erlöſt; ſo muß ich wieder in die Lohe zurück.“ Und er ſprang in die Flamme. Der Knabe entfloh. Die Wölſungenſage meldet: „Als die Männer am Abend bei den Feuern ſaßen, trat ein Mann in den Saal, der ihnen unbekannt war von Anſehen; dieſer hatte einen fleckichten Mantel um, war barfuß und hatte Leinhoſen um die Beine geknüpft; er hatte ein Schwert in der Hand und einen breiten Hut auf dem Kopfe; er war ſehr groß und ältlich und einäugig; er zog das Schwert und ſtieß es bis auf das Heft in den Stamm und ſprach: „Wer dieſes Schwert aus dem Stamme zieht, der ſoll es von mir zur Gabe empfangen und er ſoll das ſelbſt beweiſen, daß er niemals ein beſſeres Schwert in ſeinen Händen trug als dieſes.“ Hierauf ging der alte Mann aus dem Saal und niemand wußte, wer er war oder wohin er ging.“

Dieſe Uebereinſtimmung iſt nicht zufällig; die

deutſche Heldenſage hat ſich mit Goten, Langobarden, Alemannen und Franken in Tirol angeſiedelt. Noch im ſiebzehnten Jahrhundert wußten die Bauern des Inntales vom König Dietrich, wie uns Guarinonius berichtet; zu Goſſenſaß am Eingang des Pflerſch mit den uralten Bergwerken hatte Wieland die Schmiede: auf dem Schlern blühte Laurins Roſengarten und trauerte Similde, an der Etſch überwand der Berner den Rieſen Wittich, ſein Waffenmeiſter Hildebrant wurde auf der Burg zu Garda geboren; mannhafte Helden erſchlugen Drachen zu Leifers und auf dem Nonsberg, den auch das Eggenlied mit dem Holnſtein bei Auer kennt. Daß gerade in Tirol ſo viele Handſchriften der Nibelungen entdeckt wurden, iſt wohl auch nicht zufällig. Und den Garten Deutſchlands mit den Enkeln der edelſten deutſchen Stämme ſoll man gleichgültig der Verwelſchung überlaſſen? — Welche Flamme des Zornes würde durch ganz Italien brauſen, wenn man das welſche „Trentino" verdeutſchen wollte? — In neuerer Zeit nimmt ſich die Regierung der Schulen beſſer an; ein deutſches Gymnaſium wurde zu Trient gegründet und gerade junge Italiener ſind es, welche es beſuchen. Als Vorkämpfer des Deutſchtums muß zuerſt der wackere Chriſtian Schneller genannt werden, dem wir ein treffliches Buch verdanken: „Sagen und Märchen aus Welſchtirol". Es iſt viel zu wenig bekannt und ſollte in keiner Jugendbibliothek fehlen. Auch aus dem Deutſchen Reiche laufen Beiträge für unſere bedrängten deutſchen Schulen ein; laßt euch die Pfennige nicht reuen, nachdem ihr den Welſchen an der Seine ſo tapfer auf die Pfoten geklopft. Wie Dr. Angerer, der Sekretär der Handels-

kammer zu Bozen, in ſeinem verdienſtvollen Buche: „Deutſche und Italiener in Südtirol" nachgewieſen, macht jetzt das Welſchtum keine Fortſchritte mehr und es wird überall Boden verlieren, wenn einmal die Etſch reguliert iſt und die Austrocknung der Sümpfe es den deutſchen Bauern möglich macht, ſich auf ihren Gütern zu halten. Wo ein übriges Flecklein iſt, ſollen nur welſche Arbeiter und Pächter kommen, das ſind brave und fleißige Hände und ein bißchen Aufmiſchung des Blutes ſchadet nichts.

Eigentlich war ich jedoch nicht zu den Salurnern und den Salurnerinnen gekommen, obwohl ich vor mehr als dreißig Jahren deren recht ſchöne gekannt habe und mir von ihnen den firnen kühlen Wein kredenzen ließ. Auch nicht der Heldenſage zulieb, mein Hammer erſchloß mir im Steinbruch ein viel höheres Weltalter; ich klopfte dort aus den Mergeln eine Menge foſſiler Pflanzen, welche freilich die Leſer gar wenig anmuten dürften. So mögen ſie denn in einer Fachſchrift verſteinert bleiben.

Aber auch die berühmte Hochburg wollte ich ſchon ſeit Jahren beſuchen, konnte es jedoch nie ausführen. Heuer gelang es mir endlich. Gegen Süden ſteigt der Geierberg unmittelbar aus der Ebene, eine pralle Wand neben der anderen und darüber ſind, was man vom Tale aus nicht ſieht, Einzelhöfe in grünen Mulden verſtreut.

Die Felſen ſind grau und gelb angewittert; aufgebaut aus einem feinkörnigen zuckerigen Dolomit, der wenig Verſteinerungen bietet und daher dem Geologen die Einordnung ſehr erſchwert. Schaut man von Norden hinauf, ſo erblickt man die mächtigen Trümmer eines

Schloſſes, faſt ſcheint es flach an die Wand geklebt. Von einem Weg iſt nichts zu bemerken, rechts und links brechen Schutthalden nieder, mit großer Mühe arbeitet man ſich über das Gebröckel empor, bis man endlich einen ſchmalen Ziegenpfad quert, auf dem ich, als er an den Schrofen führte, vorſichtig weiter ſchreiten mußte, denn die froſtigen Oſterwinde hatten ihn mit Eisgallen belegt. Je höher ich ſtieg, deſto weiter löſte ſich das Schloß von dem Hintergrund, bis mir die Hauptburg auf einer rieſigen Zacke gegenüberſtand. Dieſe war durch einen ſchmalen Grat, den eine Mauer ſäumte, mit dem Gebirge verbunden und hier erhoben ſich links auf unerklimmbaren Ecken, — denn die untere Hälfte der ſteinernen Stiege war hinabgebrochen — Befeſtigungen. Ich trat durch das Tor der Mauer und wandte mich rechts, der Felſen war gegen Weſt abgeſchrämmt in einen Hof mit ehemaligen Wohnräumen und Ställen.

Die enge Zugbrücke, welche zur Burg empor führte, war längſt vermodert und eine der Schwalben, welche zwitſchernd um die Trümmer kreiſten, hätte mir die Flügel leihen müſſen, um hinüberzuſetzen. Am Joſephitag wird ein Steg aus Brettern gelegt und abends zu Ehren des Heiligen alles mit bengaliſchem Feuer beleuchtet, was prachtvoll, ja zauberhaft ſein ſoll. Manchmal fahren auch Leute nach Saturn, die zwar das Pulver nicht erfunden haben, denen zulieb man jedoch auf der Hochburg böllert und weithin den Widerhall weckt. Die Burg war eigentlich Feſtung und diente als Hinterhalt der Talſperre, an der auch in den franzöſiſchen Kriegen blutig gerungen wurde. Joubert umging ſie 1797, worauf die öſterreichiſchen Generale, welche ſie

hüten ſollten, gar nicht dachten; bei Spinges und Aicha trieben ihn dann die Bauern ſeitab.

Ueber die Erbauung des Schloſſes, welches ſchon Paulus Diakonus erwähnt, wiſſen wir nichts; vielleicht gehörte es zu den Kaſtellen, welche Druſus „herabwarf", wie Horatius, der Hofpoet ſeines Vaters Auguſtus, pflichtgemäß ſingt. Bei den Kämpfen zwiſchen Ludwig von Brandenburg und den Luxemburgern wurde es zerſtört, dann wieder aufgebaut, denn die Werke links gehören bereits in die Zeit nach der Erfindung des Schießpulvers. Wann es verlaſſen wurde, iſt nirgends gezeichnet; Burglehner hat es auf ſeiner Karte von 1612 nicht mehr und auch das „immergrüne Ehrenkränzlein der Grafſchaft Tirol von Brandis" enthält es nicht.

Nur die Giebigkeiten waren den Beſitzern des Lehnes bis zum Jahre 1848 zu leiſten, dann wurden ſie abgekauft. Der alte Wirt zum weißen Röſſel erzählte mir: daß er jährlich zwanzig Kapaunen abliefern mußte, ein anderer ſechs Schinken, ein dritter acht Schweinſpalte, ein vierter ein Pfund Pfeffer, ein fünfter Kümmel, ob dieſer nach Berlin verkauft wurde? — ein ſechſter gar ein Staar — Fliegen! Man ſieht, damals war Humor bei der Sache, der freilich den modernen Steuerämtern längſt ausgegangen iſt. Eine Aehnlichkeit bleibt wohl: daß man damals ſo wenig wußte, zu welchem Zwecke die Fliegen? — als jetzt vielleicht da und dort: „Zu welchem Zwecke das Geld?" — Der Grundbeſitz war nicht groß, man nennt die Anweſen, welche ihn zuſammenſetzen, auch jetzt noch die Dynaſtie.

Und wem gehört denn dieſes vielumſtrittene Schloß? — Es wechſelte oft die Beſitzer, jetzt gebeut hier und auf

Enn, einſt der Burg des Schweſterſohnes vom blutigen Ezzelino de Romagna, die verwitwete Gräfin Albrizzi in Venedig, nicht wie Katharina Cornaro eine Tochter des goldenen Buches, ſondern eines öſterreichiſchen Generales aus der luſtigen Stadt Wien. Ihr Vater war dort in Garniſon; der junge Albrizzi hatte nicht mehr Raſt und Ruhe, bis er ſie heimführte, ſie verlor ihn jedoch ſchon nach einigen Jahren, und hat ſich trotz ihrer Jugend und Schönheit, welche allerorts umworben wurde, nicht mehr vermählt. Auch zwei blühende Töchter ſind vorhanden, ſollen ſehr ſchön, ſehr lieblich ſein, wie die Venezianerinnen auf den Gemälden Palmas blond und ſchwarzäugig — aber was geht das mich an?

Um Hochſalurn, welches manche die Haderburg nennen, ſpinnt ſich der Efeu der Wilkinaſage. Oder hat es unſer Germaniſt Ign. Zingerle nur erfunden? Er iſt ein Schlaumeier und weiß die Fäden ſo ſäuberlich zu einem hübſchen Gewebe zu ſchlingen, daß man ihm faſt glauben möchte. Wir geben der Vollſtändigkeit wegen die Sage nur kurz.

Da droben ſaß einſt der mächtige Jarl Rüdiger mit ſeiner holden Tochter Hildefried; neben ihnen der Onkel Brünſtein und der rieſenſtarke Ritter Samſon, welcher dennoch der Liebe nicht zu widerſtehen vermochte. Er entführte das reizende Fräulein in den dunkeln Wald und feierte dort bei Nachtigallenſchlag die Flitterwochen. Der Vater ſtörte jedoch die ſüße Minneruhe und mußte das ebenſo wie Brünſtein mit dem Leben zahlen. König Samſon erhielt einen Sohn Ermanrich, wußte aber als Recke nichts von chriſtlich germaniſcher Treue, ſondern tat wie die alten Patriarchen oder die Türken und er-

zeugte mit einer Nebenfrau den Sohn Dietmar, den Vater des feuerſchnaubenden Dietrich von Bern, deſſen Bronzeſtatue von Fiſcher ſie jüngſt in der Hofkirche zu Innsbruck blank ſcheuerten, wie einen kupfernen Molkenkeſſel.

All' dieſe Herrlichkeit iſt nun dahin; Berne wurde welſch und heißt nun Verona, Garten wurde welſch und Salurn wär' es auch, wenn die Herzensgelüſte der Irredenta erfüllt würden, wir dürfen daher den Stutzen nicht an den Nagel hängen trotz aller Liebenswürdigkeit gleißender Diplomaten.

Wann Salurn gegründet wurde, weiß man, wie erwähnt, nicht. Der Name zeigt wohl in die vorrömiſche Zeit zurück, obſchon man ihn auch vorläufig bei dem Mangel eines etruskiſchen Lexikons kaum zu deuten vermag. Daß es ſpäter echt germaniſch wurde, belegt eine charakteriſtiſche Sage aus dem Munde des Buben, der mir die Steine auf den Bahnhof trug. In Salurn hatte ein Bauer einen Knecht, den er ſehr ſtreng hielt und nicht gern zu den Weinfäſſern in den Keller ſchickte, obwohl dieſe leicht eine kleine Abzapfung ertragen hätten. Unſer Knechtlein ſtieg nun Sonntags, wo die guten Freunde beim Becherklang jubelten, einſam und verdroſſen auf die Burg. Da ſah er eine Treppe, an die er ſich nicht erinnern konnte, er ging hinab und kam zu einem großen Faſſe, auf dem ein feuriger Bock hockte. Das ſchreckte ihn nicht; er ließ Wein in den Schapfen rinnen und tät ſaufen, ja ſaufen wie Leydolts Landsknecht. Er kam nun jeden Feierabend ſtark angeheitert nach Hauſe. Endlich fragte ihn ein Freund und er vertraute dieſem in ſeliger Weinlaune das Geheimnis.

Von nun an war aber das Tor zu ſeinem Paradieſe geſchloſſen. So der Bube. Anders faßt Grimm die Sache aus den „Nachrichten von Geiſtern", welche 1737 zu Frankfurt erſchienen. Verlaſſen wir das unheimliche Gemäuer und blicken nun von einem Moospolſter in das Tal. Die Fluren ſind grün, die Bäume blühen ſchneeweiß und die Lerchen wiegen ſich in der klaren Luft. Da heroben im kalten Schatten regen ſich erſt die Knoſpen der Hainbuche, kaum hebt eine Anemone das ſchüchterne Auge und nur der rauhe Heiderich prangt in Purpurrot wie Hildefrieds Wange. Ein bißchen träumen tut auch einem alten Naturforſcher gut, freilich erinnert ihn die ſchnaubende, rauchende Lokomotive nur zu bald daran, daß Dietrich und Hildebrand nicht mehr durch den grünen Tann reiten.

Abends ſaß ich bei der Wirtin im ſchwarzen Adler zu Bozen, hier mögen tugendhafte Junggeſellen einkehren, der Wein iſt gut und ſchlägt ſichtlich auch bei ihr gut an; leider hat ſie kein ſchönes Töchterlein.

An der Sarca und Etſch

I.

Wenn ich einen Ausflug unternehmen will, pflegen meine Bekannten entweder daheim zu bleiben oder ſich mit einem Regenſchirm zu verſehen; dieſes Mal hätte ich auch einen Kahn gebraucht, denn ich mußte die traurige Ueberſchwemmung in Südtirol von Anfang bis zu Ende mitmachen. Eine ausführliche Schilderung derſelben zu geben, überſtiege den „Pegel" einer Wochenſchrift, und ſie liegt auch nicht in meiner Abſicht; wohl aber kann ich manches mitteilen, was vielleicht in anderer Beziehung Intereſſe bietet.

Schon am Morgen des 14. September begrüßten uns zu Trient Donner und Regengüſſe; wir wagten uns jedoch, dem Scirocco zum Trotz, in die Schlucht von Bucco di Vela und hofften, als ſich der helle Sonnenſchein auf den See von Doblino legte, eine glückliche Fahrt.

Zu Tione kamen wir abends an. Das Cavallo bianco iſt ein gutes und billiges Gaſthaus, jedoch mit beſchränktem Raume; man muß ſich nur wundern, daß hier noch kein Unternehmer ein Hotel hinpflanzte, denn die Gegend iſt prachtvoll und wäre zu einer Sommerfriſche ganz geeignet; auch die drei Täler, welche ſich hier öffnen, laden zu ſchönen Spaziergängen ein. Merk-

würdigkeiten beſitzt das große Dorf freilich nicht, es ſei denn, ein Naturfreund wollte die Kaſerne dafür erklären.

Das Valle di Rendena gegen Norden läßt ſich am eheſten mit dem Zillertal vergleichen: rechts und links Berge ohne beſtimmte Phyſiognomie, hoch hinauf bewaldet, mit zerſtreuten Einzelhöfen; wie das Zillertal bei Mayrhofen, gewinnt es erſt zu hinterſt bei Pinzolo mehr Charakter, jedoch ohne eigentümliche Schönheit. Es iſt das Eingangstor zu der erhabenen Gletſcherwelt des Adamello und der Preſanella, der gegenüber ſich die grauen Kalkzinnen der Brenta erheben. Für Ausflüge iſt wohl Madonna di Campiglio am geeignetſten, wo der jüngſt verſtorbene Righi ein Hotel erbaute, das mehr als hundert Perſonen Unterkunft gewährt. Auch die Italiener verlaſſen im Hochſommer gern die Marmorhallen ihrer Städte, die grauen Oliven und ſchwarzen Cypreſſen, die keinen Schatten ſpenden, und wollen den Harzduft nordiſcher Wälder atmen, das Rauſchen friſcher Alpenbäche hören. Darum ſieht man hier Gäſte aus allen Städten, von Rom bis Florenz und Mailand. Dem Deutſchen liegt das Etſchtal näher; das herrliche Stubai könnte für ihn ein Madonna di Campiglio werden, wenn nur jemand ein großes Gaſthaus bauen wollte, wie ein ſolches zu Goſſenſaß Touriſten aller Länder beherbergt.

Was nun die Bevölkerung anlangt, ſo erinnert auch ſie mehrfach an die Zillertaler, ohne jedoch falſche Biederkeit zu affektieren. Wie dieſe mit ihren Handſchuhen die Welt durchziehen, ſo begegnen wir den Männern Rendenas in allen Städten Europas, wo ſie

als Schleifer auftreten. Haben ſie etliche Francs im Sacke, ſo kehren ſie wieder heim, arbeiten als Bauern oder greifen wohl auch zur Büchſe, wie der Luſion von Caderzone, der ſelbſt Konſtantinopel und Alexandrien ſah. Man darf daher keine älpleriſche Naivetät erwarten; die Leute ſind ſchlau und gerieben, zwar freundlich und dienſtfertig, aber ſtets auf ihren Vorteil bedacht. Da ſie auf freier Scholle ſitzen und keine Padroni als Blutegel am Leibe haben, ſo gleichen ſie an Unabhängigkeitsgefühl den deutſchen Bauern: dieſe Gemeinden bewahrten ſtets den ſouveränen Biſchöfen von Trient gegenüber eine gewiſſe Selbſtändigkeit. Als ihnen dieſelbe durch die napoleoniſche Geſetzgebung geraubt wurde, da bildete der Bauer Collini von Pinzolo eine Bande und führte auf eigene Fauſt den Krieg gegen den allmächtigen Korſen. Nachdem ſich ſeine Genoſſen verlaufen hatten, blieb er allein, bis er 1813 auf ſein Gut zurückkehren konnte. Er erhielt, wie andere Schützenhauptleute, eine Penſion, ſprach aber gelegentlich ſeine Verwunderung darüber aus, weil er doch nur für die Freiheit des Heimattales gefochten und an Kaiſer und Reich gar nicht gedacht habe. Seine Taten und Erlebniſſe verdienten wohl eine ausführlichere Darſtellung; noch gibt es Leute genug, die ihn kannten und quellenmäßige Mitteilungen zu machen in der Lage wären. Einiges erzählt uns Perini.

Die Bevölkerung Rendenas iſt jetzt gut katholiſch; das Bild des heiligen Vigilius, den ihre Väter marterten, erhebt ſich auf den Altären der Kirchen. Sie waren treue Anhänger des alten Saturnus, wie ihre Nachbarn auf dem Nonsberg. Das Mittel, welches der glaubens-

eifrige Bischof ergriff, um sie zu bekehren, war allerdings etwas drastisch. Er stürzte den Götzen vom Gestell und begann eine eifrige Predigt; die wütenden Heiden steinigten ihn jedoch und warfen die Leiche in den Fluß, der sie fast bis Tione fortwälzte. Der Ort Mortaso soll davon den Namen haben, daß einer der Männer ausrief: „Morto tace!“ Das geschah nach der Legende im Jahre 406.

An die Religiosität heftet sich nur zu häufig der Aberglaube. Vom Val di Genova, das sich tief und schluchtig gegen Westen zieht, erzählt man schauerliche Dinge: das Konzil von Trient habe die bösen Geister dorthin verbannt und die Hexen hielten daselbst ihre wüsten Tänze. In Nordtirol spuken sie auf dem Falljoch bei Hall.

Eine andere Aehnlichkeit mit dem Zillertal zeigt der Schatz von Volkspoesie. Auch hier erzählen Mütter ihren Kindern Märchen; wenn auch in fremder Tracht, erkennen wir doch unser liebes Rotkäppchen mit dem Wolf: Compare Lupo! Nachts ziehen die Jünglinge vor das Fenster der Geliebten; einer spielt die Harmonika oder Guitarre, der andere singt, und wer weder das eine noch das andere gelernt hat, bezahlt wohl einen Dorfkünstler, um statt seiner einzutreten. Auch die Mädchen haben ihre Lieder, mit denen sie in der Einsamkeit der Kammer oder im Feld ihren Gefühlen Ausdruck geben. In älterer Zeit sang sie eine beim Tanz vor und begleitete sich dabei auf dem Tamburin, jetzt ist dieser Brauch fast verschwunden. Die Strophen dieser verschiedenen Gesänge haben wohl Aehnlichkeit mit den toskanischen Strambotti und manches derselben mag

mit den Schwalben nach Norden verflogen ſein; vieles hat gewiß im Tale ſeinen Urſprung, wie man auch einen eigenen Namen für dieſe zierlichen Poeſien hat: Maitinade. Es wurden deren bereits geſammelt und gedruckt; wir fügen als Probe eine Ueberſetzung bei:

Schöne, die Du Sonntags geboren biſt, —
Montags betracht' ich Dein holdes Geſicht,
Am Dienstag erhielteſt die Taufe Du,
Am Mittwoch gleichſt Du dem Paradieſe,
Am Donnerstag ward gezuckert Dein Mund,
Freitags warſt Du ſchöner als die Narziſſe,
Samstag, o Teure, ein Blumenſtrauß,
Sonntags geh' ich zu lieben aus:
Nach der erſten Meſſe oder der zweiten,
Wenn nicht auch nach dem Frühſtück bei Zeiten.

Ich habe mich bemüht, die Ungenauigkeiten von Vers und Reim nachzuahmen; dem Volke kommt es hier nicht auf Korrektheit an, ſondern nur auf den einfachen Ausdruck der Gefühle. Kleine Liedchen in der Form der Ritornelle hört man wohl auch; man könnte ſie in ihrer Kürze den Schnadahüpfeln vergleichen.

Wer ſich nach den Liedern ein Bild der Buben und Mädchen entwerfen wollte, würde ſich gewaltig täuſchen. Das ſind Welſche ganz gewöhnlichen Schlages: klein, braun, zottelig und ſchmutzig; nichts von einer ſchmucken Bauerntracht, wie im Zillertal, oder von der elaſtiſchen Kraft unſerer Senner. Die Häuſer, in denen ſie wohnen, erinnern mit ihren Schindeldächern an nordiſche Muſter; die Aehnlichkeit iſt jedoch nur ſcheinbar und bedingt durch die gleichen klimatiſchen Verhältniſſe. Ihre Sprache iſt ein rauher Dialekt der lombardiſchen Gruppe

und demjenigen, welcher aus der Grammatik und den Schriftſtellern Italieniſch lernt, völlig unverſtändlich; wie wir vernehmen, gibt demnächſt Profeſſor Gartner eine Abhandlung darüber. Und das iſt gut; denn er weicht und verſtummt allmählich vor der Schulſprache.

In den Adern dieſer Bevölkerung rinnt wohl kaum ein Tropfen deutſchen Blutes, wie es ſich in hohem Prozentſatz den Ueberreſten der Romanen öſtlich der Etſch miſchte. Vielleicht hat ſich hier der etwas mythiſche rhätiſche Stamm ziemlich rein erhalten. Sagen berichten von Trümmern römiſcher Kaſtelle; man kann das zugeben, weil ſie den Uebergang in das Nonstal ſicherten. Auch Karl der Große ſoll im Kriege gegen die Longobarden hier durchgezogen ſein. An der Turmwand der Kirche St. Stefano bei Cariſolo ſtellt ein Gemälde vom Jahre 1500 den Papſt und den großen Kaiſer dar; in gotiſcher Schrift iſt ſeine Fahrt geſchildert und werden die Privilegien aufgezählt, welche er erteilte.

Der Hauptreichtum der Gemeinden ſind die ſtattlichen Nadelholzwälder, welche ſich weit hinüber gegen den Sulzberg und Graubünden erſtrecken. Hier hauſt noch der Bär; ein Jäger ſagte mir, daß in der Gegend von Madonna di Campiglio wenigſtens fünf mit Kind und Kegel an der Sommerfriſche teilnehmen. Auf der Bocca di Brenta begegnete im verfloſſenen Sommer ein ſolcher Wanderer einem Touriſten etwa auf dreißig Schritt, trabte jedoch ruhig vorüber. Die ſonnigen Abhänge im Val di Genova ſind mit Himbeerſtauden bedeckt; man ſammelt die Früchte und liefert ſie nach Italien; doch muß man im Herbſt Nachtfeuer unterhalten, um die Bären, welche ſich gern einladen, zu ver-

ſcheuchen. Während meiner Anweſenheit ſchwemmte der Wildbach des Daone einen Bären herab, welcher in den geſchwollenen Fluten ertrunken war; der glückliche Finder meldete ſich beim Bezirksgericht zu Tione um das Schußgeld! Wegen der weiten Ausdehnung der Wälder und der Unwirtlichkeit des Gebirges iſt es ſchwer, den Bären beizukommen, doch hat ein Jäger in Villa bereits achtundzwanzig erlegt. Die Gemſen ſind noch zahlreich; es dürfte gut ſein, das Abſchießen derſelben ſtreng zu überwachen.

Pinzolo beſitzt eine große Merkwürdigkeit, und zwar in erſter und zweiter Auflage. Gehen wir an der ſtattlichen Pfarre vorbei gegen Norden, ſo erreichen wir bald eine kleine gotiſche Kirche, welche dem heiligen Vigilius geweiht iſt. Der Friedhof, der ſie umgibt, iſt verwahrloſt, wie wir es bis jetzt ſo ziemlich in allen Dörfern beobachteten. Kaum ein beachtenswertes Denkmal; zwiſchen den armſeligen Kreuzlein wuchert die Melde, der Gänſefuß, die Brenneſſel. Zu Riva ſind die meiſten Gräber gar nur mit einem numerierten Stein bezeichnet, ſo daß man ſich an den bekannten Vers erinnert: „Numerus sumus et fructus consumere nati!“ Im Schiff treffen wir einige überladene Altäre, um deren ſchwarze Säulen goldenes Rankenwerk wuchert. Mehr Aufmerkſamkeit würden die gut erhaltenen Fresken des Chores heiſchen, die uns in einem Zyklus das Leben des heiligen Vigilius zeigen; wir ſchenken ihnen jedoch nur einen flüchtigen Blick und kehren zur ſüdlichen Außenwand mit ihren verbleichenden Geſtalten zurück. Deutſchland, Frankreich iſt die Heimat der Totentänze; es überraſcht uns, hier einen

ſolchen zu finden. Er zieht ſich als Fries unter dem Dachſimſe hin, und wir können leider die Anſicht, daß hier eine eigenartige Schöpfung italiſchen Geiſtes auftauche, nicht beſtätigen. Der Maler hält ſich treu an den längſt bekannten Kreis der Vorſtellungen und begibt ſich, da er ſeine Geſtalten einzeln vorüberziehen läßt, jedes Anſpruches auf Kompoſition. Voran ſitzt ein gekröntes Skelett mit einem Dudelſack; zwei andere Skelette in aufrechter Stellung begleiten auf Poſaunen, eben wie überall. Dann kommt Chriſtus am Kreuze, dem der Tod einen Pfeil durch das Herz geſchoſſen, — das iſt vielleicht neu. Nun folgen die Stände, Papſt, Kaiſer u. ſ. w.; der Geiſtliche, der an der Kutte fortgezerrt wird, erinnert an Holbein. Den Schluß macht das Skelett eines Kindes, welches einem nackten Knaben ein Windrädchen reicht. Dann folgt ein Skelett hoch zu Roß, welches Menſchen niederreitet und ſie mit den Pfeilen eines unerſchöpflichen Köchers trifft. Das letzte Bild der Reihe zeigt uns den Himmelsritter Michael, welchem der Teufel ein Schuldbuch vorhält; der Böſe iſt aber wie immer geprellt, denn über ſeinen Hörnern ſchwebt die ſchneeweiße Seele aufwärts. Sprüche erklären die Bilder; wir laſſen uns am erſten genügen:

Ich bin der Tod und trag' die Kron'
Als Herr von jeglicher Perſon,
Und bin ſo wild, ſo ſtark und rauh,
Daß ich dring' durch Tor und Mauerbau;
Und jener bin ich, dem die Welt erbebt,
Wenn meine Sichel ſich im Kreiſe hebt.
Was immer ich berühr' mit meinem Pfeil:
Weisheit, Schönheit, Kraft gewährt kein Heil.
Sei's Herr, ſei's Frau und auch nur ein Vaſall

Er tritt gezwungen ein in dieſen Ball.
Du mußt beſchau'n, o Sünder, meine Geſtalt,
Denn dieſer wirſt du werden ähnlich bald;
Beleidige drum Gott auf keine Art,
Daß du nicht fürchten mußt die Todesfahrt.
Ob ſchlecht, ob gut, da miſch' ich ein mich nicht,
Ich laß die Seel' dem ewigen Gericht,
Und wie du deine Arbeit haſt vollbracht,
So wird dir auch die Rechnung einſt gemacht.

Unter dem Totentanz ſehen wir die ſieben Todſünden. Teufel führen Männer und Frauen gebunden vorüber; ein Tier ſymboliſiert das Vergehen. So ſchreitet neben einem zärtlichen Liebespaar ein bärtiger Bock. Die Gemälde ſtammen aus dem Jahre 1539 und ſind die zweite Auflage ähnlicher Darſtellungen an der Kirche von San Stephano am Eingang in das Val di Genova. Hier haben wir die Jahreszahl 1519. Inſchriften nennen als Meiſter Simone Averraria da Baſcho. Die Art der Pinſelführung weiſt ihn unter die Lombarden. Der Dionyſius von Averraria, welcher 1483 mit einem Anflug Mantegneſker Manier die Außenwände der Kirche von Pelugo ſchmückte, iſt wohl ſein Vater. Die Gemälde gehören zumeiſt der Antonius-Legende; großen Anſpruch auf Bedeutung dürfen weder Vater noch Sohn erheben.

II.

Am 15. September erwachten wir zu Pinzolo im Hotel. Wir traten vor die Tür: auf dem Tale lag ein fahles Licht und überglänzte den Schnee, der tief herabreichte. Ein lauer Wind schob schwere Wolken am Gehänge hin; man konnte nur ahnen, was sie bargen, bis ein Blitz ihren dunklen Schoß spaltete und unter dem Dröhnen des Donners der Regen in Strömen niederstürzte. Die Schneedecke löste sich höher und höher das Gebirge hinauf; ich ergab mich für ein, zwei Tage in Geduld und griff in meinem Zimmer zu Rousseaus Heloise, für dieses Sturmwetter eine angemessene Lektüre. Hier atmet bereits der Scirocco der französischen Revolution, der in Molières Misanthropen erst leise weht; mit schwülem Gluthauch zehrt er freilich vorläufig nur an der Eisdecke, welche auf den Völkern lastete, aber nur zu bald sollte die verheerende Sintflut über Gerechte und Ungerechte hereinbrechen.

Nach Mitternacht weckte uns ein unheimliches Rauschen und Poltern, auf der Gasse erschallten Stimmen, über die Zimmerdecke flog abwechselnd Lichtschimmer. Wir rissen das Fenster auf: die Leute liefen beim Schein der Laternen mit Schaufeln und Picken

gegen Giuſtino, — dort vermochte ein großes Feuer kaum die ſchwarze Regennacht zu durchdringen. Ein lautes Krachen, — es bedeutete den Einſturz der ſteinernen Brücke. Wir mußten warten bis zur Dämmerung, welche ſich eigentlich nie zum Tag aufklärte. Der Regen ſtrömte ununterbrochen. Vor dem Hauſe rann ein Bach; weiter drüben tobte die Sarca und warf die braunen Wogen zornig am Abhange des Berges empor. Wir eilten in das Dorf, — überall Jammer und Verwirrung. Dann ſchlugen wir den Seitenweg gegen Careſol ein; die Brücken waren abgeriſſen und ſo hatten die Bauern auf dem rechten Ufer keinen Arzt, keinen Prieſter, keine Obrigkeit. Die Männer von Careſol haben jedoch von ihrer Freiheit einen ſehr ſchlechten Gebrauch gemacht, ſie gerieten in Streit, wo die Schutzwehre anzubringen ſeien, indem jeder ſein Haus decken wollte, und von den Worten kam es zu einer tüchtigen Keilerei, die gefährlich zu werden drohte. So mußte denn ein Gendarm durch Sturm und Unwetter auf einem langen Seitenpfade über das Gebirge und ihnen auf der Spitze des Bajonettes den Oelzweig des Friedens bringen.

Vor uns war der Damm durchbrochen, das Waſſer ſtaute ſich bereits zum See. Auf einem Seitenweg erreichten wir den Fluß und gingen auf dem Kamm des Steinwalles vor, wo die Bauern den weiten Riß mit Holzblöcken ſtopften und ihn mit Brettern abzuleiten ſuchten. Er ſchleuderte metergroße Blöcke gegen den Damm, der unter ihrem Anprall zitterte; aus dem Waſſer ſchallte es wie Kanonenſchüſſe, wenn ſie aufeinander ſtießen. Da warf ſich die Flut auf das andere Ufer und ließ Holzſtücke und zerſchundene Bäume auf

einer Bank von Geröll zurück, auf die man über einen querliegenden Balken gelangen konnte. Sogleich wagten ſich Leute rittlings hinüber, um dieſe Beute zu holen; aber der Fluß wendete ſich wieder, und ſie entrannen kaum der Todesgefahr.

Plötzlich flogen in raſendem Tanze die Trümmer der Sägen von Campiglio vorüber; auf der Straße begegnete uns ein alter Mann, der, die Hände ringend, zum Himmel ſchrie: „Mein Sohn iſt verloren, mein Sohn iſt verloren!“ Vergebens ſuchte ihn der Pfarrer zu tröſten. Der Mann hatte ſich vom armen Taglöhner durch Fleiß und Sparſamkeit emporgearbeitet; jetzt ſpielten die Wellen die Frucht ſaurer Jahre hinweg, und er kann als Greis wieder von vorn anfangen. Darnach fragte er aber gar nicht, er rief nur nach ſeinem Sohne. Mit tiefſtem Mitleid ſchritten wir dem Hintergrunde des Tales zu. Da begegnete uns ein junger Menſch, — es war der Totgeglaubte. Wir riefen ihm zu, er ſolle ins Dorf laufen; der Vater bejammere ihn als tot. Er hörte uns wie ſtumpfſinnig an, als hätte die Gefahr, der er wie durch ein Wunder entronnen, ſeine Lebensgeiſter verwirrt.

Mit Bedauern ſahen wir den Schwalben zu. Der wuchtige Regen hatte alle Kerfe in den Boden geſchlagen; ſo flogen ſie über den Lachen und Tümpeln nach Nahrung; manche fiel halbverhungert ins Waſſer und wurde dann von einem Falken geholt, der auf einer Mauerecke lauerte.

Das dauerte vier, fünf Tage: keine Möglichkeit des Entrinnens, kein Bote, keine Poſt, kein Telegraph, — ſo mag es im Mittelalter geweſen ſein. Da lernt man

erſt die moderne Kultur ſchätzen, mögen wir auch ihre Nachteile noch ſo ſchwer empfunden haben. Unſer pfiffiger Wirt meinte: wenn ſich auch der Himmel kläre, ſo würden wir doch vor acht Tagen nicht abreiſen können. Als aber der Regen ein wenig nachließ, war mir gar nicht mehr bange; ich entwich und gelangte ohne große Gefahr nach Tione. Wenigſtens fanden wir hier Geſellſchaft. Ein Bataillon Infanterie ſaß kriegsgefangen im Ungewitter, mit den Offizieren ließ ſich angenehm verkehren, im Kaffeehaus trafen wir den Bildhauer Pilz aus Wien, der unwillig in die dicken Wolken ſtarrte, als wollte er daraus ein Modell kneten.

Am Morgen hörten wir wieder das gewohnte Praſſeln der Dachtraufen. Himmel und Erde ſchienen in einen Brei zuſammenzufließen; man konnte weder zu Fuße noch zu Wagen weiter; die Straßen nach Judicarien und der Scaletta waren verwüſtet, und ſo mußten wir uns, wie Philoktet, auf unſerer Inſel zu bleiben entſchließen.

Das eifrigſte Studium des Barometers brachte uns kein ſchönes Wetter; endlich fuhr aber der Nordwind dazwiſchen und riß die Nebel in Fetzen. Wir griffen zu den Bergſtöcken und ſetzten uns raſch in Bewegung. Freilich nicht auf der Landſtraße; es blieb uns nur ein Ausweg: über den hohen Durone. Eine Notbrücke führte uns über den geſchwollenen Bach; von Zuklo geht der Weg ſchräg aufwärts durch den Wald. Wir atmeten freier, als wir wieder blauen Himmel über uns hatten und die ſchimmernden Eisſpitzen des Adamello-Gebirges herübergrüßten. Die Alpenroſen waren verblüht; wir konnten uns aber duftende Alpenveilchen

pflücken, und ſo erreichten wir fröhlich die Höhe, obwohl auf dem Pfade der Bach niederſchäumte und wir immer von Stein zu Stein hin- und herhüpfen mußten. Droben überraſchte uns der Anblick eines ſchmutzig-grünen Sees von mehr als einer Viertelſtunde Umfang; das Waſſer bedeckte am Ufer den Grasboden, und ich ſuchte daher in der Generalſtabskarte Aufklärung. Der See war nicht eingetragen, und ein Bauer ſagte mir, er ſei erſt durch den Regen entſtanden. Hier konnte man ſich die beſte Vorſtellung von der ungeheuren Maſſe der Niederſchläge machen.

Vor uns breitete ſich nun ein weites Becken mit fruchtbaren Hügelwellen und zerſtreuten Dörfern; der Bach in ſeiner tiefen Runſe konnte hier keine Verwüſtung anrichten. Gegen Süden verlief es in ein Moor; als Wächter ſtanden hohe Berge mit kahlem Scheitel und geräumigen Päſſen. Ich wüßte in unſeren Alpen keine ähnliche Landſchaft, zwar nicht großartig, aber idylliſch abgeſchloſſen. Im Jahre 1848 war ich hier mit meiner Schützenkompagnie durchmarſchiert, ich konnte mich jedoch kaum noch an Einzelheiten entſinnen.

Bei Schloß Tenno wurde es Abend. Hier erlitt Picinnino, der Feldhauptmann Viscontis, eine Niederlage durch die Venezianer. Hier vertrauerte der ehrgeizige Kardinal Adriano da Corneto zwei Jahre; er war der innige Freund des ſcheußlichen Papſtes Alexanders VI., der ihn trotzdem vergiften wollte, ſich jedoch durch die Verwechslung der Flaſchen dabei ſelbſt den Tod einſchenkte; hier in der Nähe ſtand 1866 der äußerſte Vorpoſten Garibaldis, welcher in das gelobte Land auslugte, ohne es, gleich Moſes, zu erreichen, weil

ihm die Oeſterreicher ihre Bajonette als Riegel vorſchoben. Unweit von hier führt ein Saumpfad nach Bezecca, wo die Oeſterreicher mit verhältnismäßig geringer Macht einen Vorſtoß wagten. „Sie flohen mit erhobenen Füßen," heißt es in den Aufzeichnungen des Alten von Caprera, — nun, da ſind gewiß die elfhundert gefangenen Rothemden nur zu ihrem Privatvergnügen nach Riva mitgelaufen.

Wir ſtiegen auf dem ſteilen Wege hinter dem halbverfallenen Schloß in die Ebene von Riva. Leider war auch hier vorläufig kein Ausweg, weder über Mori noch von Trient weg. So benutzte ich denn die Zeit, um die Steinblöcke zu betrachten, welche ein Erdbeben unlängſt auf die Straße gegen Ledro herabgeſchleudert hatte. Ein metergroßes Trumm war durch das Dach eines Hauſes in das Erdgeſchoß gefahren, wie der Stadt überhaupt von dieſer Seite die größte Gefahr, vielleicht einmal der Untergang droht. Der Mittelpunkt dieſer Erſchütterung war wieder Caſſone, wo ſie viel heftiger wirkte und die Mauern einer Villa zum Berſten brachte. Früher ſchrieb ich ſie der mächtigen Quelle zu, welche unter der Kirche hervorſprudelt und ſogleich Mühlen treibt; ich meinte, ſie lauge das Kalkgebirge aus, daß es einſtürze. Jetzt betrachte ich den Vulkanismus als Urſache, denn die Unterſuchungen der letzten Jahre überzeugten mich, daß der Montebaldo nördlich von Malceſine vielfach durch Ausbrüche von Baſalt zerrüttet ſei. Entdeckte man doch unweit Brentonico jüngſt eine warme Quelle im Schutt der Tuff-Ablagerungen.

Auch auf der Straße um den Monte Brione lagen Maſſen von Sandſtein; hier hatte wenigſtens der breit-

ſchultrige Seismos den Geognoſten vorgearbeitet, und ich konnte eine kleine Zahl ſchöner Tertiär-Petrefacten ſchlagen, die mir ſonſt nicht zugänglich waren. Die Wäſſer der Sarca waren bereits geſunken; ſie hatte die fruchtbare Ebene verſchlammt, jedoch einen großen Teil des Mais und der Trauben verſchont, ſo daß die Ziffer des Schadens, die man anſetzt, etwas hoch ſcheint. Torbole iſt übrigens auf mehrere Jahre mit Holz verſehen, welches aus der Sarca aufgefiſcht wurde.

„Iſt denn gar kein Weg, iſt denn gar kein Steg!“ hätte ich am dritten Tage ſingen mögen, denn auch hier behaupteten die Leute, man könne nicht fort, und über den Gotthard wollte ich doch nicht nach Innsbruck heimkehren. Da brachte mir der Feldzeugmeiſter Graf Thun Erlöſung von den Herrlichkeiten Rivas; ich traf ihn abends im Kaffeehaus, hochverwundert, ob er etwa auf den Flügeln der Schwalben eingewandert ſei; ihm verdankte ich die Nachricht, daß man auf Umwegen Bozen erreichen könne, und ich ließ mich für den Omnibus einſchreiben, in dem ich am anderen Morgen Riva den Rücken kehrte. Freilich lernte ich hier eine welſchtiroliſche Eigentümlichkeit kennen. Man gab Billette für vier Coupeeſitze, obwohl deren nur drei waren, und ließ uns Fremden teurer zahlen; ein naſeweiſes Bürſchchen meinte: das ſei in der Ordnung, den Einheimiſchen gebühre doch ein Vorzug.

Hinter Arco war die Straße weithin abgeriſſen. Der Omnibus ſuchte einen Seitenweg; wir mußten ausſteigen und wurden in die Maisäcker gewieſen. Endlich ſtanden wir vor einer Mauer, ungefähr von doppelter Mannshöhe. Wie ſollte man auch daran gedacht haben,

eine Leiter hinzuſtellen? So mußten wir gleich Eidechſen oder Wieſeln an den Fugen emporklettern, wie es eben ging, und noch einem wohlgenährten Pfäfflein herüberhelfen. Wir fluchten und wünſchten nur, daß auch ein Beamter, ein möglichſt dicker, dabei geweſen wäre, dann hätte man wohl ſchleunigſt abgeholfen. Hinter Dro erheben ſich quer über den Weg die berühmten Marocche-Hügel von hundert Fuß und darüber, etwa acht bis neun hintereinander. Sie ſind aufgebaut aus Schutt und Steinblöcken, manche hausgroß: Kalk, Gneis, Dolomit, Glimmerſchiefer, wie ſie die Gebirge der Täler rückwärts lieferten; öde, wüſt und unfruchtbar, eine Reihe von Schanzen, welche die Gletſcher vorſchoben, — Moränen der Diluvialzeit.

Dieſe Gegend ſcheint eigens zum Studium der alten Gletſcher hergerichtet; Tafeln, welche der Alpenverein errichtete, machen auf die Rieſentöpfe bei Vezzano und die Gletſcherſchliffe bei Terlago aufmerkſam. Willkommen iſt dem Wanderer der vino Santo. Einſam und düſter, eine Ruine über Ruinen, blickt auf die Landſchaft das Schloß Drena, welches den Uebergang nach Cadine bewachte; die Geſchichte erwähnt ſeinen Namen nicht, und die Geiſter der Sage fliegen wohl auch nicht mit den Nebeln um ſeine grauen Zinnen, denn für die armen Colonen hier iſt die Vergangenheit ſtumm und lautlos; ſie haben genug mit der harten Gegenwart zu ringen.

Den nächſten Morgen im Etſchtale aufwärts. Was wir geſehen, zu ſchildern, hieße Waſſer in die Ueberſchwemmung tragen. Vor Neumarkt mußten wir den Wagen verlaſſen und im zähen, roten Lehm der Wein-

berge weiterſtapfen. Ein junger Herr aus München konnte dem Gelüſt nach Trauben nicht widerſtehen, es faßte ihn jedoch alſogleich ein Saltner und forderte das Strafgeld. Er verweigerte es trotzig und wurde vor das Gericht geführt, wo er einen höheren Betrag zu erlegen hatte. Man darf es den Leuten in ihrem Unglücke nicht verübeln, wenn ſie ſolche Spatzen zur Strafe ziehen. Von Neumarkt nach Auer war die Straße ganz unfahrbar und wir hatten den Seitenweg hoch über den Berg Montan und Enn einzuſchlagen. Ich hatte ſo manchmal von dieſen Höhen das Etſchtal, dieſes Paradies Tirols, überſchaut, ſinnend und träumend vom reichen Leben der Natur und der großen Vergangenheit. Und jetzt: über den Pergeln mit den blauen und gelben Trauben ſumpfte die ſchmutzige Flut, in welche der Regen wie Tränen niedertropfte; durch das Land der Pfirſichbäume, wo ſonſt die Nachtigall ſang, wand ſich der Aal, und ſtatt des frohen Rufes der Winzer ertönte überall die laute Klage, die Bitte des Hungers nach Brot, das Flehen um einen Fetzen Gewand!

Mag ein Dichter, wie Kleiſt, in ſeinem „Frühling" dieſe Szenen beſingen, — ich preßte die Hand auf den Mund vor Herzeleid.

Möge das Naturereignis nicht auch noch eine geſchichtliche Bedeutung gewinnen! Dieſe Bauern an der Etſch und Rienz, deren Herd zerſtört iſt, waren ſtets die treue Vorhut des deutſchen Volkes im Süden; helft ihnen, denn ihre tapfere Bruſt ſoll auch in Zukunft unſer Wall bleiben!

Von Auer hatte ſich ein Herr in einer Kaleſche vormittags durch das Waſſer nach Bozen gewagt; wir

mieteten daher einen Stellwagen und verſuchten das gleiche. Bei den Steinbrüchen mußten wir ausſteigen und auf einem Notſteige, den man eben herſtellte, über das Gerölle des Porphyrs klettern. Das Waſſer ging den Pferden bis an den Bauch; ſie gelangten jedoch ſchrittweiſe wieder ins Trockene. Zu Leifers erklärte uns der lange Wirt, er gebe uns keinen Wagen; wir ſollten alſo bei ihm übernachten. Das taten wir aber nicht. Einige Herren fanden ſpäter eine Kutſche; ich ging die kurze Strecke bis Bozen zu Fuß und war herzlich froh, als ich mich endlich bei meiner guten alten Schwarzadler-Wirtin vor Anker legen konnte.

Ein eigenes Leben war Tags darauf in Kuntersweg, wo die Eiſenbahn jeden Verkehr an ſich gezogen hatte. Man glaubte ſich in alte Zeiten zurückverſetzt. Auf der Strecke von Blumau bis Azwang, die nicht fahrbar war, wimmelte es von Touriſten und Gepäckträgern, bis Briren von Fuhrwerken. Als ich die Verwüſtung überſchaute, trat ein Bauer zu mir heran und ſagte: „Seht, Herr, das Waſſer hat ſein altes Recht geſucht und hat es gefunden ohne Advokaten.“ Dieſe ſchlichten Worte bezeichnen das Dämoniſche der Naturkraft, wie es kein Dichter beſſer vermöchte.

Wir gelangten auf ſchlüpferigen Pfaden an den buſchigen Abhängen und auf Feldwegen nach Klauſen. Mir aber war der Zwirn ausgegangen; denn die Reiſe ſollte nicht ſo lange dauern; und ſo mußte ich denn als alter Profeſſor tun, was ſich nur für junge Studenten ſchickt: pumpen — zum herzlichſten Gelächter des Wirtes und der Gäſte.

Ehe ich nach Norden reiſte, wollte ich noch einmal

eine Landſchaft des Südens überſchauen. Mein Sohn mußte den Töchtern des Wirtes einen Spruch in das Album ſchreiben, ſo ſtieg ich allein auf dem ſchroffen Pfade zum Turm von Branzoll empor. Auf der Terraſſe waren Bänke angebracht; ich ſetzte mich nieder und blickte einem Eſel nach, der mit deutſcher Wut in den erſehnten Süden ſtürmte. Wieviel Geſchichte hatte dieſes Tal geſehen von den alten Rhätern und Römern an bis zum Pater Haſpinger, der bis zum Ausbruch im Jahre 1809 die Zelle jenes Klöſterleins bewohnte. Aber auch die Poeſie hat ſich auf dieſen Höhen angeſiedelt. Am Turm prangt die Marmortafel zu Ehren Liutolds; hinter dem Gehäng birgt ſich die ſtolze Troſtburg, die Heimat Oswalts; wo ſich das Tal erweitert, ruht der kampfluſtige Streiter, ſinnt Pater Vinzenz auf Sprüche und ſpießt Ungeziefer; zu ſeinen Sammlungen haben Damen freilich nicht Zutritt, der hl. Franziskus von Aſſiſi wußte wohl warum er ſeinen Söhnen dieſen Verkehr unterſagte. Dort über die Föhren ſchaut das rote Dach von Gufidaun, dort baut J. Zingele die berüchtigten Zwetſchken und wirft jedem die Kerne in den Bart, der bezweifelt, daß Walter zu Layen geboren ſei.

Auf dem Bahnhof dampfte die Lokomotive, welche uns nach Innsbruck bringen ſollte; heut klang mir ihr greller Pfiff lieblicher als der ganze Parſifal Richard Wagners!

Pflanzenbilder aus Tirol

Die Almroſe! Wem jubelt nicht das Herz, wenn er ſchon den bloßen Namen hört. Mitten im Qualm der Städte denkt er zurück an den ſeligen Tag, wo er zum erſten Male auf einer Spitze des Hochgebirges über ſich den tiefblauen Himmel trunkenen Blickes weithin über Gletſcher und Ebenen ſchaute, bis das Aug' geblendet von all der Herrlichkeit wieder zurückkehrte und ausruhte auf dem Raſenteppich zu Füßen, aus dem ſich der dunkle Kelch der Gentianen neben den Roſetten des Leinkrautes und den zierlich gefranzten Eisglöckchen erhob. Ueber den Grat zieht es purpurn in den Abgrund. Die Steinblöcke leuchten purpurn empor, ja, das iſt die Almroſe, ſie feiert jetzt ihre Blütenzeit und Dolde drängt ſich an Dolde, wohin du ſchauen magſt, kaum, daß die Felſen ſchroff und rauh den bunten Schmuck abzuwehren vermögen. Schön iſt der Frühling überall, am ſchönſten droben in den Alpen, denn was ihm dort an Länge fehlt, erſetzt er durch die Prachtfülle landſchaftlichen Reizes und der Blütenwelt. Die Almroſe! Der Flachländer kennt nur die Gattung, der Sohn des Gebirges unterſcheidet mehrere Arten. Zunächſt begegnet uns das rauhblätterige Rhododendron, eine Pflanze, die ſtets nur auf Kalk gedeiht und die Schutthalden, Matten und

ſteilen Wände der mächtigen Bergzone ſchmückt, welche ſich den Zentralalpen vorlagert. Um ſich zu entwickeln, bedarf ſie nicht gerade großer Höhen, wenn ſie feuchten Schatten findet, verſchmäht ſie auch die Ebene nicht, daher trifft ſie der Wanderer ſchon mehrere Meilen weit vom Gebirge bei Waſſerburg in einer Biegung des Innufers. Das länglich eiförmige Blatt iſt am Rande rauh gewimpert, daher der Name. Unter ihren Genoſſen prangt vor allen die Jochaurikel, die Stammmutter all der zahlloſen Varietäten von Aurikeln, welche in Gärten und Töpfen gezogen werden. Die wilde iſt goldgelb und übertrifft an Duft die Zöglinge der Kultur, ihre ſchönen Blüten locken den Aelpler im Frühling hinauf in die ſteilen Wände, damit er Sonntags den Hut ſchmücken oder dem Dirndl einen Strauß reichen kann. Vor einigen Jahren ſtürzte ein Student, der für das Grab ſeiner Mutter die ſeltene Blume pflücken wollte, von den Schrofen des Achſelkopfes und wurde zerſchmettert in das Haus des Vaters gebracht. Der Aelpler nennt die Aurikel Stoableaml oder Bathenze. Bisweilen, aber nicht in jeder Gegend, findet ſich nebenan der Edelheidrich, auch eine Art Rhododendron, von welcher jedoch der Flachländer nichts weiß, weil ſie ſchon verblüht iſt, wenn für ihn die Saiſon der Alpenwanderung beginnt. Es iſt ein ſehr nettes Pflänzlein; die Blättchen, nicht größer als die des bekannten Quendels oder Felsthymians und ihnen auch an Geſtalt ähnlich, ſtehen dichtgedrängt am Stengel, die blaßrote, große Blume iſt nicht röhrenförmig, ſondern flach, ſo daß ſie eigentlich eher als ihre Schweſter den Namen der Roſe verdiente. Den Kalk meidet die roſtblättrige Almroſe,

das rhododendron ferugineum der Botaniker, wenn ſie auch, inſofern er nur etwas Kieſelerde enthält, auf ihm zu leben vermag. Sie blüht früher als die rauhblätterige, die Dolden ſind größer und meiſt dunkler gefärbt, das Blatt iſt haarlos, auf der Unterfläche roſtrot getupft; ſie bewohnt ausſchließlich das Gebirge und verirrt ſich kaum je in eine Schlucht unter 4000 Fuß. Nur ein einziges Mal traf ich ſie mit gefüllten Blüten auf ſehr üppigem Boden; den Gegenſatz zu dieſer Ueberſchwänglichkeit der Entwicklung liefert eine Spielart mit weißen Blumen, der ich bereits einige Male begegnete und die nach Tſchudi auch in der Schweiz einzeln vorkommt. Man kann ſich nichts Zarteres denken, als die faſt durchſcheinenden Blüten dieſer Pflanze auf den Zweigen mit myrthenähnlichem dunkelgrünem Laub. Wenn ein Senner eine Staude weiß, bewahrt er das Geheimnis ſorgfältig, nicht etwa, um die Blume zu verſchachern, ſondern damit ſein Mädel vor allen Genoſſinnen ein Sträußchen am Mieder trage. Dieſe Almroſe geſellt ſich gern zur Pinie der Alpen, dem prächtigen Zirmbaum, der die Aeſte mit den harzigen Zapfen ausbreitet wie die Zweige eines ſchönen Kandelabers; an der braunroten Rinde hängt der gelbe Bart der Fuchsflechte und im Moospolſter, der ſeine Wurzeln vor der Sonnenglut ſchützt, ſiedelt ſich ein kleines Heer zierlicher Kräutlein an. In den Mulden, welche die Almroſe meidet, weil tief in den Sommer hinein dort Schnee liegt, wächſt der blaue Speick, der Vetter der Jochaurikel, welcher jedoch, wie dieſe den Kalk, den Schiefer liebt und dort oft ſo dicht gedrängt wächſt, daß der Wind ſein Arom weithin trägt. Ein zierlicher Schaft, der jedoch

einen klebrigen Saft ausſchwitzt, trägt eine dichte Dolde veilchenblauer Blüten, die leider ſehr hinfällig ſind. Zwiſchen den Blumen ſtecken in jeder Furche des Bodens die Lappen einer Flechte, deren Oberfläche grünlichbraun iſt, während die Unterſeite das reinſte Safrangelb zeigt. Neben den Almroſen ſiedelt ſich auf den Geröllhalden der Berge überall die Gemskreſſe an, ein kleines Kraut mit ſchneeweißem Blütenſchopf, das der Aelpler manchmal zu Brot und Butter ißt, in der Meinung, dadurch ſeine ohnehin gewiß nicht ſchwache Bruſt zu ſtärken. Zwiſchen den Büſchen der Almroſe bekleidet den Boden das feine Zweigwerk der kriechenden Azalea. Ihre beſcheidenen rötlichen Blüten laſſen kaum ahnen, daß auf dem Himalaya, Hindukuſch und Kaukaſus ihre ſtolze Verwandtſchaft ſelbſt den Almroſen — und welch' herrliche Arten gibt es dort! — das Recht der königlichen Würde über die Blumen des Hochgebirges ſtreitig macht. Daß die Almroſen ſchon früh die Aufmerkſamkeit der Hirten, denen ſonſt ein gutes Futterkraut für die Kühe, welche ihr Blatt meiden, lieber iſt, als die ſchönſte Blume, erregte, beweiſt die Sage, welche ſie unverkennbar mit dem alten Thor in Verbindung ſetzt. In manchen Gegenden heißt ſie Donnerroſe, und ſo wie die Hauswurz auf dem Dache den Blitz abhält, zieht ſie ihn an; wer ſie bei einem Gewitter auf dem Hute trägt, wird erſchlagen.

Die Bienen ſaugen gern Honig aus ihr, doch gilt dieſer als betäubend. Uebrigens ſind die Almroſen nicht bloß poetiſch, ſondern auch proſaiſch nützlich; man beginnt jetzt bereits in manchen Gegenden die Blätter zu ſammeln, gepulvert werden ſie zum Grünfärben und

Gerben verwendet. Wo das Holz im Gebirge ausgerottet iſt, wird ſie auch zum Feuern geſammelt; freilich ein ſpärlicher Notbehelf! Daß die Almroſe eigentlich nicht zu den Roſen, ſondern zu den Heidekräutern gehört, weiß der Leſer ſchon längſt. Die Farbe verlieh ihr den Namen. Neben der Almroſe erhebt ſich aber hie und da die eigentliche Roſe der Alpen, obgleich ſie trotz ihrer Schönheit und Größe meiſtens nicht beachtet wird. An Geſtalt gleicht ſie ganz der überall in Deutſchland vorkommenden Heckenroſe, nur iſt die Blume wie aus dem feinſten roten Samt geſchnitten und das Laub zarter. Du magſt ſie furchtlos pflücken, ſie hat keinen Dorn, der verletzen könnte. Die verſchiedenen Sorten Almroſen ſind jedoch nicht die Pflanzen, denen der Senner beſonderen Wert beilegt. Mühſam klettern alte Männer, welche ſonſt keiner Arbeit mehr gewachſen ſind, und verroſtete Geſellinnen die graſigen Abhänge empor und hauen mit dem ſcharfen Pickel die langen Wurzeln der Gentianen aus dem Boden. Weiter drunten in einer waldigen Runſe raucht über einem Steinhaufen, der eine Hütte vorſtellen ſoll, ein Schlot; hier wird aus den geſammelten Wurzeln Schnaps gebraut, der berühmte Enzeler, welcher dem Aelpler als Univerſaltinktur gegen alle Krankheiten gilt und für teures Geld verkauft wird. Der echte Enzeler iſt nicht leicht zu erlangen, ihn zu ertragen gehört ein eigener Magen, auch der Geſchmack behagt nicht jedem. Wir wollen uns nicht mit Aufzählung der Arten, welche in den Deſtillierkolben wandern, beſchäftigen, ſondern nur beifügen, daß die zahlreichen Gentianen von den winzigſten Formen bis zu der großen gentiana lutea, deren hohe Blüten-

ähre einem Königsſzepter mit goldenen Sternen gleicht, ebenſo der Schmuck der Polarlandſchaft ſind, als der höchſten Alpenmähder. Manche von ihnen erſcheinen vereint mit den Primeln, ſchon im erſten Lenze, auch das Tiefland verſchmähen ſie nicht, ſo entfaltet die ſtengelloſe Gentiane ihren tiefblauen Kelch ſelbſt auf dem Petersberg bei Halle. Dazu das große Heer der Steinbrecheſ mit ihren zierlichen Formen, die ſonderbar geſtalteten Orchideen, von denen das purpurbraune Köpfchen des Brunelles am beliebteſten iſt, der auch Milch und Butter das Arom der Vanille mitteilt, wenn das Vieh davon frißt. Da muß man auch den Eisranunkel erwähnen, der ſeine ſchneeweißen oder rötlichbraunen Blüten nur auf den höchſten Spitzen auslegt, als ſollte ſich bloß Gemſe und Adler an ihnen erfreuen.

Seine edelſten Kräuter ſucht jedoch der Aelpler nicht in den bis jetzt aufgeführten Sippen. Sie ſind in einer Familie vereint, die der Botaniker als Körbchenblütler bezeichnet, deren Form wir dem Laien dadurch in das Gedächtnis rufen, daß wir ihn an die bekannte Kamille, das Maßliebchen, die Sternblume erinnern, welche ſein Fuß faſt bei jedem Spaziergange über Feld ſtreift. Dort ſchimmert aus der Felſenſpalte und im Tobel, den herabgeſtürzter Schutt ausfüllt, das goldene Rund der Gamswurz, ähnlich dem Volverlei oder der Arnika; ſcharf und aromatiſch wie dieſe iſt ſie berufen durch ihre heilſamen Wirkungen. Wenn die Gemſe, vom Jäger verfolgt, ſcheu vor dem Abgrunde bebt, der jeden Ausweg zu ſperren ſcheint, ſo nagt ſie ſchnell von jenem Kraute und ſpringt nun ſchwindelfrei und wunderbar geſtärkt über die Kluft, ſo daß ihr der Jäger, der bereits ſeiner Beute

gewiß zu ſein wähnte, mit offenem Maul nachſchauen kann.

Das Edelweiß — wer hätte es nicht ſchon geſehen, wenn auch kaum auf ſeinem natürlichen Standorte, doch wenigſtens auf dem Hute irgend eines Strudelwitz oder des berüchtigten Berliner Gemſenjägers? Die Pflanze iſt nämlich bereits ein Gegenſtand der Spekulation geworden, man holt ſie überall von den Bergen und liefert ſie ballenweiſe an die Galanteriewarenhändler, welche ſie meiſt mit Goldflinſerln und Silberdraht verziert verkaufen. Das Edelweiß hat eine ſehr einfache Naturgeſchichte. Seine oberſten Blätter, mit dichtem weißem Filz überzogen, bilden eine ſtrahlige Roſette, welche, einer Blume ähnlich, von Unkundigen leicht dafür gehalten wird, während die eigentliche Blüte ſo unſcheinbar iſt, daß man ſie nur dann bemerkt, wenn die gelben Staubfäden vorſtehen. Die Pflanze ſucht gerne ſteile Kalkfelſen; je höher dieſe ſind, deſto gedrungener ihr Bau, deſto weißer der Filz, welcher ſie überſpinnt. Man kann die Pflanze leicht in Gärten und Blumentöpfen hegen, ſie artet jedoch bald aus, treibt bloß ſtaubig graue Blätter und erzeugt plumpes Kraut. Schieferboden iſt ihr ebenfalls nicht zuträglich. Es iſt übrigens ein Irrtum, zu meinen, das Edelweiß wachſe nur an ſteilen Felſen, ſo daß man, um es zu pflücken, der Steigeiſen bedarf. Auf manchem Gebirge gibt es Stellen, wo es zwiſchen dem Riedgras des flachen Gehänges prangt, freilich iſt dann Kalkfels die Unterlage und die Krume des Bodens ſehr dünn. So kam es von Schmirn in Obernberg und dem berühmten Monte Baldo, der hinabſchaut zum blauen Garda und dem furchtbaren

Feſtungsviereck am Mincio. Neben dem Edelweiß, das der Schweizer trivial Katzenpfötli nennt und wenig achtet, nickt der ſchlanke Schaft der Frauenraute, deren ſchneeweiße Blütendolden faſt an die der bekannten Schafgarbe erinnern. Am Tage Mariä Himmelfahrt bindet ſie das Volk gerne zu dem Blumenſtrauße, der in der Kirche geweiht, das Haus und Feld vor Wetterſchäden beſchirmen ſoll. Gehen auch wir zur Kirche, denn heute bleibt kein Senner auf dem Joch, ſo heilig iſt das Feſt, wir können daher auch die Recken des Landes betrachten. Da ſteht einer wie ein Rieſe, das Hemd durch den roten Hoſenträger feſtgehalten, um den fleiſchigen Schenkel ſchlottert das ſchwarze Beinkleid mit rotem Zwickel; das Knie iſt nackt, über die pralle Wade ſpannt ſich der Wollenſtrumpf mit gegittertem Strickmuſter, der Fuß ſteckt in derben Holzſchuhen. Vor der Bruſt, recht damit es alle ſehen ſollen, hält er den Hut angedrückt mit einer üppigen Wermutſtaude drauf. „Wermutſtaude!“ Er lacht dir mit höhniſchem Trotz ins Geſicht und murmelt: „Wermutſtaude!“ „Die Jochraute läßt er aber gewiß dort, wo ſie ſteht.“ Jetzt erſt betrachteſt du die Pflanze näher, du ſiehſt, daß ſie doch von Wermut verſchieden iſt. Der Senner hält dir ſie unter die Naſe und begierig ſaugſt du den würzigen Duft ein. Am Himmelfahrtstage Joch- oder Edelraute auf dem Hut zu tragen, darauf iſt jeder Senner ſtolz. Dort, wo ſie wächſt, kommt freilich nicht jeder hin, und kommt er hin, ſo kommt er bisweilen nicht mehr zurück, oder wenn er zurückkommt, doch zerſchmettert vom ungeheuren Sturz. Gewöhnlich läßt man ſich, um dieſer vielbegehrten Pflanze habhaft zu werden, an

langen Stricken über den Felſen hinunter und reißt ſie mit einem Haken los. Freilich vergehen wenige Jahre, wo man nicht vom Tode eines ſolchen verwegenen Hirten hört, die andern laſſen ſich aber nicht abſchrecken, und auch der Schreiber dieſer Zeilen war ſchon vorwitzig genug, eigenhändig Jochraute zu pflücken, wobei er allerdings ſeine Keckheit auch bald mit dem Leben gebüßt hätte. Die Jochraute behält wie das Edelweiß auch trocken Form und Farbe; wer ſich daher einen Büſchel geholt, kann ſich den ganzen Winter am Dufte und der Erinnerung der beſtandenen Abenteuer freuen. Mit der Edelraute ſchließen wir unſere Kräuterbüchſe, nachdem wir dem Leſer noch eine Zauberpflanze vorgelegt. Es iſt ein Lauch, deſſen Blätter ähnlich denen des Wegerich einen ſehr ſtarken Geruch verbreiten. Der meiſt zweigabelige Wurzelſtock ſteckt tief im fetten Boden und iſt von mehreren Häuten überzogen, welche die Form eines Maſchennetzes oder des Kettelwerkes eines Panzerhemdes haben. Das iſt Allermannsharniſchwurz, die ſiegbringende, welche unter gewiſſen Konſtellationen aus der Erde gegraben, unverwundbar macht. Wer's nicht glaubt, mag's probieren, er hat vielleicht recht bald Gelegenheit dazu, wenn's losbricht am Rhein, am Po und an der Eider.

Edelweiß und Jochraute

Wem fällt bei dieſem Namen nicht der ganze Zauber der Alpenwelt ein? Der Berliner Gemſenjäger erinnert ſich an die Blumenbrecherin, welche ihm für ein paar Groſchen ein Sträußlein davon verkaufte, und rühmt ſich dabei der Liebe einer urwüchſigen Sennerin. Der echte Bergſteiger denkt an ſo manche ſchroffe Spitze, die er erklommen, um ſeinen Hut mit dieſen Blüten zu ſchmücken. Wir wollen unſeren Leſern einiges von der Art dieſer Pflanzen, ihrem Vorkommen und den Lebensbedingungen, unter denen ſie auftreten, mitteilen. Freilich müſſen wir einige trockene botaniſche Notizen mit in Kauf geben, wollen uns aber befleißigen, ſo wenig pedantiſch zu ſein als möglich.

Beide gehören zur Familie der Compositae oder Körbchenblütler, welche ſich durch ſehr beſtimmte Merkmale von allen andern unterſcheidet. Körbchenblütler nennt man ſie deswegen, weil, was dem Laien eine einzige Blume erſcheint, bei näherer Unterſuchung eine Fülle winziger Blümchen iſt, die, auf einem flachen Boden ſtehend, von einem Kreiſe übereinander geſchindelter grüner Blätter oder bräunlicher Schuppen umhüllt ſind. Die Form dieſes Körbchens erinnert oft

an antike Vaſen, man betrachte z. B. die Kornblume. Den Blütenboden können wir am beſten bei der großen Sonnenblume betrachten, er iſt hier ziemlich flach und trägt ſpäter die Samen. Sie zeigt uns auch die kleinen Blütchen ſehr deutlich. Uebrigens gibt es von dieſen Blüten zwei für uns wichtige Formen, eine zungenförmige und eine röhrige mit gezähntem Rande. Letztere hat das Ausſehen anderer Blumen, man könnte ihr winziges Krönchen am eheſten dem einer Glockenblume vergleichen.

Bisweilen kommen beide Arten von Blüten in einem einzigen Körbchen vor. Zum Beiſpiel kann uns die allbekannte Aſter, dieſer herbſtliche Schmuck unſerer Gärten, dienen. Die violetten und roten Randblüten ſind zungenförmig, in der Mitte bilden die goldgelben Röhrenblüten eine breite Scheibe. Bei vielen, z. B. dem bekannten Wieſenbocksbart, deſſen milde Stengel die Kinder im Frühling gern verzehren, enthält das Körbchen nur Zungenblüten, bei andern, z. B. der gemeinen Kreuzwurz, dieſem oft ſchon im Winter auf allen Aeckern gelb blühenden Unkraut, erſcheinen bloß röhrige Blümchen.

Die Familie der Röhrenblütler hat allerdings noch andere, ſehr charakteriſtiſche Merkmale, die jedoch nicht ſo augenfällig ſind; dem Laien dürfte das oben Mitgeteilte, wenn es auch ſehr lückenhaft iſt, genügen, der Botaniker von Fach mag unſern Aufſatz ohne weiteres beiſeite legen, er iſt nicht für ihn verfaßt. Dieſe Familie iſt ebenſo verzweigt, wie die Dörcher in Tirol, deren ſcythiſchen Wagen, aus welchen eine Schar Kinder ſchreit, man überall begegnet. Sie umfaßt ungefähr

den zehnten Teil aller Pflanzen, angeblich bei 11 000 Arten, was beiläufig von der großen Ausdehnung des botaniſchen Studiums einen Begriff geben mag. Die gemäßigten Länder der nördlichen Halbkugel beſitzen zahlreiche Arten, die meiſten nährt das tropiſche Amerika, ſeltener ſind ſie im tropiſchen Afrika und Aſien, ſehr ſparſam gedeihen ſie in kalten Ländern. Bei uns finden ſich nur krautartige, wärmere Gegenden bringen ſtrauchartige hervor, einige Inſeln der Tropenwelt ſchmücken baumartige.

Wir haben beiſpielsweiſe ſchon mehrere Korbblütler namhaft gemacht, erwähnen jedoch auch noch andere, um ein genaues Bild dieſer Familie zu liefern und ſo auf einem nützlichen Umwege die in der Aufſchrift genannten Pflänzlein zu erreichen. Schon im erſten Frühling erſcheinen auf tonigem Boden die goldenen Blütenſcheiben des Huflattigs, den man, weil die Blätter erſt ſpäter nachfolgen, in barocker Weiſe als „Sohn vor dem Vater" bezeichnete, und die rötlichen Blütenähren der Peſtwurz, welche das gläubige Mittelalter gegen die furchtbare Peſt, freilich ohne Erfolg, anwandte. Wer kennt nicht das zierliche Maßliebchen, welches das erſte Grün unſerer Wieſen ſtickt und ungalanter Weiſe als Gänſeblümchen aufgeführt wird? Die Totenblume, aus deren Blüte an ſchönen Abenden Lichtblitze ſteigen, das prächtige Sonnengold oder Ewigkeitsblümchen, mit dem unſere Bauern ſo gerne den Hut ſchmücken; die beſcheidene Kamille, dieſen Troſt der Kindsmägde, und den Salat, wenn auch letzteren meiſtens nur in Eſſig und Oel. Damit darf man die Endivie, deren zuſammengebundene Köpfchen im Spät-

herbſt und Winter verzehrt werden, nicht verwechſeln, dieſe gehört zu den Cichorien, unter welchen die blaublühende Wegwarte jenes ſcheußliche Surrogat liefert, welches alle Freunde echten Mokkatrankes in ſo unangenehme Aufregung bringt. Die herrliche Georgine und die übelriechende Studentennelke wanderten aus Amerika zu uns. Verſetzen wir uns aus dem Weſten in den fernen Oſten, ſo liefert eine kaukaſiſche Pflanze dieſer Sippe das berühmte Inſektenpulver, welches in der neueſten Zeit durch die Blüten der Hundskamille erſetzt wird. Der Saflor der Bauerngärten wird als Safran verwendet, die Schwarzwurz dient als Gemüſe, der ſchon im April blühende Löwenzahn wird, aus dem Boden geſtochen, als Salat verſpeiſt, beſonders in Italien, die Kinder machen aus den ineinandergeſchobenen Röhrchen des Stieles Ketten, die Apotheker brauen eine Arznei daraus, welche Friedrich dem Großen in ſeinen letzten Lebenstagen von Limmermann verordnet wurde. Die Artiſchoke erfreut manches Leckermaul, während unſere Eberwurz, welche vor jedem Regen ſorgſam die ſilberglänzenden Blätter ſchließt, zwar auch einen genießbaren Fruchtboden hat, der aber nur Rindern und Schweinen wohlſchmeckend erſcheint. Daß auch die ſtachlichen Diſteln ihre Liebhaber finden, nämlich die Eſel, weiß jedermann. Eine Art hat ſogar von dieſem edlen Vierfüßler den Namen, den wir freilich nicht zu überſetzen wagen, ſondern für Philologen griechiſch herſetzen: Onopardon! Heine bezeichnet einmal die Liebe als eine Jugendeſelei, machen wir alſo den Sprung von den Diſteln zur — Orakelblume, deren weiße Blüten mit gelbem Stern auf allen Aeckern und Wieſen wuchern

und noch immer von Verliebten beiderlei Geschlechts nach dem Vorbilde Gretchens gezupft und zerrupft werden. Ihre treuen Genossen sind die zahllosen Arten der Habichtskräuter, dieser Qual der Botaniker, die sie bestimmen sollen. Sie sind von schönem Aussehen. Die Arnikatinktur, mit der so viel Mißbrauch getrieben wird, hat wohl jeder von uns einmal angewendet, sie entstammt einer goldgelben Blume unserer Bergmähder. Die Arnika leitet uns ins Hochgebirge. Neben ihr blüht die schöne lichtblaue Aster und das niedliche Berufskraut der Alpen, die wohl in keinem Strauße fehlen, den ein Senner seinem Dirndl bringt.

Mit der Höhe veredelt sich alles. Die Gattung Achillea hat bei uns mehrere Vertreter. In allen Aeckern sieht man die weiße Dolde der Schafgarbe, im Gebirge ist sie prächtig purpurrot. Eine Verwandte von ihr, welche bereits über der Holzgrenze erscheint, die Frauenraute, wird wegen ihres aromatischen Geruches Kräuterlikören zugesetzt, die elegante Steinraute sucht gern steile Kalkfelsen und ist den Hirten wohl bekannt. Großes Vertrauen hegt der Schütz zum Schwindelkraut, dessen Blüte einigermaßen der Arnika gleicht; er nennt es auch Gamswurz, denn die Gemse soll, eh' sie einen gefährlichen Sprung wagt, sich daran stärken. Daher verzehrt auch der Schütz ein Stückchen davon, um sich schwindelfrei zu machen. Manche erwarten diese Wirkung von einem Stückchen roher Gemsleber, welche sie mit Salz bestreut essen.

Wir sind nun bereits in der Heimat von Edelweiß und Jochraute angelangt, und schildern, nachdem wir einige Glieder der Sippe vorgestellt, diese Sprossen des

Hochgebirges. Das Edelweiß hat einen ganz einfachen Stengel mit zerſtreuten, lanzettlichen, ſeidenhaarigen Blättchen, die kleinen Blütenkörbchen ſind umſtändig gehäuft, die Blüten ſelbſt ſehr klein. Die weißen filzigen Blätter, welche die Körbchen wie ein Kranz umgeben, ſind keine Blumenblätter, wofür ſie von Unkundigen häufig gehalten werden, ſondern ganz gewöhnliche, dichtgedrängte Blätter, deren grüne Farbe durch die wollige Bekleidung verhüllt wird. Sie ſind der Schmuck der Pflanze. Das Edelweiß behält trocken Farbe und Geſtalt, dieſes verleiht ihm ſeinen Wert. Je größer der Stern, je reiner und weißer der Filz, um ſo mehr wird es geſchätzt. Im Schiefergebirge und wenn es in die Ebene verpflanzt wird, ſchießt es, wie man am Achenſee in der Pertiſau beobachten kann, bei üppiger Nahrung ins Blatt und verliert die weißen Haare bald. Am beſten gedeiht es auf dem felſigen Untergrunde des Kalkgebirges, je höher, deſto ſchöner. Große, ſchneeweiße, kurzgeſtielte Exemplare holte ich von den ſteilen Schrofen des Sonnwendjoches, für den Verkauf wird es im Achental gewöhnlich auf dem Pfanſerjoch ohne große Anſtrengung geholt. Es iſt überhaupt ein Vorurteil, welches freilich von denen, die in Edelweiß Geſchäfte machen, ſorgfältig gepflegt wird, um höhere Preiſe zu erzielen: daß man dieſes ſchöne Pflänzchen faſt nur mit Lebensgefahr erreichen könne. Dem iſt meiſtens nicht ſo, z. B. auf der Saile bei Innsbruck, auf dem ganzen Grate des Monte Baldo, wo es mit dem Alpenheu eingeheimſt wird, im Pfitſchertale auf dem Wege nach Sterzing; hier trifft man rieſige Blüten. Leicht zu pflücken iſt es auf dem Torrennerjoch am Wege

von Berchtesgaden nach Golling im Sattel, am Wetterstein reicht es in der Kirchtagsleiten bis 3500′ herab. Das Edelweiß kommt, einzelne Strecken ausgenommen, in der ganzen Alpenkette vor; es scheint jedoch nur in den deutschen Alpenländern so geschätzt zu sein, die Schweizer, welche es Katzenpfötli nennen, machten früher nicht viel Wesen daraus, in neuester Zeit sind sie jedoch industrieller geworden und bringen es auf die Bahnhöfe. Uebrigens wird das Edelweiß jetzt an allen Orten, welche der Touristentroß unsicher macht, gesammelt und teuer verkauft; bereits gehen auch ganze Säcke an die Galanteriewarenhändler Deutschlands, um die Hüte der Berliner Gemsenjäger zu schmücken.

Ein stolzeres Gewächs ist die Joch- oder Edelraute. Der deutsche Name begreift mehrere Arten in sich, welche der Aelpler wegen ihrer Aehnlichkeit nicht unterscheidet. Die Pflanze ist am ehesten für Wermut zu halten, der Aelpler schätzt sie aber höher als jede andere. Auf einen Strauß Edelweiß bildet er sich wenig ein, wenn er aber am Himmelfahrtstage einen Rautenstock mit zahlreichen Blütenähren auf dem Hute trägt, dann blickt er stolz in die Runde. In vielen Gegenden ist die Jochraute nur mit größter Lebensgefahr zu erreichen, die Senner lassen sich dazu an Seilen über die Felsenwände hinab, und gar mancher hat sich schon zu Tode gefallen. So geschah es vor einigen Jahren im Zillertale, wo ein kecker Bursch vor einigen Fremden als Meister im Klettern sich zeigen wollte und ihnen versprach, die seltene Jochraute herabzuholen: der morsche Schiefer brach unter seinen Füßen und er fiel zerschmettert vor ihnen nieder. In den bayrischen Alpen

iſt die Pflanze ſehr ſelten: Man trifft ſie auf der Scharte zwiſchen den beiden mittleren Gipfeln der Höfatſpitze im Algäu. In den Kalkalpen Tirols iſt ſie ebenfalls nicht häufig: wer Schneid hat, klettere auf die Rotwand am Juifen oder die Dalfazzenalm im Achental. Ohne große Mühe iſt ſie im Zentralſtock des Oetztales, wo man einen Abſud derſelben gegen Grimmen anwendet, zu erbeuten. Der frühere Kurat Trientl in Gurgl hat ſie auf dem Friedhof angeſiedelt; am Gaisbergferner wälzen ſich die Schafe in Edelweiß und Jochraute. Sie hat grauſeidenhaarige, fiederig-fingerſpaltige Blättchen, kleine Blütenkörbchen, welche nach Art einer Aehre an dünnen Stengeln gereiht ſind. Auch dieſe Pflanze ſchlägt aus der Art, wenn man ſie auf die Ebene verſetzt. Am höchſten ſteigt die nah verwandte Gletſcherraute, die jedoch nur für den Botaniker Intereſſe bietet.

Die Zirbel

(Pinus Cembra L.)

Es ist ein Mitglied einer uralten Familie, welches wir heute unsern Lesern vorführen, einer Familie, die schon grünte und blühte, als es auf Erden nicht einmal Menschen gab. Ihre Abkömmlinge trugen bereits zur Bildung fossiler Kohlen bei, deren Feuer jetzt den Dampf entbindet, welcher die Maschinen treibt; man erkennt ihre Reste bis auf den kleinsten Splitter durch die Hilfe des Mikroskopes, das uns den eigentümlichen Bau ihres Holzes enthüllt. Fremdartig in Tracht und Aussehen steht sie unter den anderen Pflanzen, großenteils jüngeren Geschlechts, welche sie nicht selten an riesiger Höhe weit überragt. Wer hätte nicht schon von den ungeheuren Wellingtonien Kaliforniens gehört?

Doch nennen wir die Familie: es ist die der Koniferen, als deren unterscheidendes Merkmal, abgesehen von andern sehr wesentlichen Eigenschaften, die fast nur ihnen zukommt, die Zapfenfrucht gilt.

Diese kann fleischig sein, wie beim Wachholder, wo sie einer Beere gleicht und den berühmten Kranebittbranntwein liefert, oder holzig — wir erinnern an den bekannten Tannenzapfen. Bei uns werden die Bäume

dieſer Familie als Nadelholz bezeichnet, weil die einheimiſchen Arten ſtatt der Blätter Nadeln beſitzen; das Ausland kennt jedoch auch ſolche mit einem Laubſchmuck. In unſeren Gärten ſieht man hie und da den oſtaſiatiſchen Ginkobaum (Salisburéa adiantifolia) mit lebhaft grünen, keilförmigen Blättern; das Laub von Podocarpus, welcher in Weſtindien wächſt, iſt dem mancher Weide nicht unähnlich. Die Araukarien aus Südamerika ſind ſchon längſt der Schmuck unſerer Glashäuſer, und wir im Norden bewundern dieſe ſchönen Kinder der Tropenwelt; wenige wiſſen doch nur, daß ſie einſt auch unſere Wälder zierten. Abdrücke ihrer Zweige gräbt man zu Häring bei Kufſtein aus den Kohlenſchachten; es mag eine paradieſiſche Landſchaft geweſen ſein, als die ſteilen Felſen des wilden Kaiſers inſelartig aus dem blauen Meere emporſtarrten, in welchem ſich Palmen und Zimtbäume ſpiegelten, während rieſige Haie plätſcherten und luſtig in den Buchten ſich tummelten.

Auch die Nadeln ſind bei den verſchiedenen Arten verſchieden. Die des Wachholders ſind ſpitz und ſtechend; ſtarr und ſtruppig ſtreckt ſie dir die Rottanne entgegen, wie lange Seidenfäden weben ſie einen durchſichtigen Schleier um die Weimutskiefer. Manche Bäume dieſer Sippe bleiben immer grün, weil ſie nur langſam und allmählich ihr Kleid wechſeln, andere, wie die Lärchen, verlieren ihre Büſchel im Herbſte.

Abweichend iſt die Geſtalt von Ephedra, man nennt dieſe Pflanze in Südtirol, wo ſie bereits an den Felſen von Sigmundskron gedeiht, Meertraubchen; ſie erinnert an die Schachtelhalme.

Das ehrwürdige Alter der Familie haben wir bereits angedeutet; was ihre Verbreitung anbelangt, so erstreckt sich diese fast über die ganze Erde. Nennen wir noch einige Berühmtheiten dieser Sippe. Da ist die Zeder des Libanon, deren Zweige große Aehnlichkeit mit denen der Lärche haben; die Zypresse, welche von den Gräbern himmelan weist. Bei uns überwintert sie nicht im Freien; von Bozen abwärts bis an die Etsch sind da und dort auf sonnigen Halden schöne Bäume zerstreut. Sie werden jedoch an Pracht von der herrlichen Allee im Garten Giusti zu Verona übertroffen. Unseren klimatischen Verhältnissen fügt sich eher die Thuia oder der Lebensbaum, welche Unkundige nur zu gerne mit der Zypresse verwechseln. Der Wachholder ward erwähnt; eine Art, noch aromatischer als die unserer Heiden und Vorberge, bleibt zwerghaft und siedelt nur in den Hochalpen an, die stinkende Säve findet sich bloß zerstreut, zum Beispiele im Oetztale und bei Finstermünz. Man sieht sie häufig in den Bauerngärten Tirols und Bayerns, sollte aber womöglich auf ihre Beseitigung hinwirken, denn sie wird nicht selten zu ruchlosen Zwecken mißbraucht.

In unseren Gegenden sind die Eiben überhaupt nicht häufig; sie werden des trefflichen Holzes wegen, das man vorzüglich zu Faßpipen verwendet, überall aufgesucht und gefällt. Wahrhaft prächtig ist dieser Baum im Herbste, wenn die dunkelgrünen Zweige mit scharlachroten Beeren überstreut sind. Die Blätter hält man für giftig. Jetzt hat die Eibe für Gärtner kaum mehr einen Wert, in den Tagen des Roccoco wurde sie in Hecken angepflanzt, welche künstelnde Hände mit sorg-

ſamer Schere rechtlinig verſchnitten. Berühmt ſind die uralten Eiben auf manchem Friedhofe zu Wales und Altengland. Edeltanne und Fichte ſind uns längſt befreundet; wenn das Leben des Waldes erſtorben ſcheint, prangen ſie noch mit ihrem düſtern Grün und tragen am Chriſtabend die leuchtenden Kerzen, ſchimmernde Goldflitter und flatternde Papierbänder. In Tirol und Bayern beobachtet man ſie oft kaum in ihrer urwüchſigen Form. Die Aeſte ſind bis auf wenige hoch am Gipfel gewöhnlich verſtümmelt; man „ſchnaitet" ſie als Streu; auf den Alpen jedoch bemerkt man einzeln zerſtreut ſtolze Pyramiden, deren Zweige tief auf den Boden hängen. Das ſind die Schirmtannen, die Zuflucht des Viehes bei Sonnenſchein und Gewitter, — wobei freilich der Blitz oft einſchlägt. Der Senne verſchont ſie, um ſeinen Tieren einen Unterſtand zu gewähren. Zwiſchen dieſen ſtolzen Bäumen reckt die Föhre ihre braunroten magern Aeſte in die Luft; nicht ſo ſchön, aber ebenſo nützlich, wie ſie, nimmt ſie mit dem magerſten Sandboden vorlieb und ſetzt in Norddeutſchland, wo die Landſchaften aufhören und nur mehr Gegenden das Auge ermüden, manchen Forſt zuſammen. Hoch oben an den Schrofen des Gebirges kriecht die Zunderbergföhre oder Latſche hin und krallt ſich mit den ſchlangenwindigen Zweigen an den Klippen feſt, faſt ängſtlich, daß ſie der Sturm oder die Lawine nicht in den Abgrund reiße. Sie verbindet den Schnee und das Steingeröll; dazwiſchen niſtet das Geſtäude der Almroſen. Wie ein Mantel umzingelt die Zunder alle Klippen; der Senne denkt jedoch nicht der Zukunft; er ſchindet ſchonungslos die Flanken des Berges, dann ſtürzen Wildbäche nieder,

reißen tiefe Klüfte und überdecken die Felder des Tales mit wüſtem Schutte. Auch auf Torfmooren gedeiht die Latſche; mancher Botaniker zweifelt jedoch, ob es trotz der vollſtändigen Aehnlichkeit dieſelbe Art ſei.

Laſſen wir die Gelehrten ſtreiten und werfen wir noch einen Blick nach Süden, auf den Apennin oder den berühmten Wald von Ravenna, den letzten Reſt von Dantes Wildnis. Dort ſchwebt die Krone der Pinie, wie ein Rauchwölkchen, — Plinius der Jüngere vergleicht ſie damit — auf dem ſchlanken Stamme. Sie unterſcheidet ſich von der Föhre nicht nur dadurch, ſondern auch durch die feineren längeren Nadeln und die großen eleganten Zapfen, welche die Bacchanten auf der Spitze des Thyrſus trugen. Ihren Samen genießt man, wie die Mandeln unter dem Namen Pignolien. Stolz und vornehm ſchaut ſie bereits vom Monte Baldo auf den Gardaſee; ihre Schweſter, die Zirbel, verträgt dafür rauheren Boden und wurzelt am Gehänge der Alpen. Ihr Umriß iſt mehr kegelförmig; die Aeſte ſind bisweilen knieförmig hin und her gebogen; die langen, ziemlich weichen Nadeln erſcheinen zu drei bis fünf in Büſchen, während die nahverwandte Föhre nur zwei trägt; ihre braunvioletten Zapfen ſind faſt ſo groß, wie die der Pinie, jedoch nicht ſo ſchlank und elegant. Die Nüßchen werden gern von Eichhörnchen und Hähern unter den bläulichroten Schuppen hervorgeholt; jedoch auch der Menſch ſammelt ſie und bricht dabei, um der Mühe des Pflückens überhoben zu ſein, barbariſch die Wipfel der Bäume ab, welche dann für immer geſchändet daſtehen und leichter zu Grunde gehen. Man legt die Zapfen auf den heißen Herd; dort öffnen ſich die

Schuppen und die Nüßchen fallen aus. Der Aelpler ſchätzt ſie ſehr und erwähnt ſie in ſeinen Schnaderhüpfeln:

Mei Dianal iſt kloa
Wia a Ziebasnüſſel,
Und wenn i's buß',
So lacht's a bißl.

Die Zirbel liebt die Geſellſchaft; zu ihren Füßen gedeiht die roſtblättrige Alpenroſe; alte Stämme ſchmücken die Strähne des ſchwarzen Baumbartes oder die goldgelben Büſchel der Fuchsflechte.

Das Holz der Zirbel iſt ſehr fein, rötlich weiß, von angenehmem Harzgeruche, dem Inſektenfraße nicht ausgeſetzt und mit dem Meſſer leicht zu behandeln; daher wird es überall geſucht und zu Schnitzwaren verwendet. Vorzüglich eignet es ſich zum Getäfel für Stuben, weil ſich Wanzen und Schaben nicht gern darin einniſten; die Aelpler verfertigen ihre großen Milchſchüſſeln, Holzſchuhe und Faßpipen daraus; durch ſeine Induſtrie berühmt iſt das Tal Gröden; dort werden all die Spielſachen geſchnitzt: Pferde, Hanswurſte, Puppen und dergleichen, was nur die Sehnſucht eines Kindes wünſchen mag. Schon im Jahre 1807 ging ſolcher Kram im Werte von 54 000 Gulden in das Ausland; vor kurzem bezifferte ſich die Einnahme dafür auf jährlich 80 000 Gulden. Ob ſich dieſer Ertrag auch der Zukunft ſichern läßt, iſt freilich ſehr die Frage, denn die Grödner haben ihre Forſten bereits verſchnitzt und müſſen das Holz aus anderen Tälern beziehen. Es iſt wahrhaft unverantwortlich, wenn die Zirbel zur Feuerung verwendet wird, und dennoch geſchieht es in den Sennhütten nur

zu häufig. — „Was liegt daran, hat es ja der Großvater auch getan!“ — Leider Gottes, wenn es so fortgeht, wird die Zirbel bald so selten sein, daß der Botaniker froh ist, wenn er ein Zweiglein für seine Pflanzensammlung erhascht. In manchen Gegenden ist sie fast ganz ausgerottet; so trifft man sie im Allgäu nur selten mehr, und doch deuten Namen, wie der Zirmesberg bei Hindelang, darauf hin, daß sie dort verbreitet war; ähnlich in Tirol, dort gibt es ein Zirmtal ohne eine einzige Zirbel. Sie reichte früher auch höher ins Gebirg hinauf. Abgehauene Stöcke trifft man an Berglehnen, die jetzt völlig nackt stehen, gar oft; bisweilen auch eine verdorrte Zirbel, welche jämmerlich die nackten Aeste emporstreckt, oder einen zu Boden geworfenen Stamm.

Dieser Baum kommt am besten in geschlossenen Beständen fort; werden sie zerstört, so verfällt er vereinzelt den Unbilden der Witterung. Dem Nachwuchse stehen gar viele Hindernisse entgegen; die Zapfen reifen erst im zweiten Jahre; ihre Samen sind, wie erwähnt, sehr vielen Nachstellungen ausgesetzt; ferner wächst der Baum in der Jugend sehr langsam. Eine kaum manneshohe Pflanze ist bei einem Durchmesser von zwei Zoll 69 Jahre alt. An einer Stammscheibe vom Wetterstein zählte Sendtner bei einer Dicke von zwei Schuh nicht weniger als 349 Jahresringe. Wie alt mag die riesige Zirbel am Waldnerhof bei Bozen sein! — Ihr Durchmesser beträgt vier Fuß. Anders ist es freilich in den Mooren Sibiriens; dort schießt sie ziemlich schnell hoch auf; ihr Holz ist jedoch schwammig. Dagegen bleibt sie in Kamtschatka und Nordamerika strauchartig. „Warum pflanzt man sie aber nicht an, wie die Föhre in den

Sandsteppen Brandenburgs?“ — In Tirol meint man, abgetriebene Zirbelwälder lassen sich nicht verjüngen; die Versuche, Schläge neu zu bepflanzen, waren bis jetzt von keinem großen Erfolge begleitet, hauptsächlich wohl deswegen, weil man die natürlichen Bedingungen ihres Gedeihens zu wenig untersuchte. Vor allem müßte man die träge Gleichgültigkeit überwinden, dieses ist jedoch kaum zu hoffen, solange die Bauern die vorhandenen Wälder verwüsten. In Bayern teilte man Samen aus, um sie anzubauen; als man sich nach einigen Jahren, weil gar nichts aufgehen wollte, darnach erkundigte, hatten sie die Bauern ausgekernt und gefressen. In einigen Kantonen der Schweiz schützt man die Zirbelwälder durch eigene Verordnungen. Dem stehen in den deutschen Alpen vielfach die Weideberechtigungen entgegen; die jungen Pflanzen werden zwar von Ziegen und Schafen nicht geäst, die Senner reißen sie jedoch aus, um den Boden rein zu halten. Geschah es doch, daß über Nacht ein kleiner Bestand, den das Forstamt angesiedelt hatte, einfach abgemäht wurde. Da möchte man fast wünschen, daß die mittelalterlich barbarische Sitte des Händeabhauens noch bestände.

Will man Zirbeln anpflanzen, so soll dieses auf einem passenden Boden geschehen. Vorzüglich eignet sich dazu tonreicher, mit Quarz gemengter Grund; sie gedeiht übrigens auch im Kalkgebirge auf mergeliger Unterlage. So trifft man sie z. B. bei Partenkirchen, am Karwendel, auf der Reuteralpe bei Reichenhall, in Lafatsch, auf dem Sonnwendjoch, auf der Kögelalpe im Achental. Es ist daher irrig, sie ausschließlich als Urgebirgspflanze zu betrachten. Mag ihr auch kieselartiges Gestein ganz

vorzüglich entſprechen, manchmal wächſt ſie auch auf Kalkblöcken, deren Scheitel eine tiefe Moderſchicht trägt, welche, von einem dichten Moosfilz überzogen, ſtets von Feuchtigkeit trieft. Die Feuchtigkeit iſt eine Hauptbedingung ihres Fortkommens; davon hängt das Gedeihen vieler Alpenpflanzen oft mehr ab, als von der hohen Lage. Sie wachſen hier, nicht weil ſie dem Himmel näher ſind, wie poetiſche Leute meinen, ſondern weil die Höhen des Gebirges die atmoſphäriſchen Niederſchläge häufiger und ſtärker anziehen, ſei es nun als Regen oder Nebel, der nur zu oft die ſtolzen Gipfel der Alpen verſchleiert.

Freilich hat auch die Zirbel eine ihr vorzüglich angemeſſene Heimat; ihre herrlichſten Wälder trifft man, ſo weit ſie die rohe Hand des Menſchen nicht verwüſtete, in den Zentralalpen, und auch hier wählt ſie am liebſten eine gewiſſe Höhe, wo ſie die ihr angemeſſenen Temperaturverhältniſſe findet. Die Kälte des Winters bringt ihr keinen Nachteil; doch bedarf ſie, um Früchte zu bringen, eines beſtimmten Wärmegrades, der aber auch nicht weit überſchritten werden ſoll. Sie ſteigt daher in ſonnigen Lagen höher im Gebirge empor, in ſchattigen tiefer herab. Die ihr angenehme mittlere Sommertemperatur mag etwa 7,2 Grad nach Reaumur betragen. Ihre nördlichſte Vegetationsgrenze mag man im nordöſtlichen Sibirien etwa 68 Grad 50 Minuten nördlicher Breite ſuchen, ihre ſüdlichſte zwiſchen dem 40. bis 50. Grad nördlicher Breite.

Betrachten wir nun ihre Verbreitung. Sie tritt auf durch die ganze Alpenkette von Savoyen weſtlich bis tief nach Oſten, wo ſie jedoch die juliſchen und dinari-

ſchen Alpen meidet. Bekanntlich unterſcheidet man bei den Alpen die Zentralmaſſen aus Gneis, Glimmerſchiefer und Tonglimmerſchiefer beſtehend; nördlich und ſüdlich lagert eine breite Zone von Kalkgebirgen vor, überall aber begegnet man der Zirbel, auf dem Monte Baldo ſo gut als an der Zugſpitze. Doch iſt auch in den Zentralalpen, wo ſie ſich ganz vorzüglich entwickelt, die Verbreitung öfters durch Lücken unterbrochen. In den bayriſchen Alpen beginnt die untere Grenze ihres Vorkommens bei 4700 Fuß, die obere iſt bei 5700 Fuß geſteckt, als allerhöchſte Grenze gilt 6300 Fuß. Die Breite des Gürtels, mit dem ſie die Alpen umfaßt, beträgt alſo durchſchnittlich 1000 Fuß. Unterhalb herrſcht die Weißtanne, die Fichte und die Föhre, oberhalb das Krummholz, die Lärche iſt faſt überall zu Gaſt.

Hoch ſteigt ſie in der Schweiz; im Oberengadin bis 6900 Fuß, auf der Fluela bis 7500 Fuß, bei Zermatt bis 7000 Fuß. Nach der Angabe Decandolles erreicht ſie in Piemont und der Dauphinée die Höhe von 6100 Fuß. Sehr tief ſenkt ſie ſich dagegen in Wallis herab. Dort trifft man ſie bisweilen zwiſchen Pinien und Kaſtanienbäumen.

Aehnlich wie in Bayern ſind die Verhältniſſe in Tirol, ſoweit es ſich um das Gebiet der Kalkalpen handelt. In den Zentralgebirgen ſteigt ſie höher. Sie erſcheint in der Nähe des großen Gletſchers hinter Gurgl im Oetztale bei 6700 Fuß, im Langtaufertal bei 7200 Fuß, auf dem Wormſerjoch bei 7330 Fuß. Indes gibt es auch hier, wie in Bayern, Ausnahmen. So ſteht eine prachtvolle alte Zirbel in der Nähe von Hall am Innfluſſe. Schon Goethe erwähnt in ſeiner italieniſchem

Reiſe die Zirbel auf dem Schönberg, — er ſchreibt „Schemberg“. Sie ſteht noch an jenem Platz der alten Straße, über welche meiſt die Römer heraus- und die deutſchen Kaiſer hineinzogen, wo ſich die herrliche Ausſicht in das Stubai auftut.

Auch in botaniſchen Gärten wird ſie ſchon angepflanzt. Zu Gotha reifte ſie ſogar Samen ab; zu München ſieht man ſie ebenfalls; im Tiergarten zu Berlin erhebt ſich — vermutlich zu Ehren der dortigen Gemſenjäger! — ein Baum von 60 Fuß aus dem feuchten, ſandigen Boden.

Von den Alpen ſpringt die Zirbel auf die Karpathen über, liefert in Siebenbürgen treffliches Holz und eine Art ſehr geſchätzten Terpentins; ein großes Gebiet beherrſcht ſie in Aſien, es umfaßt den Kaukaſus, den Altai, die nördliche Mongolei und die Inſeln des japaniſchen Meeres. Von Sibirien zieht ſie über Kamtſchatka nach Nordamerika.

Ueber den Wert dieſes Baumes und die hohe Wichtigkeit ſeines Anbaues haben wir nichts beizuſetzen. Er gedeiht dort, wo unſere gewöhnlichen Waldbäume aufhören; er nützt nicht bloß unmittelbar durch das Holz und die Früchte, ſondern auch mittelbar, indem er das Niederſtürzen von Lawinen und Steinbrüchen hindert. Sei er daher der Vorſorge des Landmannes in den Alpen empfohlen, daß er ihn wo immer ſchone und hege.

Wanderungen in den nordtiroliſchen Voralpen.

Nach Vils

Auch meine vorjährigen Ausflüge in das Hochgebirge ſchloß ich mit einer ſpäten Herbſtfahrt ab, wie ich es jedes Jahr zu tun pflege. Für einen Geognoſten und Paläontologen iſt eigentlich der Stellwagen das richtige Fuhrwerk, denn er trägt gegenüber den Eiſenbahnen einen faſt vorſintflutlichen Charakter; wir zweifeln nicht, daß der letzte ſeinen Platz neben anderen Verſteinerungen in einem Naturalien-Kabinett finden wird. So ließ ich mich denn aufwärts am rechten Ufer des Inn nach Pfaffenhofen fahren; dieſer für den Klerus unangenehme Name iſt jedoch nur eine Verneuerung des uralten Poapinshofen, wie denn im frühen Mittelalter das Oberland Poapinstal hieß. In dieſen Gegenden muß die deutſche Einwanderung beſonders mächtig geweſen ſein, denn die Bezeichnungen der Orte ſind echt deutſch, und in der Geſchichte von Haimon und Thyrſus, deſſen Blut das Steinöl lieferte, iſt ein Stück deutſcher Sage erhalten. Ihre rieſigen Geſtalten ſtehen über dem Portale der Kloſterkirche von Wiltau.

Zu Pfaffenhofen stieg ich aus, um die Kirche zu besichtigen, deren musterhafte Restauration allerorts von den Sachverständigen gepriesen wird. Aber die Bauern begannen gewaltig zu fluchen, als die pausbackigen Engel und die Heiligen in den goldenen, flatternden Kleidern den mageren Gestalten der Gotik weichen mußten. Für sie war der Schwulst, das Schnörkelwerk des Roccoco das Richtige, und wäre nicht der Bischof von Brixen mit einer ästhetischen Predigt dazwischen gefahren, so hätte es vielleicht einen Bilderſturm mit blutigen Köpfen abgesetzt. Die vertriebenen Heiligen wurden auf Brunnensäulen und an die Giebel der Häuser gerettet; da schauen sie nun zwischen den Maiskolben traurig in das Regenwetter hinaus. Wir empfehlen diesen Fall unseren neukatholischen Archäologen zur Beherzigung; es läßt sich daraus etwas lernen.

Telfs am linken Ufer des Flusses ist, wie Zirl und Imst, „nix daitsch", wie ein czechisches Dorf, freilich nur dem Namen nach. Herr Daum, in dessen gutem Wirtshause wir einkehrten, zeigte gleich einen blonden Schwabenschädel, wie ihn der Ethnograph nur wünschen kann; auf der Gasse jodelten und spielten überall flachsköpfige Buben und Mädeln.

Vor Einbruch der Dämmerung machten wir noch einen kleinen Rundgang. An der Ecke eines Hauses befindet sich die Marmorbüste des Malers Alois Schöpf, dessen auch Goethe gedenkt. Man könnte sich an seinen herrlichen Fresken in der Johanneskirche genügen lassen, aber auch in Tirol fängt die Denkmal-Fererei auf besorgniserregende Weise zu grassieren an. Das ist eben die wohlfeilste Art, sich mit dem Schatten großer Toten

abzufinden, denen im Leben Steine nachgeworfen wurden. In Telfs wurde auch Aloys Weißenbach, ein Dichter, den bisher unsere Literarhistoriker mit der Papierschere viel zu wenig würdigten, geboren. Dort ist noch eine Mauerecke leer, — frisch auf, dann braucht ihr euch um seine Werke um so weniger zu kümmern!

Wir gingen zur Kirche; mein Sohn machte mich auf etliche romanische Säulen-Kapitäler aufmerksam, die neben dem Tore in die Mauer eingelassen waren. Es sind Ueberreste des alten Baues. Hätte man ihn stehen lassen oder nach Bedürfnis erweitert! So kam jedoch ein Pfarrer, dessen Ehrgeiz größer war, als die Mittel der Gemeinde. Nun fehlt auch noch das Geld für den inneren Schmuck, und die Leute müssen sich behelfen, wie's eben geht. Wir könnten Aehnliches auch aus anderen Gegenden erzählen, — sei's an diesem genug!

Indes begannen die Wände des Hochmundi vom herrlichsten Alpenglühen zu leuchten. Wir traten auf einen offenen Kreuzweg zwischen den Maisäckern. Uns gegenüber dehnte sich das Schiefergebirge, die Schluchten erfüllte tiefes Blau der Schatten, die Gräte waren weit herab angeschneit. Die Sonne vermochte nur noch die Oberfläche der Schneefelder anzuschmelzen, welche dann wieder am scharfen Ostwinde zusammenfroren, so daß sie jetzt blendeten, wie goldene Spiegel. Der Anblick war wunderbar. Da klang eine Abendglocke; sie rief eine andere im Gebirge droben, und so schallte bald das ganze Tal: näher mächtiger, ferner leiser, —, es drang in die Lüfte empor, wie die Stimmen des Gebetes der zerstreuten Gemeinden, welche Ein Glaube, Eine Liebe, Eine Hoffnung vereint. Da muß ich auf meinen

570501 A

Fahrten oft der innigen Verse aus Dantes Paradies gedenken, wie er die Empfindungen des Schiffers schildert, der von seinen Lieben Abschied nahm:

. . . quando si sente la squilla da lontano
che paia pianger il giorno, che si muore.

Morgens früh stiegen wir an der steilen Lehne des Kochentales gegen die Leutasch empor; hie und da wurde ein Fels beklopft, und so erreichten wir die obere Schenke erst gegen Mittag. Von dieser läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß der Wirt bereits ganz leidlich auf die Börsen der Touristen dressiert ist, was übrigens auch von manchem anderen Wirte gilt.

Am Eingange des Gaistales rücken die Dolomit-Schrofen nahe zusammen; eine Fahrstraße, welche bis zur Alpe Tillfus führt, durchbricht sie. Dort steht das Jagdschloß eines der deutschen Kleinfürsten, welche die nördlichen Kalkalpen in ihrer ganzen Ausdehnung für ihren Gems-Sport gepachtet haben. Sei den hohen Herren das Vergnügen gegönnt! Sie stellen manchen Burschen, der sonst beim Wildern verlotterte, als Jäger an, und die Gemsen befinden sich insofern gut dabei, als sie nun treulich gehegt werden. Vor zwanzig, dreißig Jahren konnte man sie fast nur noch ausgestopft in den Naturalien-Sammlungen beobachten; jetzt sieht man oft Rudel von zehn bis zwanzig Stück auf Schutthalden und Felsenbändern, wo sie äsen, und bei den Jägern erhält man für billiges Geld ein paar Krickeln oder einen Büschel Gemsbart, — der übrigens auf dem Rücken der Tiere wächst, — wenn man ihn als Andenken mitnehmen will.

Die Sache hat aber auch ihre Kehrseite. Diese Herren kaufen nach und nach alle Almen ihres Reviers an und lassen dann kein Vieh mehr auftreiben, um einesteils ihr liebes Wild vor Störung zu bewahren, andererseits ihm nicht das Futter zu verkürzen. Dadurch wird nun die Erzeugung von Käse, Butter und Fleisch in fühlbarer Weise beeinträchtigt und die Arbeitskraft der Hirten und Senner, deren Juh-Schrei wir denn doch lieber hören, als den grellen Pfiff der Gemse, allerorts lahmgelegt. Schon beginnt man darüber vielfach zu murren. Auch die Art und Weise, wie man das kostbare Hochwild jagt, will uns etwas unritterlich dünken; der Kaiser Max hätte für diese Waidmänner gewiß nur ein spöttisches Lächeln. Früher galt es Kühnheit und Kraft, oft Leben gegen Leben; jetzt reitet man auf bequemen Bürschsteigen zum Anstande, Jäger treiben die geängstigten Tiere den Herren vor die Büchse, und diese morden nach Behagen, wie und was ihnen taugt. Ein alter Wilderer meinte, man sollte ihnen eigentlich die Gemsen geknebelt vor die Füße legen, damit sie dieselben wie Metzger mit dem Messer abstechen könnten.

Der Weg durch die Waldeinsamkeit des Gaistales wird jetzt von Touristen nicht selten betreten. Er enthüllt manche großartige Schönheit. Wir möchten jedoch die romantische Straße über den Fern vorziehen; auch das Karwendeltal gegen Riß und Eng bietet mehr. Freilich, wer noch nichts von den Kalkalpen kennt, hat im Gaistal hinlänglich Gelegenheit, zu staunen und zu bewundern.

Wo sich der Steig hinter der Mieminger Alm über eine sumpfige Wiese abwärts zu senken beginnt, erblickt

man zwiſchen den Schrofen eine rohe Kapelle. Ein ſchlichtes Gemälde zeigt uns eine ſonderbare Szene: während auf der einen Seite eine Prozeſſion mit Prieſter und Chorknaben daherzieht, ſtehen auf der anderen Bauern, den Stutzen an die Wange gelegt. Das Bild erinnert uns an die traurigen Tage der Peſt im Jahre 1634. Die Ehrwalder wollten in ihrer Bedrängnis nach Seefeld zur wundertätigen Hoſtie wallfahrten; die Leutaſcher wehrten es, aus Furcht vor Anſteckung, gewaltſam. Da knieten jene auf der Wieſe zum Gebet nieder, und Gott nahm den Willen für das Werk, ſo daß die Seuche erloſch. An jenes große Sterben wird man in Tirol noch vielfach erinnert. Wer einſam umherſtreift, trifft hie und da an abgelegenen Orten eine zerbröckelnde Mauer, über welche ſich ein hohes Kreuz erhebt. Das ſind Peſtfriedhöfe. Manchmal kniet ein Menſch dort; um die gefalteten Hände den Roſenkranz geſchlungen, betet er für die armen Seelen im Fegefeuer, in der Hoffnung, daß auch ſie für ihn in ſeiner Not Fürbitte einlegen.

Durch ſchöne Lärchenwälder erreicht man den Rand des alten Seebeckens, deſſen Waſſer mit der Loiſach durch den Engpaß auf der Schanz nach Bayern abfloſſen. Die Wieſen, welche deſſen Stelle einnehmen, gehören den an ſeinen Ufern zerſtreuten Gemeinden Ehrwald, Biberwier und Lermoos. Würde ſich noch das großartige Gebirgs-Panorama des Wetterſtein und des Sonnenſpitz in ſeinen Fluten ſpiegeln, ſo hätten wir hier wohl eine der ſchönſten Landſchaften des ganzen Alpengebietes. Aber auch ſo verdient ſie im reichen Maße das enthuſiaſtiſche Lob, welches ihr der alte Amthor ſpendet. Mich

lockt immer und immer wieder ein sehr interessantes, eruptives Gestein, ein Augit-Porphyr, der aus dem östlichen Gehänge hervorbrach, und den ich vor mehreren Jahren, an Goethes Geburtstag, — sei es immerhin zu dessen Ehre! — entdeckte. Auch an Versteinerungen fehlt es nicht; unsere Leser werden jedoch den Urtieren der Vorwelt gewiß den saftigen Gemsschlägel und den schmalzigen Schmarren beim „Grünen Baum" vorziehen. Der alte Wirt ist freilich tot; ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn, hat er sich droben im Geschröf die Lungensucht geholt.

Aus dem Berg-Amphitheater von Ehrwald zieht die Landstraße in ein enges Tal von ziemlich einförmigem Charakter. Die Gräte rechts und links zeigen keine malerische Felsenbildung; sie sind bis zur Schneide mit Gras bewachsen, und das Gehänge wird durch schmale Hecken von Joch-Erlen in Felder geteilt. Die spärliche Ernte von Heu bezahlen die armen Bäuerlein mit der Angst vor den Lawinen, denen hier eine glatte Rutschbahn bereitet ist. Fällt viel Schnee, so brechen sie los mit unwiderstehlicher Gewalt und bügeln alles vor sich nieder. An der Kirche von Lähn erzählt eine Tafel von zwei solchen Stürzen: den ersten verzeichnet sie am 30. Januar 1456; er begrub zweiundzwanzig Menschen; der zweite erfolgte am 4. Februar 1689 und verschüttete in elf Häusern sechsundvierzig Menschen; einundzwanzig blieben tot; gerettet wurden ein Kind in der Wiege und ein Weib im Krautfaß. Kleinere Unglücksfälle werden natürlich gar nicht verzeichnet. Und doch verlassen die Aelpler den teuren Heimatboden nicht; wie der Neapolitaner die Lava, welche ihm Haus und Weinberg über-

goß, urbar zu machen ſucht, ſo tragen auch ſie die Steine und das Getrümmer, welches ſich mit dem Schnee herabwälzte, Stück für Stück wieder fort und bauen dann ihre geliebten Kartoffeln. Wir trafen die Leute, wie ſie, gleich Erdmäuſen, froh und luſtig die Erde nach den Knollen umwühlten, — da hätte der alte Voß ſein Kartoffellied ſingen können! Im nahen Oberinntal, jenſeits des Fern, nährt ſich die Bevölkerung vorzüglich von Mais; der Türkenwirler von Telfs und Zirl, ſo trocken, daß ihn der Wind zum Kamin hinausbläſt, iſt ſprichwörtlich. Wenige Stunden Weges führen uns aus dem eigentlichen Tirol unter einen ganz verſchiedenen Menſchenſchlag, der nur politiſch mit der Provinz verbunden iſt. Nach Körperbau und Sprache ſind es Schwaben; brave, fleißige Leute, — ihr Weſen zeigt jedoch nichts von dem ſelbſtbewußten Trotze und dem romantiſchen Anfluge des echten Tirolers.

Schön wird die Gegend erſt wieder, wenn man um die Felſenecke der neuen Straße biegt; da erheben ſich die Ruinen der Veſte Ernberg, wie eine Mauerkrone auf ihrem waldigen Kofel. Weithin hatte ſie einen Gürtel von Paßſperren vorgeſchoben: in der Gacht, bei Muſau, unter Pflach, und es iſt um ihren Beſitz oft und viel Blut gefloſſen, bis ſie Kaiſer Joſef II. 1782 dem Verfall preisgab und als unnütz zum Abbruch verſteigern ließ. Da kommen nun die Engländerinnen, das Stühlchen unter dem einen, die Mappe unter dem anderen Arme, und zeichnen die grauen Mauern oder kleren mit den Waſſerfarben daran herum.

Wer ſich über die Kriegsgeſchichte dieſer Feſtung belehren will, den verweiſen wir auf das treffliche Werk

des Franziskaners Justinian Ladurner, der sie auf Grund von Urkunden ausführlich schilderte.

Der schöne Marktflecken Reutte liegt am Fuße eines einzelnen Hügels, mitten in einem weiten Tale; da er indessen bereits zum Stelldichein der Touristen geworden ist, so darf ich wohl auf eine nähere Beschreibung verzichten. Dagegen aber kann mich der Leser durch die Lechschlucht an den Kniepaß begleiten und von dort bei sinkender Sonne nach Binswang. Die Häuser des Dorfes liegen auf einer kleinen Ebene zerstreut, die wohl vor dem Durchbruche des Lech ein See war; nur Kirche und Widum erheben sich auf einem kleinen Vorsprunge. Trotz der nahen Dämmerung lenkte ich noch eilig meine Schritte hierher. Darf auch ein alter Steinklopfer sentimental, wie Yorik, sein? Nun, ich war es. Als Knabe wohnte ich jeden Sonntag in dieser Kirche dem Gottesdienste bei; noch erinnerte ich mich lebhaft an die Gestalten der Ungarnschlacht, an den Kaiser Otto und den Bischof Ulrich auf dem Lechfelde, wie sie droben am Plafond dahinbrausten: das Gemälde eines Manieristen der Roccoco-Zeit, aber voll dramatischer Bewegung und Schwung, wie es unsere Nazarener schon gar nicht zusammenbringen. Auf dem Friedhofe suchte ich den Grabstein eines Jugendfreundes: er war verschwunden, wahrscheinlich beim Neubau des Schulhauses verwendet worden. Wo nicht eine Familie für die Denkmale wacht, gehen sie unter; denn auch hier hat der Lebende Recht, und auf Pietät soll man kaum zählen. Wozu also der Aufwand? Laßt die Natur walten! Sie schmückt jedes Grab mit ihrem Grün, mit ihren Blumen, und stellt uns dadurch, als die einzige aufrichtige Demokratin, alle gleich.

Vor dem Widum ſtand in Geſellſchaft des greiſen Kuraten und eines Franziskaners eine Dame; wir erfuhren vom Sakriſtan, daß es die Königin-Mutter von Bayern war. Sie wohnt auf dem nahen Schloſſe Hohenſchwangau, macht überallhin Ausflüge, kehrt überall ein und iſt überall beliebt. Gern mag man ihr, nachdem ſie ſo vieles erlitten und ſo ſchwer geprüft worden, den ſtillen Frieden des Alters wünſchen.

Die Kirche von Binswang iſt über dem Grabe eines Heiligen errichtet, der 1386 im nahen Mußau ſtarb. Er kam, wie Byrons Giaur, in einer härenen Kutte und verbrachte in einer Hütte jenes einſamen Weilers unter harten Bußübungen den Reſt ſeines Lebens; kein Menſch erfuhr je, wer er war und woher er kam. Um ihn woben ſich bald die Ranken der Legende. Alles war mit Schnee und Eis bedeckt, — da ſagte er auf dem Sterbebett, man möge ihm zur letzten Labung die Erdbeeren dort unter einem Baume des Waldes bringen. Man glaubte, er rede bereits irre; doch folgte ein Bauer der Weiſung und fand in der Tat am bezeichneten Orte duftige, reife Beeren. —

In der Schlucht bei der Ulrichsbrücke überraſchte uns bereits das Dunkel; an der Felſenwand, wo der große Kaiſer Joſef die neue Straße ſprengen ließ, erinnert eine weiße Marmortafel an den römiſchen Cäſar und fordert den Dank des Wanderers.

Die Gegend iſt düſter und ſelbſt bei Tage unheimlich; der Mund des Volkes bevölkert ſie mit Geſpenſtern. Dort iſt ein Bierkeller in einen alten Schacht hineingebaut; niemand wagt einzubrechen, denn es hütet ihn das Kellerweibele. Vielleicht, daß einmal durſtige

deutſche Studenten dieſes Dornröslein erlöſen! Ueberhaupt ſteckt in dieſen abgelegenen Winkeln noch viel Aberglauben. An einem der nächſten Tage ging ich über die Wieſen am Reichenbache. Da war aus Steinchen ein kleiner Turm gefügt; drinnen trugen zwei Aeſte mit kreuzförmiger Gabel, die in den Boden geſteckt waren, einen kleinen Querbalken; unter ihm lag Häckſel, Stroh, Gräten vom Flachsbrechen und anderes leicht entzündbares Zeug. Vor dem Eingange war ein Drudenfuß, das Pentagramm, welches auch den Mephiſtopheles feſtnagelte, aufgepflanzt. Verwundert fragte ich meinen Begleiter, was denn das zu bedeuten habe. Er erklärte mir, das ſei ein Heren-Ofen, den Hirtenbuben gebaut hätten; man zünde mit einem Spane ſchnell den Häckſel und das Stroh an und laufe dann aus Furcht vor der Here eilig davon. Sei eine ſolche im Orte, ſo müſſe ſie ſich auf den Querbalken ſetzen und verbrennen. Noch erzählt man von einer Beſeſſenen, welche ſechs Teufel inne hatte: vier davon habe ein frommer Kapuziner ausgetrieben, aber des Glas- und Stolzteufels ſei er nicht mächtig geworden. Sie ging nämlich grade aufrecht und kaute in ihren Anfällen Glasſcherben. Iſt das nicht, als ob man Lears tollen Edgar faſeln hörte?

Wir kehrten zu Vils im Bräuhaus des Herrn Rudolf Amman ein, wo nicht ſelten der König von Bayern zu übernachten pflegte. Herr Amman iſt ein beſcheidener, junger Mann, der wahrhaftes, echtes Bier braut. Er rührt den Malzabſud nicht bloß mit einer Hopfenſtange um und verkocht dann die Knollen der Herbſtzeitloſe, Aloe, Weidenzweige, Einbeeren oder gar Strychnin und andere nahrhafte Stoffe, wie es in manchen Bier-

siedereien, welche ihre Geheimnisse aus der chemischen Küche holen, geschehen soll; nein, er würzt seinen Trank mit leibhaftigem Hopfen, wie wir uns durch den eigenen Augenschein überzeugten. Das gäbe mir aber kein Recht, von diesem Manne ausführlicher zu berichten. Mögen deshalb die Leserinnen mit mir in seine Wandschränke gucken. Hier werden sie zwar nicht die neuesten französischen, deutschen und englischen Sudel-Romane, wohl aber die Klassiker, — etwa Corneille, Racine, Molière oder Dante, Tasso, Arioste, Manzoni, denen sich Goethe, Schiller, Lessing und ähnliche alte Herren anschließen, — in Reih' und Glied aufgestellt finden; auch Bücher über Kunst fehlen nicht, wie denn Herr Amman erst im letzten Frühjahre ganz Italien durchwanderte, um dort die großen Werke der Meister durch die Anschauung kennen zu lernen. Das ist ein g'spaßiger Bräuer, nicht wahr? In den Häusern unserer „gebildeten" deutschen Bürger sieht man wohl selten eine solche Bibliothek, und er hat sie nicht bloß zur Parade. Vorsichtig muß er aber sein, sonst bringt ihn der Herr Frühmeßner gar noch auf die Kanzel!

In der Frühe trieb ein wütender Scirocco das welke Laub an unserem Fenster vorüber; desungeachtet sattelten wir unsere Stiefel und gingen über die Vils zur Ruine der Burg Vilseck. Das kleine Flüßlein war einst reich an Forellen; ich erinnere mich gar wohl, wie vor Jahren die lustigen Bursche durch das Wasser strichen und abends mutwillig hoch aufschnalzten. Jetzt sieht man nur hie und da ein melancholisches Schwänzlein, das sich scheu unter Gestrüpp birgt; die Touristen zehren alles aus, — daß Gott erbarm! — und niemand hilft

durch künſtliche Fiſchzucht nach, die doch einen wahren Reichtum ſchaffen könnte.

Vom Schloſſe iſt nur noch der Berchfrit übrig, ein großer, gewaltiger Bau, gegen Norden mit einem hohen Giebel; der andere brach zuſammen. Hier wurde einſt bei verſchloſſenen Türen das Blutgericht gehalten; nach der Sage ſtürzte man die Verurteilten durch ein Fallbrett in die Tiefe, wo ſie eiſerne Spitzen und ſcharfe Meſſer zerfleiſchten. Das alte, ausgeſtorbene Geſchlecht der Freiherren von Hoheneck, denen die Burg gehörte, zählte viele Männer, welche Inful oder Ritterhelm ſchmückte; einige Grabſteine ſind noch an der Mauer des Friedhofes von Vils eingemauert. Im ſiebzehnten Jahrhundert zerfiel die Burg und das Gericht wurde in das Städtlein übertragen. Als Student habe ich noch die dunkle Folterkammer geſehen: Schrauben, Reckbäume, Pechtarzen und all die gräulichen Werkzeuge, mit denen rohe Unmenſchlichkeit vergangener Jahrhunderte Geſtändniſſe zu erzwingen ſuchte. Die Akten dieſes Gerichtes hätten für die Kulturgeſchichte gewiß wichtigen Stoff geliefert; ſie ſind jedoch mit dem Archive verbrannt. Am Fuße des Berges ſteht die Sankt Anna-Kapelle, ein romaniſcher Bau aus dem zwölften Jahrhundert; die Generalſtabs-Karte, welche überhaupt mit der Namengebung nicht glücklich iſt, nennt ſie „Sankt Amman". Der Zeichner hat wohl nicht an die Heilige, ſondern an den Bierkeller oder an die Schweſter des Bräuers gedacht.

Vils iſt, wie Bethlehem in Juda, das kleinſte Städtchen Tirols, doch ging aus ſeinen ſechshundert Einwohnern noch kein Meſſias hervor; wir können es als

ein Dorf bezeichnen, welches zu einer Gasse von Nord nach Süd auf der Schutthalde eines Baches zusammengebaut ist. Reutte und Füßen gegenüber konnte es sich nicht entwickeln; diese haben eine günstigere Lage. Doch dürfte es vielleicht eine bessere Zukunft hoffen, wenn es dem Muster manches reichen Ortes im Allgäu folgen und sich auf eine ausgiebige Erzeugung von Fleisch- und Milchprodukten verlegen möchte. Dazu müssen die ausgedehnten Wiesen entwässert, und es muß, wie Amman bereits angefangen, eine bessere Düngungs-Methode eingeführt werden. Auch als Sommerfrische kann das Städtchen solchen, die gern abseits von der großen Heerstraße die Muße genießen wollen, lebhaft empfohlen werden. Die Bevölkerung ist freundlich, die Umgebung prachtvoll, überall Gelegenheit zu den schönsten Ausflügen und zum Bade; jedenfalls ist hier mehr zu finden, als an manchem Orte, dem geschickte Reklame zu Ruhm und Blüte verholfen.

Die Geschichte von Vils hat der Lehrer Joseph Kögl in einem Büchlein erzählt. Ueber diese Mauern ging kein weltgeschichtliches Ereignis und man könnte höchstens dem Helden Mock einen Denkstein setzen, der am Alat-See eine Heerschar Schärtlins von Burtenbach versprengte, indem er durch einen wohlgezielten Schuß den Offizier an der Spitze derselben ins Moos legte.

Für den Geologen und Paläontologen ist die Umgebung von Vils klassischer Boden; ein Fels, südöstlich des Städtchens, birgt die Terebrateln und Rhynchonellen, nach denen Leopold von Buch den Oolith der Alpen bestimmte; die Marmore der Rotwand enthalten große Ammoniten, die man hier für zusammengerollte

Schlangen hält, und weiter rückwärts gedeiht auf den Fleckenmergeln eine üppige Flora, an den Wänden des leicht ersteigbaren Aggstein auch das Edelweiß.

Als sich das Regenwetter, welches dem Südwinde gefolgt war, wieder verzogen hatte, machte ich pflichtgemäß meine Ausflüge mit dem Hammer.

Nördlich von Vils zieht sich von West nach Ost ein mäßig hoher Gebirgsrücken, dessen Bäume bereits im farbigen Herbstlaube prangten. Hat man einen kleinen Hügel überschritten, so dehnt sich ein zweiter Grat gleicher Art und Richtung vor uns aus; dazwischen ist ein Tälchen eingesenkt. Wir haben hier die letzten Wellen des Hochgebirges, welches der mächtige Seitendruck zu langen Ketten aufstaute. Einige Schritte vorwärts und es überrascht uns der kleine Alat-See, ein Juwel der Waldeseinsamkeit, der schönste Platz für eine Villa oder eine Klausnerei. Die Mulde ist in den Schichten der Kreide-Formation vertieft, ein seltenes Vorkommen in den Nordalpen; auch große, flache Muscheln leben im Schlamme des Wassers. Der See gibt einem Bächlein den Ursprung, das sich noch zu einigen dunkeln Tümpeln erweitert, welche, wie die Querdämme schließen lassen, den Benediktinern von St. Mang als Fischteiche dienten. Nach einer halben Stunde öffnet sich ein tiefer Sattel in das Vilstal, die Lendenklamm. An diese knüpfen sich manche Erinnerungen. Als im Jahre 1849 für Tirol die Getreideeinfuhr gesperrt war, fingen kühne Schmuggler die Finanzwächter zusammen und warfen sie gebunden in einen Stadel; dann schleppten sie ihre Kontrebande wagenweise über die Grenze. Jetzt trägt das Schwärzen

nichts mehr ein, und wir dürfen hoffen, daß dieſes Stück verwegener Romantik nie mehr aufleben werde.

Endlich wird der Wald lichter und wir gelangen auf die Wieſen des Bades Faulenbach, einer Vorſtadt von Füßen. Das Städtchen mit ſeinem ſtolzen Schloſſe hat ſo ziemlich den mittelalterlichen Charakter bewahrt, ſo daß es trefflich in ein Bild von Schwind paſſen würde; geſchichtliche Erinnerungen mangeln auch nicht, wenn etwa einmal die Bürger ein Fresco für den Ritterſaal beſtellen wollen. Füßen entwickelte ſich im Schatten des Krummſtabes ſeiner Aebte; das Kloſter gründete wohl Sankt Magnus, eine Latiniſierung des Namens Magnoald; er ſtarb etwa 750. Seine wundervollen Taten, welche ſich freilich vor der Fackel der Kritik verflüchtigen, ſind an den Plafond der Pfarrkirche gemalt, und der Kanonikus Anton Steichele hat ſie, ſowie die Schickſale der Stadt, ausführlich in ſeiner „Diözeſe Augsburg" dargeſtellt. Wir verweiſen auf dieſes ſehr ſchätzbare Buch und heben nur hervor, daß Sankt Mang ein Bahnbrecher für die Kultur der ſeit der Völkerwanderung verwilderten Gegend war, wo nur „feuerſpeiende Drachen und giftige Würmer" in den Ruinen der öden Römer-Städte ihr Unweſen trieben. Er öffnete am Säuling die Gruben von Eiſenerz, welche ihm ein Bär, — wahrſcheinlich ein vermummter Geognoſt, — gezeigt hatte. Den berühmten Kalvarienberg bei Füßen hat bereits Guido Görres angeſungen, und Hohenſchwangau finden wir faſt jedes Jahr in einer illuſtrierten Zeitung beſchrieben; wir können daher die Tinte ſparen und uns auf den Heimweg über Weißenhaus begeben. Hier fochten Tiroler und Bayern noch

am 14. Oktober 1809; das Amt ging in Flammen auf. Der Spaten gräbt hie und da eine roſtige Kanonenkugel aus dem Boden. Das Weiderecht, ſelbſt innerhalb der Grenzen Oeſterreichs, gehört der Stadt Füßen; nach einer alten Sage gab es der ehemalige Beſitzer bei einer großen Hungersnot für drei Laibe Brot hin. Auch hier iſt die Landſchaft am Lech reich an Fernſichten und an ſtillem Reize abgeſchloſſener Bildchen.

Schon ſeit Jahren hatte ich beabſichtigt, die Ruine Falkenſtein zu beſuchen, welche ſich einſam auf einem Kegel erhebt, der hoch über dem waldigen Kamme des Gebirges emporragt. Herr Amman ſchilderte den Weg ſo leicht und mühelos, daß ich mich am 6. Oktober nach Tiſche entſchloß, mit ihm hinaufzuklettern. Bald iſt man am Fuße des Grates; es führt jedoch kein Weg hinauf und man muß ſich durch Geſtrüpp, Bäume und Schrofen emporarbeiten, ſo daß man faſt zwei Stunden bis zur Schneide braucht. Dann hat man allerdings nicht mehr weit zur wilden Kuppe, deren vordere Wand durch eine Schlucht zerſpalten iſt. Wie ein Geſtell hebt ſie das Schloß zum blauen Himmel oder wohl auch in die Donnerwolken, denn wir ſtehen auf einer Höhe von viertauſend Fuß. Es iſt da droben nur Raum für ein ſchmales, zweiſtöckiges Haus von höchſtens fünfundzwanzig Schritt Länge; eine Umfaſſungsmauer ſchmiegt ſich knapp der Kante des Felſens an, ſo daß die Veſte kaum zu bezwingen war, wenn nicht durch Hunger und Durſt. Als einen Zufluchtsort in den wilden Fehden des Mittelalters erbaute ſie 1050 Biſchof Heinrich II. von Augsburg gegen die Grafen von Vohburg. Biſchof Sigfried II. belagerte hier ſeinen Gegenbiſchof

Wigold in den Jahren 1077—1096 mehrmals; um von der Spur abzulenken, ließ letzterer einmal, als er in die Veste flüchtete, seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufnageln. Als später ein „Vogt und Burkmann" sich dem Straßenraube ergab, ward das Nest zerstört; König Ludwig beabsichtigte, es zur Sommerfrische neu aufzubauen. Die Aussicht ist allerdings großartig; rückwärts in das Gebirge der Zugspitze und des Wetterstein, nach vorn in das Flachland. Von den Jöchern der Hochalpen sieht man letzteres meistens nur als einen blauen Streifen in der Ferne; hier aber breitet es sich aus wie eine Landkarte, doch scheint es menschenarm und wenig kultiviert. Große Strecken bedeckt braunes Moor; manchmal wird auch Torf gestochen und die Würfel desselben liegen aufgestößelt; magere Birken und Föhren säumen den Rand seichter Seen ein; nur einzelne Höhen der Tertiär-Formation, wie der „Sangele", dehnen sich vor uns aus. Felsen durchbrechen die grüne Decke nicht mehr.

Den Rückweg empfahl Herr Amman am Weißensee vorüber; auch die Generalstabskarte gab einen Pfad an. Es war bereits ziemlich spät, und wir eilten daher rasch durch den Wald; als wir am See anlangten, war die Sonne bereits untergegangen. Das Terrain stimmte nirgends mit den Angaben der Karte. Ein Pfad wand endlich Nacht. Die Spuren verloren sich; unheimlich sich in den Wald hinauf; es wurde dunkler und dunkler, glitzerten auf dem Moosboden die Wassertümpel, und wenn wir endlich glaubten, die Richtung gegen Vils getroffen zu haben, so schlug uns der feuchte Moosduft des Moores entgegen und unter uns lag wieder der

Weißenſee. Der Grund wurde ſo lehmig und leimig, daß unſere Bergſchuhe beinahe ſtecken blieben; da arbeiteten wir uns mitten durch die Baumſtämme durch und erreichten endlich den Alat-See. Wir atmeten tief auf, — dieſe Gegend war uns ja bekannt. Spät trafen wir im Gaſthauſe ein und dort erzählte man uns, daß einmal ſieben Vilſer, welche den nämlichen Weg gemacht, bei einem Ungewitter im Walde übernachten mußten, weil ſie ſich nicht mehr zurechtfanden.

Bei der Heimfahrt blieben wir dieſes Mal auf dem linken Ufer des Lech. Bei Roßſchlag iſt die alte, mondförmige Schanze faſt eingeſunken und kaum mehr erkennbar; höher erheben ſich rückwärts die Schutthügel der Moränen. Sand, Grus und Blöcke gewähren nur wenigen Föhren und Wachholderſtauden Raum; der Platz verdient gar wohl den Blick des flüchtigen Wanderers.

Zu Biberwier trafen wir ſo ſpät ein, daß es nicht mehr geraten erſchien, den Marienberg nach Miemingen zu überſteigen. In der Kirche war wenig zu ſehen; auf dem Friedhofe muſterten wir eine Reihe Eiſenkreuze von trefflicher Schmiedearbeit, wie man ſolche in den nordtiroliſchen Dörfern häufig findet, ſo daß ſie gar wohl ein Gewerbe-Muſeum ſchmücken könnten. Sie gehören, ſo wie manche prächtigen Wirtshausſchilder, in das vorige Jahrhundert; Barock und Roccoco haben überall ſchöne Denkmäler großen Reichtums hinterlaſſen. Damals hatten die Leute noch Geld; ſie ließen ihre Häuſer mit Fresken zieren und verdarben leider auch manches gotiſche Kirchlein. Endlich fängt man an, den Werken dieſer Zeit Aufmerkſamkeit zuzuwenden, und auch Tirol

gehört hier ein Blatt in der deutſchen Kunſtgeſchichte.

Da gegenwärtig der Streit über die deutſche Orthographie noch immer tobt, will ich zum Schluß den wackeren Kämpen eine Grabſchrift als Beitrag liefern:

„Alda Ruet Der ehr- und Duggend ſame Jüngling
Sawaſtian Maier.
Amen.“

Mit dem Hammer

Die Arlbergbahn hat den Touriſten, welche immer nur den großen Linien des Verkehrs folgen, neue Gebiete erſchloſſen; mir gewährt ſie Halteſtellen, von denen aus ich Rekognoszierungen in ſeltener beſuchte Täler unternehmen kann. Ich werde da freilich nicht über läſtige Kerfe und andere Wunder zu berichten haben, wie man ſie nur auf einer Orientfahrt entdeckt; ſo ganz ohne Beute kehre ich jedoch von meinen Ausflügen nie heim, daß ich es nicht wagen dürfte, davon zu reden.

Aus dem Achenſee Barſche zu angeln, hatte mir eben verleidet, ſo ſtieg ich an einem prächtigen Morgen auf dem Bahnhofe aus, den man nach Imſt benennt, obſchon er eine Stunde abliegt. Der Platz dafür mußte ganz aus dem Felſen geſprengt werden, und von der andern Seite drohen Muren; aber was würde der Rochus, der Wirt von Brennbüchl, ſagen — meinte ein Ingenieur — wenn man ihn beiſeite gelaſſen und das Geſchenk freien Bodens in der Au angenommen hätte. Mit Rochus halten wir übrigens vollen Frieden; er iſt ein echter Tiroler, ſchießt auf die Scheibe, gibt dir an Freitagen kein Fleiſch, aber Forellen, und mit dem Wein kannſt du es meiſtens auch wagen, ſonſt beteten die Geiſtlichen der Gegend in ſeinem Stübchen nicht das Brevier. Wir treten überall in dieſe geweihten Spuren und haben uns

dabei ſtets wohl befunden, wenn es auch keine „Nachfolge Chriſti“ iſt.

An der Brücke, die zum Felſen hinüberſpringt, warfen 1809 die Schützen den zweimaligen Sturm der Bayern zurück, welche die Stellung bei Landeck umgehen wollten; jetzt ſauſen die Tannen, es rauſcht der Inn, auf den Wieſen verkündet die Zeitloſe den Frieden des Winters und überall verbreitet ſich das kräftige Licht der wolkenloſen Herbſtſonne.

Ich ſtieg durch den Wald nach Arzl, einer der größten und älteſten Gemeinden des Landes; ſchon der Name deutet auf die Romanen. Vom Burgſchrofen zum Bach zieht eine tiefe Senkung; es war hier die Sperre des Pitztales und Pillers geſchirmt durch ein Schloß der Starkenberger. Noch in den zwanziger Jahren ſtand der mächtige Berchfrit. Da kam der Krismer Stöffele, der bekanntlich nach der großartigen Hofer-Tragödie das Satirſpiel des November aufführen half, wo das letzte Aufflackern des Tirolerkrieges in Rauch und Blut erſtickte, und trug ihn ab, um mit den Quadern die Kirche zu erweitern. Der Turm nebenan mit dem reichen gotiſchen Maßwerk ſchaut jetzt umſonſt nach dem alten Genoſſen auf der Höhe, und die ganze Gegend hat durch die Borniertheit dieſes Geiſtlichen einen Schmuck verloren. Auch aus dem Ritterſaale von Kronburg brach er den mächtigen Strebepfeiler für das Klöſterlein der Barmherzigen Schweſtern. Wer ſollte ihm damals das Handwerk legen, wenn auch jetzt noch, wo man ſich doch eines beſſeren Verſtändniſſes rühmt, viel verdorben und manches zu Grunde reſtauriert wird? Das meiſte wurde freilich am Schluſſe des vorigen und

zu Beginn dieſes Jahrhunderts zerſtört. So ſchlug man auch zu Imſt in der Pfarrkirche die feſten Rippen des Gewölbes herunter, um für ziemlich mittelmäßige Fresken Raum zu ſchaffen. Auch das Volk, deſſen Konſervatismus man jetzt ſo gerne hervorhebt, und nicht bloß die Gebildeten, bei denen die franzöſiſche Aufklärung nachwirkte, hatte allen Sinn für die Kunſt des Mittelalters verloren.

Das Barock herrſchte überall; nur an Blasengeln und bauſchigen Gewändern, an Schnörkeln und Riemenwerk hatten die Bauern noch ihre Freude. Es iſt für die völlige Umwandlung des Geſchmackes bezeichnend, daß ſie ſich in Pfaffenhofen gegen den Geiſtlichen Madlener, der dieſe Prachtſtücke aus eigenen Mitteln durch die Werke namhafter neuromaniſcher Künſtler, wie Klein und Eſſenwein, erſetzen wollte, auflehnten, bis ihnen endlich der Biſchof Gaßner den Standpunkt klar machte. Jetzt begegnet man überall Verſuchen in Gotik, welche die alten ſtrengen Meiſter mit dem Stricke zum Tempel hinauspeitſchen würden. Wir meinen dabei nicht etwa die Werke unſeres Michael Stolz, der das Zeug verſteht und auch als Leiter des Paſſionsſpiels in Brixlegg Anerkennung verdiente, ſondern jene Staberl- und Pappendeckel-Spielwaren, wie ſie Schreiner und Buchbinder anfertigen: meiſt braunes Maßwerk auf kobaltblauem Papier, oder die Heiligen mit ſüß langweiligen Geſichtern und ſchmalen, parallelen Kleiderfalten, darunter die zahlloſen unbefleckten Empfängnuſſe, wo der Drache meiſt ſchöner iſt, als die Jungfrau, die ihn zertritt. Dieſe Krabben und Fialen in endloſer Wiederholung an den Kanten der Giebel, dieſe Spitz-

bogen und Ogiven nach der Schablone — nicht einmal das Dekorative zeigt noch eine Spur von Phantaſie und ſchöpferiſcher Kraft. Gebt ihn uns wieder, den chriſtlichen Olymp der Unterberger und Maulpertſch, der Knoller und Schöpf, wo die Heiligen ſo luſtig auf den Wolkenpolſtern ſitzen, die Engel dazwiſchen purzeln, ja gebt uns wieder dieſen Ball der Seligen, bei deſſen Anblick ſich jeder Bauer, jede Bäuerin nach der harten Arbeit der Woche freute, mittun zu dürfen und auch der kräftige Senner mit Vergnügen Urſulas elftauſend Jungfrauen anſchielte. Ja, gebt ſie uns wieder, dieſe ſchwungvolle Farbenpracht, wir laſſen uns durch ſie lieber bekehren, als das Empyreum, welches ihr uns zeigt: matt, fad, lehrhaft und tendenziös, wie ihr ſelber. Man will es aber ſo und wer vermag dagegen anzukämpfen? Hat man ſich doch ſchon auf den fabriksmäßigen Betrieb eingerichtet; zu jeder Stunde kannſt du aus München oder Lyon, da ſchmeckt's beſſer, weil es franzöſiſch iſt, die ganze kirchliche Einrichtung bis zum letzten Maſcherl am Chorrock fertig beziehen, wie Rock und Hoſe aus einem Konfektionsgeſchäft. Und da wundert man ſich über den Verfall der kirchlichen Kunſt, den Mangel an Individualität, welche ſich freilich nicht zum Muſterzeichnen hergibt. Freilich iſt auch das ein Zeichen der Zeit, der moderne Katholizismus zieht die Zügel der Zentraliſation immer ſchärfer an und dadurch wird auch die Dreſſur immer einförmiger. Der berühmte Satz des Kirchenvaters: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas," erleidet mit dem Gebiet, wo man zweifeln darf, fort und fort Einſchränkungen.

Die Bauart des Dorfes zeigt so recht den Unterschied zwischen Ober- und Unter-Inntal. Hier das freistehende Bauernhaus mit dem Söller, echt germanisch in seiner Sonderstellung, dort die Häuserzeile, die civitas der Romanen, wo sich die Gesamtheit in einem engen Raume einschließt und die Armut, zumeist herbeigeführt durch die Güterzersplitterung, mehrere Familien unter einem Dache zusammenpfercht. Es würde zu weit führen, versuchten wir eine Scheidung nach Ortsnamen, welche ohne die weit wichtigere Rücksicht auf den Körperbau doch nur einen schwankenden Wert hätte. Man begegnet oft genug Köpfen, die uns im Apennin, der Campagna nicht überraschen möchten, dann wieder dem treuherzigen blauen Auge des Bajuvaren, weit häufiger sind jedoch Formen, die sich weder zu dem einen noch zu dem andern reimen, wie ja auch Tappeiner nach vielen Messungen von Schädeln die Rhäter als eigene Rasse anspricht. Inzing, Hatting, Polling am Saume feuchter Auen, die erst später entwässert wurden, erhielten von den deutschen Einwanderern in späterer Zeit den Namen, während Telfs, Zirl, Tarrenz auf ihren Schutthalden, welche durch ihre Trockenheit zur Ansiedlung einluden, wohl schon den Bronzekelt und die Streitart sahen.

Auch manchen sinnigen Hausspruch lesen wir, meist religiösen Inhalts, Anspielungen auf die Wandelbarkeit menschlicher Dinge, menschlichen Besitzes. So jener allbekannte:

Dieses Haus ist mein und doch nicht mein.

An einer Ecke heißt es:

Wiewohl dies Haus ist ganz klein,
So scheint gleichwohl die Sonn' herein.

Christus, die Sonne der Gerechtigkeit,
Scheine herein zu aller Zeit.

Mannhaft klingen die Worte eines Zillertalers in Mayerhofen, vielleicht eines der Protestanten, die 1838 unter der Regierung des Kaisers Franz vertrieben wurden.

Ich achte meine Hasser
Nicht mehr als Regenwasser,
Das von dem Dache fließt.
Und ob sie mich beneiden,
Sie müssen's dennoch leiden,
Daß Gott mein Helfer ist.

Dagegen herrscht bei den Unter-Inntalern der Humor; zu Söll trägt ein Haus die Inschrift:

Das Beste ist auf dieser Welt,
Daß Tod und Teufel nimmt kein Geld,
Sonst müßte mancher arme G'söll
Für einen Reichen in die Höll'.

Doch genug davon, wir könnten noch viel mehr beibringen.

Arzl ist die Heimat des Geistlichen Ignaz Schöpf, der mit mir das Gymnasium besuchte. Als Student war er freisinnig, wir hießen ihn Shakespeare, weil er sehr fleißig Englisch las; wie so mancher Leidensgenosse wurde er gezwungen, nach Brixen in die Theologie zu wandern. Gesalbt und ausgeweiht, wendete er sich nach Kärnten, wo er eine Broschüre über das unheilige Treiben des Klerus veröffentlichte. Der Narr von einem Idealisten glaubte Wunder was Verdienstliches geleistet zu haben, sein Bischof war jedoch anderer Mei-

nung. Er wurde nun altkatholiſcher Pfarrer in Baden; die Gemeinde hatte ein liberales Pfäfflein erwartet, er nahm jedoch ſeine Pflichten ernſt und mußte bald abdanken. Als verlorener Sohn kehrte er reumütig in den Schoß der römiſchen Kirche zurück und erhielt die Kuratie Telves bei Sterzing; die Weiber hoben ihm jedoch Tür und Fenſter aus und ſo mußte er wieder abziehen. Er verſchied 1879 als Benefiziat zu Heiligenkreuz und ruht nun auf dem Friedhofe zu Hall. Man ſchrieb auf ſeinen Grabſtein den Bibelvers: „Richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet werden!" Armes, unglückliches Herz, dein Schickſal war tragiſcher, als es ein Poet erfinden kann, der ſchlichte Stoff bedarf keines Aufputzes und würde vielleicht in den einfachſten Linien am beſten wirken. Nicht weit von ihm liegt der edle Kaplan Ruf, der mild und tröſtend mit ihm verkehrte.

Ein bißchen Komödie kann auch nicht ſchaden. In den Wäldern zwiſchen Arzl und Prutz hauſte ein Bär, welchen man verſchiedener Freveltaten bezichtigte, und zu Prutz in hohen Stulpſtiefeln der gewaltige Kaufmann Peter Paul Richle, der den Ober-Inntalern riet, ſie ſollten, wenn ſie nach Innsbruck kämen, recht böſe Geſichter ſchneiden, damit ſich die Liberalen fürchten. Große Geiſter vertragen ſich nicht immer in nächſter Nähe. Richle ſchwor daher dem Bären Fehde auf Leben und Tod. Weil dieſer hie und da in einem Heuſtadel übernachtete, ſo wollte man ihm hier einen guten Morgen wünſchen, aber niemand getraute ſich. Da erinnerte ſich Peter Paul an die vortreffliche Muſikbande von Prutz, er bot dieſe auf, und dieſe blies nun einen Stadel um den andern an, als ſollten die Mauern von

Jericho einfallen. Meiſter Petz richtete ſich brummend auf und lief, entſetzt über das Ständchen, das man ihm brachte, davon, nicht ohne eine Viſitenkarte zurückzulaſſen, welche Richle kaum an den Spiegel ſteckte. Anbleien ließ er ſich auch nicht und ſo mußte der Mann von Prutz bei der nächſten Fahrt nach Innsbruck ohne Bärenhaut vor den Liberalen aufmarſchieren.

Gegen Süden iſt das Pitztal bis zu den Gletſchern in die Zentralalpen eingeſchnitten. Seht ihr am Gehäng' die ſaftigen Matten und die zierlichen braunen Häuschen überall verſtreut? Die armen Bauern werden auswandern müſſen, es fehlt ihnen das Holz, denn das Aerar ließ vor Jahren die Wälder abholzen und Nachwuchs gedieh keiner. Den Winter hindurch, und der iſt hier ſehr ſtreng, müſſen ganze Familien mit einem Teile der Haustiere in einer engen Stube zuſammengeſchachtelt atmen, weil ſie nur dieſe heizen können, und auch dazu werden bereits die Stauden der Almroſe verwendet. Die ſchlechte Holzwirtſchaft in Tirol, deren Wirkung ja auch das Puſtertal vor zwei Jahren erfahren mußte, reicht in alte Zeiten zurück; ſchon unter dem Erzherzog Ferdinand wurde manche Klage laut. Jetzt geht man daran, die Riß und die Pertiſau abzuſtocken; fremde Forſtleute ſchütteln bedenklich die Köpfe.

Auf dem Wege nach Imſt begegnete mir ein Prieſter, der mich als ſeinen alten Lehrer begrüßte. Nach dem üblichen Woher und Wohin, an das ſich ein kurzer Plauſch knüpfte, fragte ich ihn um ein gutes Gaſthaus. „Da gehen's zum Sonnenwirt, der hat a Weindl! Hat a eigenes Gütel im Etſchland mit Burgunderreben.“ Dabei blinzelte er ſo verklärt, daß mir zum vorhinein

das Waſſer im Munde zuſammenlief und ich trotz der Ermüdung faſt bis an das obere Ende des langen Marktes trottete, auf die Gefahr hin, auch ohne Tonſur und ſchwarze Strümpfe für einen Ultramontanen gehalten zu werden, eine Verleumdung, wegen der ich allerdings keinen Prozeß anſtrengen werde. Im Herrenſtübchen ſaßen bereits viele würdige Häupter beim Berlok — mit einer Andacht, als wäre ein Ablaß zu gewinnen. Berlok? Das iſt wieder ein ganz eigenes Tiroler Karteng'ſpiel, ſo tiefſinnig und fein, daß man ſeine goldenen Regeln in einem eigenen Buche zuſammenfaßte, welches die Imſter genauer kennen ſollen als ſelbſt Spindlers „Vogelhändler von Imſt". Im Winter geben die Berlocker einen Ball, dort wird für das Jahr ein König erkoren, den man im Saale herumträgt, an ſeiner Seite ſitzen Räte und wir glauben, daß dieſer Konſtitutionalismus ein aufrichtiger iſt und nicht bloß zum Schleier abſolutiſtiſcher Gelüſte dient. Das Feſt gäbe wohl Szenen für den Pinſel eines Jordaens oder Defregger, wenn ſich dieſer nicht den bockledernen Hoſen verdingt hätte. Das iſt aber nicht alles. Die ſchönen Imſterinnen tanzen im Faſching ebenſo eifrig, als ſie in der Faſten beten. Als ich ſie nach der Frühmeſſe aus der Johanniskirche gehen ſah, machte jede ein Mäulchen, als hätt' ſie eben ein Buſſel vom himmliſchen Bräutigam kriegt. Ich wurde ganz g'luſtig. Die Treppe des Kalvarienberges ſollen ſie am Karfreitag barfuß oder in Socken hinaufſteigen, dafür glitt ich auf den glatten Steinplatten aus und wäre bald heruntergerodelt. Der Spott blieb auch nicht aus, denn ein Fräulein meinte, es ſei mir für meine Gottloſigkeit ganz

recht geſchehen; ein alter Geognoſt findet bei den Weibern keine Teilnahme mehr. Auch in der Fremde gedenkt die echte Imſterin der Heimat. Schrieb eine aus Wien: „Es gibt da zwar auch ſchöne Kirchen, aber ſo ein Bußkappele und eine Magdalena mit ſelbſtgewachſenen Haaren gibt es halt doch nicht.“ — Der Oberländer ſpricht Kappele für Kapelle. Die Magdalena habe ich in ihrer Grotte auch angeſchaut. Auf ihrer Wange hängen Tränen wie Haſelnüſſe, ſie trägt eine ſchwarze Perücke, im nächſten Herbſt vielleicht eine blonde, wenn eine Sünderin ihre Locken weiht. Weit berühmt iſt das Schemenlaufen, das alle drei, vier Jahre unter großem Zufluſſe des Volkes am Faſchingdienstag abgehalten wird. Es iſt das ein Maskenzug mit verſchiedenen Gruppen; die Viſire ſind aus Holz geſchnitzt, zum Teil ſehr alt und von echter Künſtlerhand. So hat ſich hier und an einigen anderen Orten Tirols der letzte Nachklang des Schönbartlaufens und Mummenſchanzes deutſcher Städte gerettet, wie es Hanns Sachs zu Nürnberg ſah. Die Geiſtlichkeit betrachtete die Ausgelaſſenheit der jungen Männer nicht immer mit freundlichem Auge; manchmal lade ſich einer zu Gaſt, den niemand kenne, keiner tue es ihm an tollen Sprüngen und wildem Spaße gleich, wenn er abfahre, ſei einer von der Geſellſchaft weniger; der Teufel hat ihn geholt. Die Sache iſt jedoch nicht immer ſo harmlos, bisweilen wird auch ein Strafgericht gehalten; wer einen dummen oder ſchlechten Streich gemacht hat, kommt auf die Lafra. Wir können dieſen Ausdruck nicht etymologiſch deuten und überlaſſen ihn Chriſtian Schneller, dem gründlichſten Löſer tiroliſcher Worträtſel. Der Sachverhalt wird als Ballade,

zu der ein Muſiker auf einer verſtimmten Geige die Begleitung kratzt, vorgetragen und wohl auch mit Bildern illuſtriert. Auch Späße über Begebenheiten werden eingeflochten. So hatte unſer Wirt einmal Händel mit der Finanz, die ihn ſo ärgerten, daß er eine Zeitlang gar nicht ausſchänkte. Da rückte nun eine Sonne an, welche vom kaiſerlichen Amtsadler verfinſtert wird. Der Witz war gelungen, die Accisler ſpitzten jedoch ihre Ohren vergebens, um allenfalls gegen den Dichter das ſubjektive Verfahren einzuleiten. Unter dem Namen des Gaisthaiding finden wir dieſen Gebrauch auch in Abſam; wenn die Verſe gar zu rührend ſind, gibt es wohl auch blutige Köpfe. Hat der Unter-Inntaler gutmütigen Humor, der ſpaßt und ſpaßen läßt, ſo verwundet der Oberländer oft durch ſcharfe Satire, wie er überhaupt eines ſehr energiſchen Haſſes fähig iſt und ſchon dadurch den ſtärkeren Prozentſatz romaniſchen Blutes bekundet. Haſſen ja! Das paßt freilich nicht zur milchfrommen Denkungsart der guten Deutſchen in Oeſterreich, aber wär' es nicht gut, wenn ſie ein paar Tropfen welſcher Galle im Blut hätten? — Vielleicht hat Johnſon recht, wenn er ſagt: „Ich liebe einen guten Haſſer!“ — Ich auch!

Da ich in die Kunſt des edlen Berlockens nicht eingeweiht war, ſo ſetzte ich mich in den Garten; das iſt ein Stück Frankreich mitten in Deutſchland. Ueber die Latten der Veranda ziehen ſich Rebengewinde, aus dem üppigen Laub hängen blaßgelbe Trauben, die feinſte Tafelſorte von St. Madleine, die ſich der Wirt beſtellte, welcher dir auf einem Teller ſüße Pflaumen und Birnen vorſetzt, als kämen ſie eben aus der Provence. Sein

Stolz ist die Obstzucht; weil die Kanarienvögel ausgeflogen sind, täten die Imster gut, wenn sie seinem Beispiele folgen wollten. Jetzt, wo die Eisenbahn nahe vorüberzieht, möchten wir den Markt, wie er sich an den waldigen Hügeln hinzieht, Sommerfrischlern unbedingt empfehlen. Auch die Fülle klaren Alpenwassers sprudelt aus allen Brunnenröhren. Wem das nicht genügt, der trinke Starkenberger Bier, das mein Sohn, der sich auf solche Dinge versteht, gar für Schwechater hielt. Nur eines möchten wir den Verschönerungs-Verein, der sich bereits gar viele Verdienste erworben hat, bitten: er soll die Bäcker früher aufwecken, damit man um acht Uhr zum Frühstück frische Kipfeln erhält.

Imst kann als die Hauptstadt des Ober-Inntales gelten, lange Zeit hatte hier das Kreisamt seinen Sitz, dem auch der tirolische Dialektdichter Karl v. Lutterotti angehörte. Es ist aber auch die Hochburg des Ultramontanismus; Amazonen in den nahen Dörfern Tarrenz und Roppen liefen Sturm gegen die neuen Schulgesetze, so daß man den Auftrag gab, hier zwanzig Strafgendarmen einzuquartieren, wogegen, dem Vernehmen nach, die Mädchen keine Berufung einlegten. Der Bezirksrichter tat es, bekam aber nachträglich einen Schmeißer, daß er die Sache ernsthaft genommen und den störrigen Rebellen wurden sogar die Verpflegungskosten nach einem sehr hohen Anschlage vergütet, daß es fast schien, man wolle sie belohnen. Die Frömmigkeit ist in Oesterreich freilich zu allem gut. Aber nicht immer war es so. Die Reformation machte auch die Imster wackeln, und der Wiedertäufer Veit Grünberger fand hier viele Anhänger, welche ihn vor den Klauen der

heiligen Hermandad verſteckten, ſo daß er der Folter und dem Scheiterhaufen entging, die man während der Regierung des Gemahls der ſchönen Philippine Welſerin zur größeren Ehre Gottes anwendete. So häufig, daß in der Pfarrkirche zu Innsbruck der Prieſter vor dem Altare durch das Geſchrei der Gemarterten aus dem nahen Gefängniſſe geſtört wurde.

Imſt verdankt ſeine hervorragende Stellung der Lage ſenkrecht auf das Inntal, in welches zwei große Seitentäler einmünden, deren Bewohner hier ihre Marktbedürfniſſe holten. Auf dem Kalvarienberge ſtand, wenn ſo mancher Fund einen Schluß geſtattet, eine Burg der Rhäter, ſpäter fand in dieſer Gegend das Geſchlecht der Starkenberger die Hauptſtütze ſeiner Macht, bis Friedel mit der leeren Taſche ihre Burgen brach. Dann blühte der Bergbau, wie zu Schwaz und Sterzing hämmerten hier Tauſende von Knappen und ſchmolzen aus dem Erz in den Hochöfen Silber, Blei und Kupfer. Hoch oben im Gebirge trifft man noch die Mundlöcher verbrochener Stollen, ertränkte Schächte, und manche Sage gedenkt der alten Herrlichkeit. Um die Mauer der Pfarrkirche lief ein Freskenfries, einen Aufzug der Knappen darſtellend; man hat ihn übertüncht und man muß im Intereſſe der Kulturgeſchichte die Barbarei bedauern. An die entſchwundene Zeit der Kanarienzucht erinnert das Votivbild der Totenkapelle; Vogelhändler auf dem Wege nach Indien werden vom Sturm überfallen und machen ein Gelübde. Der Wohlſtand des Ortes wurde durch den Brand von 1822 gänzlich vernichtet. Der penſionierte Schuldirektor, ein Mann von ſechsundachtzig Jahren, erzählt oft noch: Imſt ſei ein

Schatzkästlein gewesen, reich an alten Gebäuden, Schnitzwerken, Gemälden und Handschriften, welche das wütende Feuer in wenigen Stunden auffraß. In neuester Zeit versuchte man es mit einer Unter-Realschule, die der Klerus selbstverständlich mit Begeisterung unterstützte. Man redete den Lehrern alles Erdenkliche nach; Betschwestern behaupteten, sie seien Juden; weil jedoch später das Geschwätz verstummte, werden sie sich wohl von der Unwahrheit desselben überzeugt haben. Im Ober-Inntal ist kein Boden für solche Institute; was nicht Handwerker oder Bauer wird und sich zu Höherem berufen fühlt, wird in das Knabenseminar zu Brixen oder an ein Gymnasium geschickt. „Der Kurat hat g'sôt, 's Bûable had so nett an off'nen Kopf, es soll Geistli weara" — sagen die Mütter zu den wohltätigen Innsbruckern, wenn sie ein Monatgeld oder einen Kosttag erbitten wollen. Jetzt steht der „Schulpalast" verlassen; vielleicht besiedeln ihn Mönche oder Nonnen, denn heute ist alles möglich. Schade ist es um die schönen naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche der brave Professor Vogel mit großer Mühe zusammenbrachte.

Ich kann von den Imstern nicht scheiden, ohne zu erzählen, was ihnen die Lästerzungen der Nachbarn aufdichten. Werden sie es übelnehmen? Sei's! ich komme nicht mehr so bald hinauf. Am Palmsonntag zogen die Magistratsräte nach altem Brauche den hölzernen Esel auf den Kalvarienberg. Er brach einen Fuß, und dieser fiel durch den Schlot eines Hauses, welches knapp an den Felsen gebaut ist, in einen Hafen auf dem Herd und sott mit. Als es ruchbar wurde, kamen die

Imſterinnen; jede wollte ein Schälchen von der geſegneten Suppe haben, und den Bürgern blieb davon der Spitzname „Suppenburger“. Lacht nicht über die Schnurre, der Ernſt liegt näher, als ihr glaubt, was eine Tatſache, die ich ſelbſt erlebte, beſtätigen mag. Vor etwa dreißig Jahren waren die Kartoffeln mißraten. In den Gärten bei Innsbruck warf nun ein Frühlingsregen die Knollen der Feigwurzel heraus. Allſogleich verbreitete ſich das Gerücht von einem Wunder; arme Weiber ſammelten ſie überall und ich ſelbſt hörte eine Sankt Niklauſerin: „Woaßt, i han von der himmliſchen Speiſ' 'geſſen, was i kriegt han.“ Wie es ihr bekommen, habe ich nicht erfahren; die Feigwurzel gilt für giftig. Das Beſte kommt noch. Die Innzeitung erzählte den Vorfall; Tags darauf erhielt der Redakteur von dem Katecheten des Gymnaſiums, David Moriz, einem der vernagelteſten Zenſoren des Vormärz, welchem auch Senn ein Sonett widmete, einen Strafbrief mit der Frage: „Ob er zweifle, daß Gott noch Wunder wirke?“ — Da fragt man ſich freilich nachträglich, ob die Imſter Geſchichte ſo ganz erlogen ſei?

Ueberall beſuche ich in Tirol Kirchen und Friedhöfe, oft treffe ich in einem kleinen Dorfe irgend etwas Neues und wär' es auch nur eine naive Inſchrift; beſonders gern ſpüre ich eiſernen Gittern und Kreuzen nach, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts meiſterhaft verfertigt wurden. Das waren Handwerker, welche das harte Metall behandelten wie Wachs und zu den zierlichſten Blattranken und Blumengewinden austrieben. Zu Imſt auf dem Friedhofe ſteht nun ein Meiſterſtück dieſer Technik. Ein kupferner Löwe hält

einen faſt zwei Meter hohen vergoldeten Schlüſſel, um welchen ſich aus einer Vaſe kunſtvolle Arabesken ſchlingen. Der Schmied hat ſelbſt ſein Werk hochgeſtellt, denn es trägt ſeinen Namen: Jo. Fr. Guem in Ehrwald. Nachdem ich mir ſeine Manier genau eingeprägt, entdeckte ich zu Lermoos noch einige Kreuze von ihm und zu Biberwier den Wirtsſchild der „Glocke". Er muß eines großen Rufes genoſſen haben, da er ſo viel beſchäftigt wurde. Es wäre Aufgabe des tiroliſchen Landesmuſeums, ſeinen Werken nachzuforſchen, einiges von ihm zu erwerben und ſeine Lebensverhältniſſe zu ermitteln.

Gleich hinter der Kirche ſteigt der Pfad auf einer Hochebene empor, die ſich neben dem mooſigen Gurgeltale hinzieht. Hier hatte Sigmund der Münzreiche durch das Stauen des Baches einen künſtlichen See gebildet, um dort zu fiſchen. Der Damm erinnert noch daran, ſowie das Dörfchen Strad an eine Römerſtraße. Das iſt aber nicht die einzige Ehre desſelben. Dort in jenem weißen Hauſe, ſeinem Heim und Eigen, verbrachte unſer Greuter die Sommermonate, dort hämmerte er die Donnerkeile für die frechen Stirnen der Liberalen; nach der Legende pürſchte er hie und da im Schlafrock, die Flinte über die Achſel, durch die Föhren des nahen Wäldchens. Aber nur einmal habe er einem Häschen etwas zu leide getan. Dieſes ſchlief nämlich, dem bisherigen Landfrieden vertrauend, wohlgemut in einer Kranewitſtaude, da ſtolperte er mit den Kanonenſtiefeln darüber, daß es quiekend und quäkend das Weite ſuchte. Seitdem gab er, um die armen Tierchen zu warnen, immer ein paar Schüſſe auf Tannzapfen ab,

die er für seinen Krummschnabel heimtragen wollte. Ein Wirt behauptete, wenn er alles Wild, das er bisher geschossen habe, zum Frühstück braten lasse, so könne er stets nüchtern an den Altar treten, um Messe zu lesen.

Bald gelangten wir an die tiefe Schlucht, durch welche der Wildbach Torrente, von dem Tarrenz den Namen hat, schäumend und brausend niederfährt. Hier erhob sich auf unzugänglichen Felsen die Stammburg der Starkenberger, weiter einwärts hatten sie sich als Zuflucht einen festen Turm, Gebratsstein, erbaut. Dieser steht noch, von jenem sind kaum mehr einzelne Trümmer erkennbar.

Jenseits blickt der erzreiche Tirschentritt nieder und am Abhange die Kapelle am Sinisberg. Dort hängen an den Wänden welke Kränze mit allerlei Goldflitter, die Mädchen pilgern hinauf, um von der Mutter Gottes einen Mann zu erbitten; allenfallsige Aufträge von schönen Wienerinnen übernimmt wohl gegen die üblichen Stolgebühren der Pfarrer von Nassereit. Auch von einer Sage wußte Professor Nogal. Der Meßner liebte ein Mädchen von Tarrenz, dieses aber wollte ihn nicht, weil er rote Haare hatte. Wie er nun einmal traurig vor der Kapelle saß, sah er sie von weitem mit dem Rosenkranz in der Hand heraufsteigen. Er versteckte sich hinter dem Altar. Sie trat ein, kniete nieder und rief mit ausgespannten Armen: „Heilige Maria, gib mir an Mann, aber koan fuchseten.“ Da schrie der Meßner: „Ja, aber grad an fuchseten mußt hab'n!“ Das Mädchen sprang, erschreckt durch die rauhe Baßstimme der Madonna, eilig zur Tür hinaus, heiratete

aber den Meßner, den göttliche Fügung auf dieſe Art zum Bräutigam beſtimmt hatte.

Wir bogen in das waldige Salveſental ein. Hier geiſtert es; man ſieht einen bärtigen Förſter im grünen Gewande. Als die Nachbargemeinden den abgebrannten Imſtern Bauholz ſchenkten, verkaufte er es heimlich, polterte nach dem Tode im Hauſe und wurde endlich von einem Kapuziner in dieſe Felſenwüſte verbannt. Auch in anderen Gegenden wurden wilde Kare und Tobel auf dieſe Weiſe bevölkert. Es iſt jedoch nicht das heutige Geſchlecht, welches dieſe Sagen dichtete, ſie reichen gewiß in das graue Altertum zurück, das in den Waldmenſchen die Schrecken des Gebirges verkörperte; ſpäter wandelte man ſie nach den wechſelnden Anſchauungen um, wie ja auch die Kirche aus den Göttern Teufel machte. Die Selvaggi der Väter wurden zu Geſpenſtern der Enkel.

Neben einer Quelle machten wir Raſt. An einem ſonnigen Abhange leuchteten die Korallen der Ebereſche, nur als Spätlinge fanden ſich noch einzelne Alpenblumen, der Quendel und das Steinglöckchen mußten ſie erſetzen; in das Dunkel der Föhren brachten die Herbſtfarben der Blätter bunten Wechſel. Zur Rechten ſteigt die pralle Heiterwand, im Sonnenſchein faſt blendend weiß, in den weichen Himmel ſchneidet ihre lange, ſcharfe Kante, links erheben ſich, ſägeförmig gezackt, die Gräte eines bräunlichen Dolomites, breite Schutthalden, auf die fortwährend Geſtein herabkollert, fließen im ſteilen Winkel herab. Zwiſchen dieſe ſo verſchiedenen Gebirge legt ſich eine Mulde, die ſich gegen den Hochtennenpaß zu grünen Almmähdern ausweitet. Ihre Unterlage ſind

weiche Mergel und Kalke; so ist das Bild der Landschaft nur der Ausdruck geologischer Verhältnisse, nach den verschiedenen Arten des Keupers, welche sie aufbauen.

Am Ursprunge des Baches, auf der Wasserscheide zwischen Inn und Lech, ragt ein Wetterkreuz. Unten im Tale besaßen die Imster ausgedehnte Almen. Diese hätten sie um geringes Geld verkauft und dafür das Eisengitter in der Johanniskirche machen lassen. Dann seien Engadiner eingewandert und hätten die Dörflein Boden und Bschlaps gegründet. Sei dem, wie ihm wolle, tatsächlich unterscheidet sich der Körperbau ihrer Bewohner sowohl von dem der Inn- als Lechtaler. Auch nach dem Charakter sind sie von den Nachbarn verschieden. Diese sagen ihnen allerlei nach, beim Klerus sind sie ebenfalls nicht beliebt, so daß die Geistlichen nicht gerne bleiben. Es soll da Freigeister geben, welche sich lieber selbst „stillen", anstatt frommen Zuspruch anzunehmen und etwas für die Kirche zu stiften. Um so besser seien sie bei den Advokaten angesehen; sie täten oft im Winter nach Imst wandern, um Prozesse zu führen. Wird wohl alles Verleumdung sein, denn aufgeklärte Leute sind ja bei den Gottseligen stets verschrien.

Wir wendeten uns zum Steinjöchel. An einer schattigen Stelle war der Schnee erst vor kurzem geschmolzen, daher blühten hier noch das Vergißmeinnicht, der blaue Enzian, gelber und weißer Steinbrech und andere Kräuter, so daß wir schöne Buschen pflücken konnten. Gegen Nord führte eine Steintreppe zu Almen. Weiter unten lagen am Wege zerfallene Schuppen, wo Gallmei aufgehäuft war. Es lohnte sich nimmer, ihn hinabzuführen. Der Bergsegen Tirols gehört unwiederbringlich

der Geſchichte. Wohl findet man faſt bei jedem Schürfverſuche Erze, die vor dreihundert Jahren abbauwürdig geweſen wären; jetzt ſind die Koſten für die Arbeit, die Ablieferung und das Holz zu groß, die Konkurrenz des unerſchöpflichen Amerika drückt hier wie auch anderswo zu ſchwer, um nach Verſuche anzuraten. Und in Oeſterreich brauchen wir ja auch keine Edelmetalle, da leiſtet das Papier den gleichen Dienſt. Die Leute leſen Chroniken, ſie horchen den alten Knappen: unſere Alpen ſind ſo ſtolz und prächtig, alle Spitzen glänzen im Sonnenſchein, ſollte der Trotz der Gnomen die Schätze für immer in den Abgrund verſenkt haben? — Da ſuchen ſie mich denn zu Innsbruck auf, ziehen geheimnisvoll allerlei Steinchen, Eiſenkies, Glimmer, was flirrt und flimmert, aus der Taſche, ob nichts zu machen ſei. Alles vergebens. Ich frage auch gar nicht mehr nach dem Fundorte, denn da meinen ſie, „es könnt' doch was ſein, und der Profeſſor wolle dann heimlich hin, um ein Geſchäft zu machen". Einmal ſchickte man mir aus Imſt ein großes Stück Mergel und Bitterſalzkriſtalle; ich ſollte Eilpoſt nehmen und geſchwind helfen, den Schatz zu heben. Ich ſchrieb zurück, man möge den Plunder in der Apotheke mit Sennesblättern ſieden, das gebe ein ſehr kräftiges Schießpulver.

Vor Anbruch der Dämmerung ſchritten wir über die Brücke von Ramlos, wie Odyß bei Eumäos angebellt und verfolgt von allen Kötern, die wohl kaum je einen Fremden geſehen hatten. Was ſoll der Touriſt in dieſen abgelegenen Winkeln, wo er vielleicht drei, vier Tage keinen Biſſen Fleiſch erhält; Jochferen von Fach dürften ſich jedoch die Gräten und Spitzen, die man oft nur mit

Schwierigkeit und Gefahr erklimmt, ſehr empfehlen, wenn auch kein Edelweiß dort blüht und Gemſen mit uns nicht Bruderſchaft trinken, wie man vielleicht in Berlin glaubt. Um Seltenheiten bemüht man ſich hier überhaupt vergebens, die Geſteinsarten ſind dieſelben wie in der Kette der Nordalpen und meine Fahrt hatte nur den Erfolg, daß ich nun auch dieſe Gegenden in der Sammlung der Univerſität mit Handſtücken belegen kann.

Peterl, der Wirt, dengelte vor der Tür die Senſe; nachdem er uns gemuſtert, nahm er langſam das Pfeiflein aus dem Munde und führte uns in die getäfelte Stube. Der Rote war ſehr gut, bald dampften auch Nocken und eine Schüſſel raſſer Zigerſuppe vor uns. Später taten uns einige Bauern die Ehre an, es wurde manches gefragt und über allerlei „geſpachtet", auch über die Arlbergbahn — waren uns doch einige Neugierige begegnet, die über Joch ſtiegen, um die Feſtlichkeiten anzuſchauen. Dann kam der nahe Winter daran, ob er etwa wieder ſtreng werde, wie es der Pelz des Wieſels und die Röhren des Dachſes verkünden; ſie ſeien oft wochenlang eingeſchneit, und auch der Hochwürdige müſſe ſich mit Schmalz, Eiern und Mehl begnügen. Das ſei übrigens ein braver Herr, trinke jährlich höchſtens hundert Liter Wein und verſtehe ſich ſehr ſchlecht auf den Fang der Forellen, was ſein Vorgänger viel beſſer gekonnt. Einkommen habe er auch nicht viel.

Es gehört in der Tat ein reges Pflichtgefühl dazu, um nach zwölfjährigem Studium in einem abgelegenen Bergdorfe auszuhalten, aber es ſind Hunderte von tiroliſchen Prieſtern in der gleichen Lage, ſie entbehren, trotzen jeder Anſtrengung, tragen ſtundenweit und unter

der Gefahr, von Lawinen verſchüttet zu werden, das letzte Abendmahl zu den Kranken und teilen mit dem Armen den kargen Biſſen; aber ſie murren nie, ja ſind ruhig und heiter, denn ſie glauben, daß ſie im Dienſte eines höheren Herrn wirken und dieſer ſeine Hand ſchützend über ſie halte. So habe ich manchen dieſer Männer kennen gelernt und ich nehme vor ihm den Hut ab, wenn ich auch nicht überall ſeine Ueberzeugungen teile. Freilich gibt es auch ſolche, die man nicht Seelſorger, ſondern Geldſorger nennt, Finanzkünſtler, welche Dunajewski zu Beiräten wählen ſollte: Geldſorger mit und ohne Kutte; wenn aber hie und da eine Krähe weiß anſtatt ſchwarz iſt, ſo darf man dafür nicht den ganzen Stand verächtlich machen.

Die Abendglocke ſchlug an, und nach den drei Abſätzen zu Ehren Marias mahnte ſie an die Verſtorbenen. Alle beteten leiſe, dann tranken ſie aus und gingen heim. Der Wirt war ledig, ſeine alte Schweſter ſetzte ſich nun zu mir; ſie war — darf man es ſagen? — ja, ſie war die Hebamme des Dorfes. Solche Menſchen brauche ich, um mich über Land und Leute zu unterrichten; was ſie mir, da ſie bald merkten, daß ich Arzt war, anvertraute, darf ich wieder nicht erzählen, wenn es auch weit unverfänglicher iſt als Zolas „Nana", bei der unſere deutſchen Frauen ſo fleißig — Franzöſiſch lernen. Dann legten auch wir uns unter dem Dache dieſer guten, friedlichen Menſchen nieder und ſchliefen bis zum Morgengrauen. Nachdem wir auf den Kaffee einen Tupfer Engadiner geſetzt, ließen wir uns vom Peterl den Weg zeigen und ſchritten durch den ſchattigen Tann, von deſſen Zweigen der Tau tropfte, rüſtig talaus. Bald

gingen wir an dem Eingange eines Tales vorbei; im Hintergrunde stehen so viele Häuser, als im Dorfe Stanzach, weniger den Widum; es ist Falterschein, die Sommerfrische der Stanzacher, wo sie sich während der größten Sommerhitze mit Kind und Kegel aufhalten, um das köstliche Alpenheu zu mähen. Etwas Aehnliches sind in Montavon die berühmten Maiensäßen.

An der Grenze der Gemeinde steht eine zerfallende Nische, drinnen ein vergoldeter Christus aus Bronze; eine hochtönende Inschrift meldet, er sei zu Ehren eines Wohltäters der Gemeinde errichtet worden. Der Mann hatte ein „heiliges Grab" bezahlt und im Testament vierhundert Gulden bestimmt, für welche ihm dieses Denkmal errichtet werden sollte. Warum nicht? Schreibt doch mancher Schriftsteller die Reklame für das eigene Werk, der Verleger schickt sie aus und alles ist wohlgetan. Gelten doch auch die stolzen Monumente, mit denen das deutsche Volk seine „Größen" ehrt, oft weniger den Toten als den Lebenden, welche die Beiträge erbetteln und — erpressen. Man will ja auch auf der Liste sein! Man muß!

Zu Stanzach nahmen wir einen Morgenschoppen. Der Wein war gut, wir mußten ihn aber teuer zahlen. Warum nicht? Der Wirt hatte zwei Söhne in Wien und wollte gewiß zeigen, daß er Lebensart wisse, indem er uns höher einschätzte.

Dann gingen wir in die Kirche, ein heimischer Künstler, J. Kärle, der sich in München ausgebildet, hatte sie ausgemalt. Ein großer Freskenzyklus, welcher sich auf das Altarblatt: den Sieg des Erzengels Michael über die Hölle, bezog. Der Mann hatte Gedanken, un-

geniert waren aber ganze Figuren aus der Ludwigskirche entlehnt. So der Engel des Gerichtes, so Gott Vater in der Weltschöpfung. Um seine Manier zu charakterisieren, geben wir das Programm des zweiten Deckenbildes, dessen Anordnung auch an berühmte italienische Vorbilder erinnert. Der Papst sitzt auf dem Trone und erteilt als höchste die Priesterweihe. Darunter sind auf Wolken die Sakramente gereiht: so ist das Heil innerhalb der Kirche dargestellt. Se. Heiligkeit wirft aber auch die Feinde nieder. Da liegt Huß und erhebt vergebens die Bibel, neben ihm greint Luther, Gustav Adolf ist sehr unwirsch, der Türke ist überwunden, der weltgebietende Römer bereits tot. Ein zorniger Engel hat die Hinrichtung besorgt. Die Gestalten auf der linken Seite vermochte ich nicht zu deuten, vielleicht ist auch der Redakteur der „Neuen Freien Presse" darunter. Wenigstens hätte es sich geziemt, einen oder den andern Tiroler Liberalen der Verdammnis zu überliefern. Tirol hat auch noch einen andern Schüler von Cornelius, der jedenfalls höher steht als Kärle: Alois Plattner zu Innsbruck. Diese Meister kommen uns fast vor wie Fossilien, was haben sie bei uns noch zu suchen? Jahrhunderte liegen zwischen ihnen und uns, wie zwischen dem Ichthyosaurus und dem Dampfschiff.

Immer entschiedener ist der Bruch mit den bisherigen Weltanschauungen, welche auf Idealismus in dieser oder jener Form beruhten und über die sinnliche Erscheinung hinauswiesen. Die Sternennacht des Mittelalters ist versunken, die Morgenröte der Renaissance verbleicht, es weht schneidig kalte Luft und aus der grauen Dämmerung treten die scharfen Umrisse der Dinge wie

ſie ſind oder wir es meinen. Der Glaube verweht wie Weihrauchduft, die Naturwiſſenſchaft fragt ihn keck: Kannſt du mir mikroſkopiſch in dieſem Weine Blutkügelchen, in dieſem Brot Fleiſchfaſern nachweiſen? und kehrt ihm gleichgültig den Rücken, wenn er mit dem Finger nach oben deutet. Wir wollen auf dem unerſchütterlichen Boden der Erkenntnis unſere ſittliche Weltordnung gründen, vielleicht genügt auch die Kontinuität von Urſache und Wirkung.

Wie einſt das kirchliche Dogma, hat auch bereits der Materialismus ſeine Pfaffen, welche dich zwar nicht verbrennen, aber das Brandmal der Dummheit und Lächerlichkeit auf deine Stirne drücken. Das Ding an ſich veriert ſie freilich ſo gut wie vordem die Theologen, das tut aber nichts, wir rechnen nur mit bekannten Größen und laſſen das Inkommenſurable, wenn wir es auch nicht leugnen können, vorläufig beiſeite. Was ſoll uns ein Engel, welcher durch den Aether fliegt? Eine Clorinde, die ausreitet wie ein Dragoner und ähnliches mehr. Wir ſtehen feſt auf dieſer Erde, gebt uns den Menſchen, wie er leibt und lebt, und wollt ihr uns innerſt rühren, ſo gießt das Roſenwaſſer der Sentimentalität dazu. Selbſt unſere Götter ſchaffen wir nach unſerem Bilde, warum ſoll Wodan nicht mit ſeiner Alten keifen? Nur fehlt dabei das Unerſetzlichſte: die Naivetät. Wie herrlich weit haben wir es ſchon gebracht; ſprach doch jüngſt ſo ein Herr am Wirtstiſche zu Imſt ganz gelaſſen das große Wort: „An Cornelius iſt eigentlich doch nichts!“ — Nun ja, dieſe Menſchen gleichen dem Geiſt, den ſie begreifen, weil es aber jetzt keinen Geiſt mehr gibt, ſo gleichen ſie — doch halt!

Wohin wird das führen? Der Geognoſt beſchreibt nach einer kleinen Muſchel fernſte Epochen; ein Stück Baſalt, das er vom Boden aufhebt, erzählt, daß auch hier glühende Ströme emporbrangen, ein Kieſel mit einem Kritz berichtet von den Gletſchern, welche ſich faſt bis zum Scheitel der Gebirge über das Land ſchoben. Das ſind ungeheure Zeiträume, für die es keine Ziffer gibt: unſere Menſchheit umſpannt nur wenige Jahrtauſende — läßt ſich ihr aus all den Symptomen keine Prognoſe ſtellen? Ein Zerrbild zeichnen die Sozialiſten, aber auch der Umriß eines Zerrbildes gibt Wahrheit, vor der bereits die oberen Zehntauſend zittern.

Wir verzichten auf die Fortſetzung, wohl aber geſtatte man uns, fünfhundert Jahre voraus zu denken. Bis dahin iſt gewiß dieſe Erdkugel mit ihrem geringen Durchmeſſer und Umfang der Menſchheit in ihren letzten Winkeln ſo bekannt, wie dem Taglöhner ſeine Hütte, daß es gar nichts mehr zu mappieren gibt, und auch der poetiſche Zauber der Ferne zerrinnt mehr und mehr vor unſeren Kommunikations-Mitteln. Da möchten wir fragen: „Wird es dort noch Wälder geben oder nur forſtmeiſterlich geregelte Baumreihen? Noch Kinder oder nur junge Staatsbürger, an deren Wiege bereits der Schullehrer und die Polizei als Amme ſitzt? Bricht dann vielleicht die Aera des Weltchineſentums an?“ Noch weiter vorwärts, weiter! Da kommt dann die Zeit — wir erleben ſie nicht, aber ſie kommt — wo die letzte Blume welkt, der letzte Falter aus der Luft ſinkt und ungehört das letzte Wort von menſchlicher Lippe verhallt — dann wird Ruhe ſein und auf der Oede

dieſes kleinen Erdenrundes tront ſtumm, unbewegt und nur ſich ſelber gleich die Ewigkeit.

Aber warum iſt dann all dieſe Fülle des Lebens dageweſen?

Die brennenden Fragen des Tages verfolgen uns eben überall, ſelbſt in der Kirche eins abgelegenen Dorfes drängen ſie ſich auf; durch ihre matten Fenſterſcheiben erblicken wir eine Perſpektive von ungeahnter Weite.

Wir treten wieder aus der Kirche. Links von der Tür erinnert eine graue Marmortafel an den Doktor der Theologie Anton Kärle, der als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen an der Univerſität Wien 1860 ſtarb. Er war mit Grillparzer befreundet. Eine ganz gleiche befand ſich auf der rechten Seite; ich hätte ſie wohl nicht geleſen, aber ein Herz, von einem Schwert durchbohrt, machte mich aufmerkſam. Da ſtand nun:

Chr. Andenken an die Jungfrau
Anna Maria Kärle
geb. zu Stanzach den 1. Jäner 1839
ſtarb ſie im jungfräulichen Feierkleide
am heiligen Frohnleichnamstage (26. Mai 1864)
nach Empfang der heiligen Abſolution und Oehlung
in Folge einer tödtlichen Stichwunde, die Ihr
am Eingange der Kirche nach vollendetet Prozeſſion
beigebracht wurde, zum tiefen Schmerz und Leid der
ganzen Gemeinde.
R. I. P.

Verwundert las ich die Zeilen noch einmal, denn ich hatte von dieſer Geſchichte nie gehört, noch geleſen. Da trat der Meßner zu mir und erzählte: „Habt Ihr das Holzbild der Unbefleckten rechts und des Schutzengels links vom Altar geſehen? — Am Fronleichnamsfeſte trugen dieſen die vier beſten Burſche des Dorfes nach,

der Prozeſſion in die Kirche. Einer — dort ſteht ſein Haus — kehrte raſch zurück und ſtellte ſich an jene Ecke. Nun kamen die Jungfrauen; er ſprang vor, zückte blitzſchnell ein im Aermel verſtecktes Meſſer und ſtieß es der Kärle, welche die hintere linke Stange des Ferkulum, wo ſich das Gnadenbild Marias erhob, auf der Schulter hatte, in die Bruſt; gerade unter dem Schlüſſelbeine, daß ſie augenblicklich zuſammenbrach — hier, wo ich ſtehe. Der Jungfrauenkranz fiel zu Boden, über das weiße Gewand floß der Blutſtrom wie ein Brunnen. Der Pfarrer trug noch den Rauchmantel; er gab ihr auf dem Steinpflaſter die Abſolution, denn beichten konnte ſie nicht mehr. Der Burſche rannte davon, wurde jedoch bald eingeholt und nach heftigem Sträuben gebunden. Ja, dort ging es in der Gemeinde zu, kein Auge blieb trocken, denn die Kärle war das ſchönſte und beſte Mädchen weit um. Das Begräbnis hättet Ihr ſehen ſollen, wie da gebetet wurde, und was für ein Zulauf war, als ſie die Kameradinnen von den weinenden Eltern aus jenem weißen Hauſe forttrugen. Das war ein herrlicher Kranz, den man an ihr Kreuz hängte."

Er ſchwieg eine Weile, dann fuhr er fort: „Der Burſche hatte ſie zum Weib begehrt, ſie wollte aber nicht; man zeichnete ihm, wie es geſchieht, wenn einer abſchlüpft, die Geige an die Wand und er ſchrie, als er es ſah, zornig: „Ich habe ſie nicht 'kriegt, aber ein anderer ſoll ſie auch nicht kriegen." — Man hat ihn dem Gerichte eingeliefert, in der Keuche iſt er wahnſinnig 'worden; die Aerzte glauben, er ſei ſchon zerrüttet geweſen, als er die ſchreckliche Tat vollbrachte. So iſt es, genau ſo; es iſt nicht gut, wenn der Herrgott die Hand von dir

läßt." — Ist das nicht eine Tragödie, wie sie kein Dichter besser schaffen könnte, daß man keinen Zug beizufügen brauchte? — Der Wirt bestätigte mir alle Umstände; sie habe, als sie niederstürzte, ausgerufen: „Jesus, er hat mir den Arm gebrochen!" Das erklärt sich anatomisch: das Messer durchschnitt den Nerv, welcher zur Achselhöhle abzweigt.

Den Gedanken, welche uns begleiteten, entsprach der Charakter der Landschaft. Die Straße schlich am Saume einer trostlosen Oede hin, das Tal war in seiner ganzen Breite von Kies und Geröll überschottert, welche der wilde Lech, den schon die Alten Wolf nannten, aus allen Tälern herbeigeschleppt. Hungrige Föhren, stacheliger Wachholder, dürres Riedgras besiedelten die breite Fläche, die weder dem Bauer noch dem Steuersäckel einen Ertrag liefert, und der Fluß wirft sich von rechts nach links, ohne daß ihn Dämme hindern. Trifft er einen Vorsprung, so vertieft er blaue Gumpen, wo sich früher die Forelle lustig tummelte; jetzt haben die Touristen dem Eisvogel und der Wasseramsel nichts übrig gelassen. Erinnere doch ich mich, daß man in meiner Jugend das Pfund mit dreißig Kreuzern bezahlte. An künstliche Nachzucht denkt niemand, so wird man auch in den Pfarrhäusern an den Fasttagen sich mit Schmarrn begnügen müssen. Das ist zu verschmerzen; es entschädigt der Holzreichtum, obwohl die drallen Fichtenmuseln nach allen Seiten in das Flachland verflößt werden.

Von den Lechtalern wüßte ich wenig zu sagen; Eigentümlichkeit in Tracht und Sitte muß man wohl weiter rückwärts suchen, wo das farbige Baumwollhemd aus der Fabrik noch nicht die selbstgesponnene Bauernlein-

wand verdrängt hat. Man kann daran den Fortschritt bemessen, wenn man es so nennen will.

Im Verhältnisse zu seiner Ausdehnung hat das Lechtal wenig Männer von Bedeutung hervorgebracht. Der Maler Joseph Koch ist allbekannt; der bescheidene Christian Schneller, welcher als Landes-Schulinspektor wirkt, genießt des wohlverdienten Rufes noch nicht, vielleicht deswegen, weil er noch lebt. Sein erzählendes Gedicht: „Am Alpsee", darf sich neben dem Besten sehen lassen, was die Gegenwart in dieser Gattung hervorbrachte, die Sagen und Märchen aus Welschtirol ergänzen in trefflicher Weise eine Lücke in unserer Literatur und sollten deutschen Kindern auf den Weihnachtstisch gelegt werden. Für die Deutung tirolischer Ortsnamen besitzt er gewiß das meiste und bestgesichtete Material und wird sich wohl nicht abhalten lassen, dasselbe zu verwerten, weil er nicht vom lächerlichen Dünkel besessen ist, daß außer den Fachgelehrten sich gleich ein ganzes Land dafür interessieren solle. Auch die Frau Steiner-Knittel wollen wir erwähnen; schwere Hindernisse versperrten ihr den Weg zur Kunst, jetzt ist sie eine geschätzte Blumenmalerin, deren Bildchen Touristen gern als Andenken in die Heimat mitnehmen. In der Jugend war sie ein gar keckes, übermütiges Dirndl; sie ließ sich an Stricken auf einen Adlerhorst hinabseilen und holte dort die Küchlein, welche allerdings über diesen Besuch etwas erstaunt gewesen sein dürften.

Zu Weißenbach verließen wir das Lechtal und stiegen auf einem Fußpfad neben einer tiefen Klamm, aus der oft kaum das Rauschen des Wildbaches emporbrang, in das Gebirge des Rotlech. Hier sind noch herrliche Wäl-

der, deren Baumſchlag das Sammeln der Spreu noch nicht verſtümmelt hat. Bei Berwang treten die Berge auseinander, es hat ſich eine weiche, breite Grundlage von Schieferletten dazwiſchen gebettet, runde niedrige Hügel mit grünen Wieſen dehnen ſich aus und ſchaffen ein friedliches Bild, das kaum noch in den Rahmen des rauhen Hochgebirges paßt. Dort die kleinen weißen Häuschen, die ſo neugierig herabſchauen, wie der Hintergrunde einer Idylle von Geßner. Aber der Menſch trägt ſeine Qual überall hin; Neid, Bosheit, Habſucht, Unfriede ſtreuen auch hier ihre Saat, aus der Schmerz, Verbrechen und Reue emporwachſen, und ſo kann man ſich von Wilderern und Schmugglern erzählen laſſen, wenn die Leute, welche in Tirol das Herz nirgends auf der Zunge tragen, reden wollen. Bei meinen Ausflügen nehme ich nie einen Führer, ich verlaſſe mich auf meine Erfahrung, die mir auch dort, wo die Blätter der Generalſtabskarte das Relief des Bodens und die Steige nicht genau wiedergeben, meiſtens durchhilft. Davon wollen wir abſehen; ſehr unangenehm iſt die Art und Weiſe, wie ſie nicht ſelten die Namen verhunzt. Man kann es jedoch entſchuldigen. Die Offiziere, welche zur Mappierung verwendet werden, ſind oft genug keine Deutſchen, und wenn auch Deutſche, keine Etymologen, ſie wiſſen nichts von der urſprünglichen Geſtalt der Worte und die Dialekte der verſchiedenen Täler ſind faſt eigene Sprachen. Manchmal meinen ſie auch, dieſe korrigieren zu müſſen, was mir gelegentlich auch die deutſchen Herren Setzer antun. Sie verbeſſern das Wort Schrofen meiſtens in Schroffen, als ob Schrofen und ſchroff etwas miteinander zu tun hätten. Das mag

noch hingehen, aber bedenklicher war es, als mir einer, trotzdem, daß ich das Wort noch lateiniſch beigeſchrieben hatte, als echt deutſcher Beſſerwiſſer den Speick in Speck verwandelte. Man ſucht den Unfug jetzt allmählich abzuſtellen; große Hoffnung ſetzen wir auf die neue Auflage von Stefflers Statiſtik, welche demnächſt die rühmlich bekannte Wagner'ſche Buchhandlung herausgibt.

Am nächſten Morgen vergönnten wir uns den Stellwagen von Lermoos nach Imſt. Abends beſtiegen wir noch den Kalvarienberg; leider hat der Verſchönerungsverein anſtatt der pflichtgemäßen Betſchemel eine Bank hingeſtellt, auf die wir uns niederließen, um noch einen letzten Blick auf die ſchöne Gegend zu werfen. Keine Schilderung der Kette des Waneck, des gewaltigen Tſchirgant, deren Kronen in der ſinkenden Sonne ſtrahlten und noch ſpät in der Dämmerung noch einmal zu leuchten begannen, als hätten die Gnomen all das Edelmetall, welches Spitzhammer und Fäuſtel der Knappen nicht mehr erreicht, droben ausgelegt!

Der milde Abend lockte uns auch noch in den „Sonnen-Garten", wo uns der Wirt allerlei erzählte; das nächſtemal ſoll auch ſein anmutiges Schweſterlein erſcheinen und mir ſagen, wie die Imſterinnen mit dieſem Feuilleton zufrieden ſind.

Im Gaistal und an dem Fern

Wolkenzug und Barometer habe ich schwerlich jemals so fleißig beobachtet, als heuer im Spätsommer und Herbst; so oft ich aber nachsah, immer deuteten die Zeichen auf Regen, darum sollte ich mich mit der üblen Laune eines Dachses, der ohne Futter zur Grube fährt, in mein Zimmer zurückziehen. Endlich aber doch. Zwischen Martinswand und Roßkogel öffnete sich leuchtend das blaue Auge des Himmels und das gilt im ganzen Inntale als günstiges Wetterzeichen. Freilich waren die Tage bereits kurz, noch um 10 Uhr glänzte Laub und Gras von kaltem Tau und das Grün der Wälder begann sich in fahles Gelb zu verfärben. Ich bestieg aber dennoch einen Stellwagen, der mich knarrend und ächzend an der Martinswand vorbei ins Oberland entführte. Mit mir fuhren einige Schützen, sie rauchten einen Knaster, puh! das berühmte Lauskraut, eine Pflanze mit feisten Blättern, die der Oberinntaler als angestammten Tabak schmaucht. Mit einem Absud derselben vertreibt man das Ungeziefer, jedenfalls benützt es Satan in der Hölle zum Fleischselchen und dahin gehört es auch.

Ich war froh, als ich den Eingang des Kochentales, einer Schlucht, die von Telfs nach Leutasch emporführt.

erblickte, dort stieg ich aus und der Westwind, welcher kalt durch das dürre Gras säuselte, hatte meine Kleider bald von dem widerlichen Geruch befreit.

Eigentlich sollte ich, ohne viel rechts und links zu schauen, vorwärts. Ein Geognost kann aber das Hämmern ebensowenig lassen als ein Fuhrmann das Schnalzen, und so war ich bald mit allerlei Schieferplatten, welche ein herrliches Pterophyllum enthielten, beladen und schalt mich, als es steil abwärts ging, selber, daß ich alle guten Vorsätze vergessen. Glücklicherweise erblickte ich ein altes Weiblein, welches die blauen Beeren des Wachholder von den Stauden klopfte, um sie einem Branntweinbrenner zu verkaufen.

Ich rief ihr zu, ob sie Geld verdienen wolle? Sie betrachtete mich erst mißtrauisch, kam jedoch bald herbei und fragte mich nach meinem Begehren. Ich legte ihr die Steine in den Korb, schrieb einige Zeilen mit dem Bedeuten, alles dem Postmeister in Telfs zu geben, der ihr als Taglohn drei Sechserln zahlen werde.

„Lacht er mich aber nicht aus, wenn ich ihm die Steine bringe?" meinte sie besorgt.

„Gewiß nicht, geh' nur, es steht mein Name dabei."

Sie maß mich noch einmal mit einem argwöhnischen Blick und entfernte sich kopfschüttelnd. Meine Schiefer fand ich jedoch bei der Rückkehr richtig im Posthause, wo man den Wechsel bezahlt hatte.

Die Abendröte trieb mich zur Eile, bald stand ich auf der weiten Hochebene, die, von Hügelwellen durchzogen, sich bis an die Grenze Bayerns dehnt. Durch die Dämmerung leuchteten bereits einzelne Lichter von Leutasch, der kalte Wind trieb die Leute von den Bän-

ken, wo sie behaglich plauderten, in die Stuben, nur die Hunde kümmerten sich bellend um den Fremdling, der einsam zwischen den Zäunen hinirrte.

Ich kehrte im Wirtshaus, gegenüber der Kirche, ein. Später kam ein Geistlicher, ein Bekannter, der mir Gesellschaft leisten wollte, unter solchen Umständen gewiß ein dankenswerter Dienst, mir um so lieber, da ich von ihm Aufschlüsse über Land und Leute in der Leutasch erhielt. So heißt nämlich diese abgelegene Gegend. Man erwarte keine Idylle. Früher mochte es romantischer sein, als noch von hier Schmuggler und Wilderer über die Grenze zogen und manche blutige Untat heimlich von Mund zu Mund ging. Die Leute erhielten durch diese Kämpfe keinen höheren Schwung, sie verwilderten nur, so daß man eher von Roheit als von Naturwüchsigkeit reden kann. Der Bauer beugt sich in der Regel nur vor zwei Größen: dem Geistlichen und dem Geldprotzen, denn der eine und der andere kann ihm nützen und schaden. So geht auch in Leutasch Hochmut und Unverstand nicht selten Hand in Hand. Die Leute sind durch Holzhandel und Ausfuhr von Kohlen zu Geld gekommen, dieses erzeugte den Luxus in der Kleidung, ein Mädel tut's dem andern mit prächtigen Seidentücheln zuvor und die Männer, die sich nicht immer den hl. Aloisius zum Muster nehmen, obwohl sie ihn als Muster der Keuschheit verehren, lassen sich es im Wirtshaus wohl schmecken. Da wurde gezecht, gejohlt, gestampft und gestritten bis spät in die Nacht.

Mich widerte diese Art ländlicher Gemütlichkeit an und ich ließ mich bald in mein Zimmer führen. Die Hand eines Bauernkünstlers hatte es mit Fresken ge-

ſchmückt, rechts die Erſtürmung der Schanzen von Leutaſch, links ein Mohr, der einem Chriſtenfräulein den Hof machte. Dieſem äußeren Schmuck entſprachen jedoch die Betten nicht, ach, muß in Leutaſch die Seife teuer ſein! Man ſchien den ganzen Sommer nicht die Wäſche gewechſelt zu haben; wie viel angenehmer übernachtet's ſich in einem Heuſtadel, wo einem höchſtens eine harmloſe Heuſchrecke auf die Naſe ſpringt, als in einem ſolchen Neſte, welches ſich das Ungeziefer zum Tummelplatz erkoren. Hätte Dante ſo etwas erfahren, er würde ſeinen Ugolino nicht in den Hungerturm, ſondern in ein ſolches Bett geſchickt haben.

Aber auf Erden vergeht alles, ſo auch die Nacht.

Des Morgens trollte ich mich auf Nimmerwiederſehen zum Loche hinaus und wandte mich in das Gaistal.

In den roten Wölkchen ſenkte ſich der Tag nieder auf die Fluren, wo der Herbſt als König herrſchte. Der Rabe ſchüttelte den Tau krächzend von der Schwinge, während Droſſeln und Amſeln die Frühkoſt pflückten und dem Gebüſch entlang nach Süden zogen, im bereiften Graſe hob die Zeitloſe den Kelch, den reichen Schmuck farbiger Alpenblumen erſetzten die roten Träubchen der Berberitze und der Vogelbeere, aus den gelben Tangeln der Lärche nickten die ſeidenen Früchtchen der Waldrebe. — Vergebens! Dieſe Pracht konnte das Aug' überraſchen und feſſeln, aber das Gemüt nicht täuſchen, welches voll Wehmut das Nahen des Winters ahnt.

Bald hörte ich das Rauſchen des Baches, der aus einer engen Klamm hervorbricht. Rechts und links treten die Felſen eines luckigen Konglomerats trotzig

hervor, auf dem Gipfel ragen Föhren, in den Wänden sind tiefe Höhlen ausgewaschen, welche die Frömmigkeit der Bauern als Nischen benützt, um allerlei Heiligenbilder hineinzustellen. Dort liegt eine hl. Magdalena und bereut süße Jugendsünden, nebenan hebt Christus die Hände, betend, daß der Kelch an ihm vorübergehen möge, dann lauscht Petrus, den unsere politischen Schwachmattici zum Patron erkiesen sollten, erschreckt vom Schrei des Hahns oder kniet der hl. Eustach vor dem wunderbaren Hirsch. So wird der traurige Eindruck, den die Oede hervorbringt, durch diese kindlichen Szenen gemildert; mir wenigstens gefällt die Sitte, solche Plätze auf diese Art zu beleben, sehr. Uebrigens haben diese religiösen Zeichen meist noch eine Nebenbedeutung, die sie nicht bloß dem Kulturhistoriker, sondern auch dem Geschichtsschreiber wert macht. Sie sind gewöhnlich historische Denkmale zur Erinnerung an irgend ein Ereignis; das Volk denkt dabei des Fingers, welcher Menschenschicksale oft so auffällig lenkt und stellt diese kunstlosen Kreuze, Bilder und Kapellen unter den Schutz einer Pietät, die es für Pfähle und Säulen ohne die Weihe der Religion nicht hätte.

So auch hier. Weiter einwärts hing an einer Kapelle eine hölzerne Tafel, auf welcher französische Soldaten einen Schützen niedermetzelten, indes andere über das Geschröf entflohen. Die Inschrift forderte zum Gebet für den Unglücklichen auf, welcher im November 1805, nachdem ein österreichischer Kamaschenheld kläglichen Schlages den Paß Leutasch verloren, hier dem Feind erlag. So wird dem Volke das Bewußtlein seiner Geschichte erhalten, freilich hat das Volk von

Tirol dieſe ruhmvolle Geſchichte großenteils ſelbſt gemacht.

Das Gaistal iſt ein noch wenig beſuchtes Hochtal von drei Stunden Länge, das einen leichten Verkehr zwiſchen Ehrwald, Telfs und Zirl vermittelt.

Ich ſchritt rüſtig vorwärts, bei einer Wendung des Weges — hm! doch Touriſten! Farbige Kleider ſchimmerten durch den Wald, von den Strohhüten flatterten blaue Seidenbänder. „Ah, grüß Gott, Herr Doktor!“ rief eine Dame von weitem „„treffen wir da zuſammen?“ Es waren Bekannte aus Innsbruck, die von der Sommerfriſche, welche ſie in Ehrwald verbummelt, an den häuslichen Herd zurückkehrten.

Nachdem wir das Woher und Wohin verhandelt und Grüße nach Ehrwald und Innsbruck ausgetauſcht, ſchieden wir, erfreut über die Begegnung zu einer Zeit, wo das Gaistal längſt von Hirten und Sennen verlaſſen war.

Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, als ich die Peſtkapelle erreichte, die durch Namen und Inſchrift an ein trauriges Ereignis mahnt. Im ſechzehnten Jahrhundert verheerte eine furchtbare Seuche das Loiſachtal. Die Bauern gelobten eine Wallfahrt zu der berühmten Hoſtie von Seefeld. Den Prieſter voran klommen ſie den Berg empor, wurden jedoch auf dem Platze, wo jetzt die Kapelle ſteht, von den Seefeldern und Leutaſchern, welche die Anſteckung fürchteten, mit den Waffen zurückgejagt. Der Himmel begnügte ſich aber mit dem guten Willen und die Peſt erloſch. Dieſe Begebenheit iſt nun durch ein Gemälde für die Nachwelt erhalten.

Uebrigens hat hier auch die Natur zur Erinnerung

an Kataſtrophen, die ſich, ehe noch ein Senner auf der Alm jodelte, entwickelt, Zeichen hinterlaſſen: Denkmünzen der Schöpfung, wie Leopold von Buch ſo ſchön ſagte. Da gucken allerlei verſteinerte Terebrateln, Korallen, Muſcheln und Schnecken aus dem Geſtein, ich aber war dieſes Mal klüger als geſtern, oder vielmehr die hohe Scharte, die ich noch erſteigen ſollte, gebot Vorſicht, ſo ſetzte ich mich in den Schatten der Kapelle und verzehrte mein Mittagsmahl: zwei hartgeſottene Eier und eine Semmel. Neben mir tafelten allerlei Heuſchrecken und ſchwirrten ein luſtiges Liedlein, die armen Schelme ahnten wohl nichts von der Schneedecke, die ſie bald für immer einhüllen ſollte. Nun, der Menſch hat nicht viel vor ihnen voraus! Auch ein Schmetterling flatterte herum und ſchlürfte den Honig aus einer Zeitloſe:

Und es iſt Gift, was in dem Kelch,
Dem zarten, ſcheint ſo rötlich.
Die letzte Blum', die letzte Lieb'
Sind beide ſchön, doch tödlich!"

ſang Hermann v. Gilm, den jetzt auch der Raſen deckt fern von den Bergen Tirols, wo er keine Almroſe mehr pflücken ſollte. Doch laſſen wir das, uns leuchtet noch der Tag, auf dem Joch wollen wir nicht Schopenhauerſche Philoſophie treiben.

Die grüne Einſenkung, wo die Peſtkapelle ſteht, ſchließt links ein Riegel aus weißem Kalk ab; hat man ihn überſtiegen, ſo dehnt ſich zwiſchen ihm und den kahlen Schrofen des Wanneck eine kleine Hochebene, in der Mitte von einem flachen Sumpf erfüllt. Hier tummeln ſich im Sommer herrliche Rinder, jetzt hörte

man keine Glocke; das grelle Licht, welches ſich über die abſterbende Landſchaft ergoß, machte dieſelbe unheimlich. Der Wald nebenan zeigte, weil das Holz ſchwer wegzubringen iſt, einen kräftigen Beſtand, feucht und kühl wehte es aus den hohen Tannen, die Moospolſter dazwiſchen, vollgeſogen vom letzten Regenguß, übertrugen nur zu viel von dem Naß auf Schuhe und Kleider. Auf vermoderten Stöcken erhoben ſich die Ständchen der Heidelbeeren und boten die bereiften Früchte, zu ſpät! Wie hätten ſie bei der Hitze des Sommers erquickt!

Ich mußte zwiſchen den Bäumen, die jede Ausſicht hemmten, mit Mühe einen Pfad ſuchen, bis ich den Gaisſteig erreichte, der über den Wänden, die gegen Ehrwald abſtürzen, nach Seeben führt. Weiter rückwärts, am Eingang der weiten Schlucht, welche das Gebirge ſüdwärts durchquert, entdeckte ich eine Almhütte, aus dem Schlot ſtieg kein Rauch, ſie war rings von einem breiten Saum des ungenießbaren Ampfers und Kreuzkrautes eingefaßt.

Ich ſtieg in die Schlucht, zur Seite den Bach, der weiter unten in einem Waſſerfall zerſtäubt — plötzlich lag der Drachenſee vor mir. Er iſt faſt kreisrund; dunkel, von keinem Lüftchen bewegt, blickte mich die Fläche an; ich ſtand überraſcht, obwohl an Alpenſzenen gewöhnt, hatte ich ein ſolches Bild nicht erwartet. Ringsum erhoben ſich wildzerklüftete Felſen, ihre Steintrümmer hatten ſie an den Bord des Waſſers, welches keine Seelilie ſchmückte, geworfen, kaum, daß ſich aus dem Schutt hie und da ein Stämmchen der Almroſe erhob. Ich ſchaute zurück: Von der Almhütte

und dem Tale war nichts mehr zu ſehen, der ungeheure Stock des Wetterſteins ſchloß mit ſeinen kahlen Wänden jede Ausſicht.

Erwarte nicht, daß aus der düſtern Flut die Seejungfrau einer holden Sage ſteige und die langen Haarſträhne mit den letzten blauen Glocken oder den Blüten des Quendels ſchmücke, die Bauern erzählen nur von einem Drachen, der den langen, ſcheckigen Leib in ungeheure Bogen zwang und Schafe und Rinder raubte. Wenn im Sommer hier die Nebel brauen und den Blitz entſenden, daß er ziſchend ins Waſſer fährt und mit tauſendfachem Widerhall der Donner nachbrüllt, wenn im Winter die Lawine herabſauſt und den Schnee auf die gefrorene Fläche wirft, dann glaubt der entſetzte Jäger, der hier Gemſen nachklomm, daß Geiſter hier verbannt ſeien, um bis zum Weltuntergang ihr Leid, ihren Fluch zornig auszutoben.

Wer nach einem Leben, reich an Frucht und Erfolg, ſich in die Einſamkeit zurückziehen will, wähle das Traubenland an der Etſch, dort kann er ruhig hinausblicken über Felder und Weinberge, er kann ſich freuen, wie alles ſproßt und gedeiht und ein junges, nachwachſendes Geſchlecht die Fülle des Lebens genießt. Wem jedoch jede Hoffnung zerbrach, wer ſeine Keime zerſtört ſah, ehe ſie ſich entfalteten, weſſen Seele nur noch Trümmer und Aſche birgt, der baue hier ſeine Hütte, wo die Geſtalten der Natur mit ſeinem Innern in Einklang ſind!

Ich ſchritt, in Gedanken verloren, am Geſtade dahin, doch war ich nicht ganz einſam, hinter einem Büſchel welken Farnkrautes flogen Schneehühner auf,

deren Gefieder ſchon einige weiße Flecken des Winterkleides zeigte. Sie mochten den Vogelbeerbaum beſucht haben, der zerzauſt und verbogen nebenan ſtand, ſeine Früchte waren noch herb und unreif, heuer wird ihn der Winter überfallen, ehe er ſie noch zeitigen kann.

Jedermann kennt die ſchöne Schilderung des eingeſtürzten Höllenbogens, neben deſſen Trümmern Dante und Virgil hinſchritten. Aehnlich war der Pfad, der meiner wartete, wenn man hier noch von einem Pfad ſprechen will, wo man bald an den Büſcheln ſchneidigen Riedgraſes emporklettern, bald mit dem Bergſtock über Klüfte ſpringen muß.

Der Abhang war nach einer Stunde erklommen, wieder ein ſchwarzer, runder See, wie der Einſturzkrater eines Vulkans, noch düſterer als der erſte, denn er lag bereits über der Baumgrenze, in dem Schutt, den ſtets hängende Blöcke vermehren, hafteten nicht einmal mehr die Wurzeln einer Almroſe.

Dennoch begann es aus der Waſſerfläche zu leuchten und funkeln, es war der Widerſchein des Abendrotes, das die nahen Felſen übergoß. Ein wunderbarer Anblick, hätte ich ihn nur mit voller Muße genießen können; ich hatte jedoch noch eine große Strecke bis zum Einſchnitt der Scharte, durch die man in das Inntal niederſteigt. Die Spuren eines Pfades hörten an dieſem See auf, wer ſollte ihn über das ſich ſtets erneuernde Geröll bahnen? Verirrte ich mich auch nur um eine Viertelſtunde, ſo mußte ich auf dem Fleck übernachten und das gäbe vielleicht eine hübſche Skizze, voll Mondſchein und Sternenglanz, angenehm wäre es jedoch nicht geweſen. Nicht, daß ich mich etwa vor den Spuk-

geſtalten, welche die Legende dem Anachoreten der Wüſte auf den Hals ſchickt, gefürchtet hätte; Naturforſcher haben vor derlei Dingen weniger Reſpekt als Theologen. Meine Not war ſehr greifbar oder eigentlich nicht greifbar: In meinem Sacke hätte ſelbſt eine Maus kein Krümlein Brot entdeckt und der kühle Abendwind erinnerte mich, daß ich keinen Plaid trug.

Doch friſch gewagt iſt halb gewonnen! Das Auge ſcharf auf den Boden geheftet, ſtieg ich langſam vorwärts: wo die Schuhnägel von Sennern und Jägern das Geſtein geritzt hatten, mußte der Pfad ſein. So war es auch.

Noch ein dritter kleiner See! Ich warf ihm nur einen flüchtigen Blick zu und ſtand endlich vor einer Schutthalde, über welche ſchräg ein Weglein führte, das ich von unten nicht bemerkt. Zur Eile trieb mich nicht nur die vorgerückte Zeit, ſondern auch das Kollern der Steine, welche ſich von den Wänden loslöſten.

So war die Scharte noch vor Anbruch der Dämmerung erklettert, ich ſah den Tſchirgant und die wohlbekannte Gegend von Imſt; nachdem ich froh Atem geſchöpft, eilte ich in raſchen Sätzen abwärts bis zur Holzgrenze. Eine Waſſerrinne führte mich auf den Weg, der bequem durch den Wald führt; der Mond hatte die Gefälligkeit, das Dunkel zu erhellen und einige Eishörner des Oetztales zu verſilbern, denen ich für das nächſte Jahr einen freundlichen Gruß zuſandte.

Ich habe die Tour allein gemacht und könnte daher zum Ergötzen des Leſers allerlei gruſelige Abenteuer hineinflechten, ohne Furcht, nachträglich desavouiert zu werden. Ich will aber nicht aufſchneiden, ſelbſt nicht

für die Hoffnung, berühmt zu werden, dafür möge mir der Leſer einen guten Appetit zu dem Braten wünſchen, den ich nach überſtandenem Dauerlauf über die Höhen von Holzleiten und Naßereit jetzt am Tiſche der trefflichen „Poſt" zerſchneide und nach einem Faſten, das ſich ein alter Einſiedler als Verdienſt anrechnen würde, gemütlich zu einer Flaſche „Roten" verzehre.

Ich war früher aus dem Bette als die Sonne, auf Wieſen und Zäunen glitzerte der Reif, durch den Schlehdorn huſchten einige Meiſen piepend und das wollige Gefieder vor Froſt ſträubend. Als ich am kahlen Wanneck vorüber war, erhob ſich der waldige Bergkegel mit den Ruinen von Sigmundsluſt, umfloſſen von dem ſmaragdgrünen See, der die gelben Lärchen und roten Buchen ſpiegelte. Um die gebrochenen Zinnen ſpielte heller Morgenglanz, ein Rotkehlchen ſang von dem luftigen Sitz ein Liedchen und nippte von dem geſchmolzenen Reif. Einſt miſchte ſich hier Becherklang in den Schall der Harfen, ja der luſtige Sigmund hauſte hier! Man nannte ihn den „Münzreichen", denn er beſaß das damalige Potoſi: die Minen von Schwaz; der Ertrag floß freilich in die Kaſſen der Fugger und Tänzel, denen er ſchon längſt für Vorſchüſſe verpfändet war. Sigmund ließ ſich jedoch davon nicht anfechten, hell tönte ſein Hifthorn im Gebirg und war es nachmittags heiß, ſo angelte er im See. Er liebte Wein, Weiber und Geſang, insbeſondere die Weiber; der Tiroler Landtag, welcher die Sprößlinge auszuſtatten hatte, beklagte ſich bitter über ihre Zahl und daß ſie ſogar ſeidene Strümpfe trugen. War man damals naiv!!

Für einen Walter Scott böte Sigmund, der ſich

übrigens tapfer mit den Ultramontanen herumſchlug und ſich den Teufel um den Kirchenbann ſcherte, den ihm Kardinal Cuſanus auswirkte, herrlichen Stoff zu einem fünfbändigen Roman — mit allerlei Beziehungen auf die Gegenwart.

Zu beiden Seiten der Straße ragen die Trümmer der zerſtörten Veſte Fernſtein, welche den Paß ſperren ſollte, empor und vermehren den Zauber hiſtoriſcher Erinnerung. Während vielleicht auf Sigmundsluſt die Geiſter büßender Magdalenen flattern, ſchreiten hier die Schatten der Schützen, welche gegen die Adler des großen Napoleon Stutzen und Morgenſtern erhoben.

Denn unheimlich iſt es hier, das ſagen nicht bloß die Bauern, ſondern auch die Fuhrleute, die ſich abends im Wirtshaus für den Weg mit einer Maß belohnen.

Wir wollen uns mit einer weitläufigen Schilderung der herrlichen Tour nicht aufhalten, auch mit dem Gehalt der Erzſtufen von Biberwier beſchäftigte ich mich dieſes Mal nicht, wohl aber blieb mein Auge an den kühnen Formen des Wetterſtein und Sonnenſtein hängen, majeſtätiſche Gebirge, welche bisher unſere Vedutenmaler nicht ausgeſpürt zu haben ſcheinen. Die weite mooſige Ebene erfüllte einſt ein großer See, da mag es noch ſchöner geweſen ſein! Er iſt mit der Loiſach, welche ſich durch den felſigen Querriegel ein Bette brach, längſt abgefloſſen.

Zugleich fiel mir der ſchlechte Stand des Waldes auf, deſſen zerſchundene Stämme einen traurigen Anblick gewährten. Man macht dieſe Beobachtung in Tirol nur zu oft, die Urſachen ſind verſchiedener Art. Es werden die Forſte nicht ſelten in einer Art bewirt-

schaftet, als wäre das Holz unerschöpflich, und doch macht sich der Mangel bereits überall sehr fühlbar, denn man will, um eines kleinen Nutzens wegen, den man für große Nachteile erkauft, nicht aufhören, die so schädlichen Ziegen zu halten.

„Eine Maß Gaismilch," sagte mir der Wirt von Ehrwald, der die Verhältnisse kennt und verständig beurteilt, „kommt teurer, als die Maß des besten Weines mit Braten dazu!"

Eine andere Ursache ist das „Pecheln". Wo die Straße den Waldsaum verläßt, stehen zwei Bretterbuden, aus denen uns ein Qualm entgegendampft, als ob hier der Eingang zu Kochems Hölle wäre. Vor der Türe sind die Quadern ausgesottenen Peches aufgereiht, welches hier gewonnen wird.

Ich lasse wieder den erfahrenen Wirt zum grünen Baum in Ehrwald reden, dessen Haus wir allen Alpenwanderern empfehlen, und bei dem wir einkehren.

„Kinder, welche kaum der Schule entwachsen sind, werden mit Messern und Aexten in den Wald geschickt, wo sie, um einige Tropfen Harz zu erobern, die Rinde der Tannen zerstören und diese zu Grunde richten. Und dann die Sittlichkeit! Buben und Mädeln, die der Mannbarkeit entgegenreifen, sind halbe Tage lang allein im dunkeln Wald beisammen — da ließe sich manches erzählen.

„Wie viel besser wäre es, man benützte die herrlichen Wasserkräfte zur Anlage von Fabriken. Werden sie auch von manchen als Schulen des Lasters verschrien — so kann man doch hier die jungen Leute trennen und in verständiger Aufsicht halten, dabei verdienen sie etwas,

ohne das Waldvermögen der Gemeinde und des Landes zu schädigen."

Dreschen wir nicht weiter Stroh. Man muß diese Zustände auf das Tiefste bedauern, es ist aber jedes Wort verloren, solange die Verhältnisse sind, wie sie eben sind.

Ueber Nacht riß der Scirocco brausend den Bäumen die letzten roten Blätter ab, in der Frühe war der Himmel stark bewölkt, dessen ungeachtet trat ich die Reise an. Als ich hinter Biberwier den Marienberg hinanstieg, fielen einzelne Tropfen. Eine Stunde unter dem Joch brach heftiges Schneegestöber los.

Angenehmer Schluß meiner Tour!

Ich mußte durch Dick und Dünn, bis ich auf der andern Seite die Landstraße bei Obsteig erreichte.

Im Wirtshaus trocknete ich Haut und Kleider, ein mitleidiger Omnibus, den ich vor einigen Tagen verächtlich geschmäht, nahm mich auf und brachte mich in gemütlichem Trabe nach Innsbruck.

Ein Ausflug ins Oberland

Ich wollte einmal das obere Vinſtgau beſuchen, um auch hier Steine zu klopfen und Kräuter zu klauben.

Der Stellwagen brachte mich nach Nauders, wo ich beim Doktorwirt, der, wie dieſer Name ſagt, die Bauern nicht bloß mit Wein, ſondern auch mit Medizin verſorgt, einkehrte.

Abends am Tiſch wurde mancherlei erzählt, beſonders aus den Tagen des langen Winters. Da wird die Malſerheide oft von unliebſamen Gäſten beſucht, welche das braune Fell noch angewachſen auf den Schultern tragen und ohne Accis zu zahlen Schafe und Kälber verzehren. Meiſter Petz erſcheint in dieſen Gegenden nicht ſelten, und man kann von ſeinen Lumpereien überall erzählen hören. Einſt paßte ein Finanzler in einer waldigen Schlucht den Schmugglern auf. Es wurde Nacht, er hört ein Geräuſch, durch die Stauden kam einer, der etwas trug, geduckt ſchlich er weiter, als habe er ein ſchlechtes Gewiſſen. Unſer Finanzler lauert, der Schmuggler ſtreicht an ihm vorbei, er packt ihn mit beiden Händen und ſchreit: „Hab ich dich, du Spitzbub.“ Nun folgt eine ſehr dramatiſche Erkennungsſzene; der Finanzler hatte einen Bären umarmt. Die Szene endete aber ebenſo komiſch wie die zwiſchen Papageno und dem Mohren, die beiden Gegner liefen erſchrocken einer vor

dem andern davon, der eine rechts, der andere links; an dem Platz, wo das Rendezvous ſtattgefunden, blieb nichts zurück als ein blutender Schöps, den jener aus einem Stalle geholt.

Unſerem Geſpräche horchte Agnes, die freundliche Tochter des Wirtes, zu, hie und da wohl auch ein Wörtchen drein redend. Als ſich der Vater entfernte, fragte ich ſie, wie ſie denn die langen Winter, wo Barrikaden von Schnee die Nachbarn abſperren, zubringe?

„Die Haushaltung," erwiderte ſie, „gibt immer zu ſchaffen, und ſtürmt es abends recht wild draußen, ſo hört man nichts lieber als das Schnurren des Spinnrades. Manchmal lieſt man auch ein Stündchen."

„Leſen! Und was denn?"

Ich erwartete, ſie würde einen Ritterroman oder ein Volksbuch, wie die ſieben Schwaben oder die Beatushöhle nennen, ſie trat jedoch an einen Schrank und legte mir etliche Bändchen von der hildburghauſiſchen Groſchenbibliothek deutſcher Klaſſiker vor.

„Und was gefällt Ihnen da am beſten?" fragte ich einigermaßen überraſcht.

„Schöne Sachen hat der Goethe und der Leſſing, und der Voß und der Hölti, recht gern leſe ich aber die Meſſiade von Klopſtock, das iſt rührend und erbaulich zugleich!"

Ich ſchwieg. Das arme Mädchen auf der Malſerheide! Es lieſt noch Goethe, Hölti und Klopſtock, iſt es nicht um ein Jahrhundert in der Kultur zurück?

Das Klopfen an der Türe mahnte mich morgens zum Aufbruch. Ein Studentlein, das ich mir beſtellt, harrte ſchon, und ſo ging es vorwärts durch die tauigen

Wieſen, über denen ſich leichte Nebel kräuſelten. Der Pitzlat ſtand noch im matten Grau, während vom Gipfel des Ortles bereits das goldene Licht auf die Gletſcher niederrann. Ein angenehmer Pfad führte am Gehäng des Berges zu etlichen zerſtreuten Weilern und dann mitten in ein blühendes Mahd, die Alpenkräuter, welche dasſelbe ſchmückten, ließen auf eine Höhe von faſt 6000 Fuß ſchließen. Auf einem graſigen Vorſprung erhob ſich ein verfallenes Haus, das Dach und die Böden waren eingeſunken, die Fenſter ausgehoben. Ich vermutete zuerſt, ein Brand habe es zerſtört, es war aber weder Türe noch Gebälk verkohlt und ich erfuhr, der Beſitzer habe das Haus verlaſſen, weil es drin ſo „geiſterte", daß nachts niemand mehr eine Ruhe hatte. Nachdem er abgezogen, wurde das Haus nur noch von den Mähdern benutzt, wenn ſie das Heu einheimſten. Einmal wurde einer durch Geräuſch aufgeſchreckt, er hörte ſtöhnen und ächzen, alſogleich weckte er ſeine Genoſſen, ſie rafften die Kleider zuſammen und entflohen aus der unheimlichen Stätte. Kaum waren ſie vor der Türe, ſo begann es zu krachen und das Gewölb des Raumes, wo ſie geſchlafen, ſtürzte ein.

Das Studentlein erzählte mir noch allerlei Sagen, an denen die Gegend überreich iſt — ein Schatz für den Erforſcher deutſcher Mythologie. Die Hauptrolle ſpielen Huldas, der holden, minnigen Göttin Genoſſinnen, die „ſaligen Fräulein". Dieſe Geſtalten aus der Urzeit, welche das Gebiet der Zentralalpen beherrſchen, verklärt der ſüßeſte Zauber der Poeſie, das Volk übertrug auf ſie alle reizenden Züge. Mit Augen blau wie die Blüte des Flachſes, mit Haaren blond wie friſchgehechelter Flachs,

im weißen Gewande, wallen ſie auf den Bergwieſen und ſegnen Pflanze und Kraut. Mit ſilbernen Rechen werfen ſie das Heu zum Trocknen auseinander und noch lockt der Bauernburſch die „Rodnerin", indem er mit dem Wetzſtein über den Rücken der Senſe ſchleift und einen ſchrillen Ton hervorbringt. Das ſalige Fräulein erſcheint nicht mehr, wohl aber oft ein Diendl von Fleiſch und Blut, das dem Buben hilft und dann auf dem duftigen Mahde mit ihm koſt. Jene milden Weſen ſchirmen die Gemſen und bewahren ſie im „Gamshimmel" einer unzugänglichen Wieſe vor dem Geſchoß des Jägers, in der Kriſtallgrotte ſpinnen ſie den Zwirn, den ſie braven Mädchen zur Ausſtattung ſchenken und der nie reißt. Sie beſpritzen die Almkräuter mit Tau und ſpenden ſie dem ſchönen Hirten, der ſich beſcheiden naht, ohne ſchlechten Wunſch im Herzen. So erhielt ein Senner einen Strauß Edelweiß; er ſteckte ihn auf den Hut und ging zur Kirche. Auf dem Weg ſchauten ihn alle Leute groß an, endlich rief ein Fuhrmann: „Aber Bua, du mußt es genug haben, daß du ein ganzes Bauerngut auf dem Hut trägſt!" Erſchrocken nahm der Senner den Hut ab und ſiehe da, ein Strauß von Silber mit funkelnden Talern nickte ihm entgegen. Sie ſchweben hin über den nächtlich düſtern See von Graun wie leichte Möven, ihr helles Lied hallt wider vom waldigen Hang, der Fiſcher vergißt des Schlafes und begrüßt ſtaunend die aufdämmernde Morgenröte im Kahn.

Und doch haben dieſe zarten, holden Weſen Feinde! Rieſen verfolgen ſie, zerreißen ihre Glieder und werfen die blutigen Fetzen brüllend durch die Luft. Sie finden an geweihter Stätte eine Zuflucht, daher hacken die

Holzhauer mit der Art drei Kreuze in den Strunk der Bäume, damit sie rasten und sich erholen können. Auch sonst helfen gute Menschen diesen wohltätigen Frauen in jeder Weise. Einst jäteten Weiber am Eingang des Tauferer Tales Flachs, da stürmte ein Riese daher und fragte: „Händra niama gseacha fürra fahra mit a golda Waga, mit a söchsa köstabräunla Oechsla dra?" Zu deutsch: „Habt ihr niemand gesehen vorbeifahren mit einem goldenen Wagen und sechs kastanienbraunen Oechslein dran." Sie wußten gleich, was er wollte und suchten ihn aufzuhalten, indem sie ihm den Flachsbau erklärten: „Diese blauen Blümlein wachsen aus Linsen, und so stark du bist, kannst du nicht zehn übereinander legen." Er wiederholte seine Frage, sie aber fuhren fort: „Wenn die blauen Blümlein abgefallen sind, wachsen Knöpflein und man reißt den Flachs aus und bricht ihn." Er wurde immer ungeduldiger, sie aber begannen aufs neue: „Und wenn er gebrochen ist, hechelt man ihn und spinnt zarte Fäden und macht aus diesen auf dem Webstuhl Tuch und bleicht dieses, daß es weiß wird, wie der Flaum des Schnees." Nun riß er aus, konnte aber die saligen Fräulein nicht mehr erreichen, die sich schreiend in eine Kluft des Berges zogen. Ich kenne keine deutsche Sage, die deutlichere Beziehungen auf die alte herrliche Göttin Freya enthielte, als diese. Ueberhaupt ist in diesem Hochtale die Phantasie des Volkes ganz geschwängert von mythischem Stoffe, so manches deutet auf eine alte Kultusstätte. Das Studentlein zeigte mir durch die Zirben den Platz, wo noch vor wenigen Jahren bei Nauders ein uralter heiliger Baum stand, um welchen Geister schalteten. Der Besitzer des

Grundes achtete jedoch die heilige Weihe der Sage nicht und fällte ihn, um den mächtigen Stamm zu verkaufen. Im Volk herrſcht nirgends eine große Pietät für die Denkmale der Vorzeit, das nüchternſte Intereſſe drängt jede romantiſche Schwärmerei zurück, und ſo manches Zeichen der Vergangenheit ließe ſich nur retten, wenn man irgend ein beliebiges Heiligenbild daran heftet. „Der Heilige ſchaut auf das Seine; dem darf man nichts nehmen, ſonſt fordert er's zehnfach ein!"

Ober den Häuſern dehnten ſich ſchöne Mähder, auf denen einzelne hochwüchſige Lärchen ſtanden. Ihre Zweige ſchmückten die Büſchel der goldgelben Fuchsflechte, zwiſchen welche ſich die Strähne des langen braunen Baumbartes flochten. Der Boden war mit den ſeltenſten Alpenkräutern überzogen, die, ſonſt eine Freude des Botanikers, hier der Senſe fallen und dann, anſtatt als Seltenheiten in den Bogen eines Herbars zu prangen, getrocknet in kleinen Städeln aufbewahrt werden, bis man ſie, wenn der Schnee die Unebenheiten der rauhen Wege ausgleicht, zu Tal führt. Da war eine prächtige rote Diſtel, deren Köpfchen kaum aus der Erde lugte, eingefaßt von dunkelgrünen, ſparrigen Blättern, wie das friſche Geſicht eines Bauernmädels vom Kranze. Ruhig naſchten Ziegen an den Kölbchen eines purpurnen Stendels, der ſich bei näherer Betrachtung als eine lang vermißte Zwiſchenform zu erkennen gibt. Und erſt die Kerfe, die ſich auf dem Halm der Simſe ſchaukelten oder, nichts Gutes ahnend, vor der ſpitzen Nadel des Entomologen zwiſchen die Steine ſchlüpften! Später ſagte mir ein ſolcher, dem dabei vor Sehnſucht das Waſſer im Mund zuſammenlief, da ſeien Dinge dar-

unter, das Stück wenigſtens einen Taler wert. Nun, da wäre es jedenfalls einträglicher, Grillen zu fangen und Mücken zu ſeigen, als in einer Kanzlei Staub zu ſchlucken und die Akten zu vermehren.

Uns bückend, wählend, prüfend und bei einem Blick auf noch Schöneres das Geſammelte wegwerfend, erreichten wir einen Hügel, von dem wir die Nauderer Mais, eine breite, waldige Höhe, überſchauten. Aus dem Nadelholz lugten zwei kleine, dunkle Seen düſter empor. An ihrem Geſtade verſuchte 1799 ein verlaſſenes Häuflein Schützen die Grenze Tirols gegen den Einbruch der Franzoſen unter Lecourbe zu verteidigen. Leider vergebens! Dort fiel der wackere Kapuziner Pardöler, von einer Kugel durchbohrt, über den Leib eines ſterbenden Schützen, dem er die geweihte Hoſtie als Wegzehrung reichte. Während hier eine Handvoll Helden von der feindlichen Uebermacht niedergeworfen wurde, ſtand in Nauders Graf Briey, ein wahres Kabinettsſtück von einem Gamaſchenhelden, ruhig mit etlichen Bataillonen Gewehr bei Fuß. In ihrer Bedrängnis ſchickten die Schützen den Jäger Federſpiel um Hilfe, er ſagte dem General, daß die Franzoſen durch die Schlucht von Enzadin emporbrängen, da es jedoch gegen die alte Methode war, dort zu marſchieren, wo keine Straße führte, ſo ſchüttelte jener ungläubig den Kopf. Der Jäger wiederholte dringend ſeinen Auftrag, dieſes kam dem Herrn General ordonnanzwidrig vor und er drohte mit Stockprügeln. Federſpiel, der dieſes Trinkgeld nicht abwarten wollte, ſchlich traurig davon, bald aber machten die Franzoſen dem Herrn Grafen eine ſehr unhöfliche

Aufwartung und er mußte laufen, so schnell er konnte. Das ohnehin arme Nauders wurde geplündert.

So erstiegen wir allmählich die Terrasse, auf deren breitem Gestell von Glimmerschiefer sich die schneeweiße Kalkpyramide des Pitzlat erhob. In der Furche, die beide Steinarten trennte, schritten wir langsam vorwärts, bald neben kleinen Schneeflecken, von denen Bächlein in den Kies sickerten, hin. Hier konnte man auf einem Raum weniger Schritte die Blütenpracht des Hochsommers neben der des ersten Frühlings bewundern. Wo der Schnee schmolz, trieb das Riedgras grüne Spitzen, durchwoben von den purpurroten Sternen der Eisprimel, deren kurze Stielchen das Pflücken nicht gestatten, überragt von zarten Eisglöckchen und der Rispe des Marbelgrases, die sich dem Geflecht der Gletscherweiden entrangen. Zwischen Steinblöcken schimmerten die Rasen der unvergleichlichen Androsace, die Dolden von Gemskresse und Jochvergißmeinnicht streckten die Sträuße zu der düstern Blüte des scharfen Eisranunkels, zu den Rosetten des goldenen Potentills, zu den Körbchen eines morgenroten Kreuzkrautes. Wie von den würzigen Gestaden Indiens wehte uns jeder leise Windhauch Duft entgegen, doch der Leser kann das nicht riechen, kann das nicht schauen und so wollen wir ihn nicht ungeduldig machen. Wer sich so recht an der Fülle der alpinen Pflanzenwelt erfreuen will, besuche den Pitzlat, hier findet er vereinigt, was der Kalk und der Glimmerschiefer an Kräutern bietet: Gewächse, die oft durch viele Meilen getrennt sind. Und der Pitzlat ist so leicht zu erklimmen, vielleicht bietet sich auch Gelegenheit, einem Bären guten Morgen zu wünschen,

wenn er brummend ſein harziges Lager zwiſchen den Zundern am weſtlichen Abhang verläßt.

Wir ſtehen auf der Kante des Joches mehr als achttauſend Fuß über dem Meer. Dennoch blickt der Ortles ſtolz und majeſtätiſch auf uns nieder, wie ein König die Vaſallen überſchaut er die Gletſcher des Oetztales und Graubündens. Ohne uns auf eine Beſchreibung des erhabenen Panoramas einzulaſſen, bemerken wir nur, daß ſich der Pitzlat auch in dieſer Beziehung auszeichnet. Ueber ſeinen Grat läuft die Grenze von Tirol und Engadin; ſchau hinunter in die Schweiz, aus den reichen Ortſchaften lacht dir behäbiger Wohlſtand entgegen, während bei uns Verarmung die Täler auszehrt. Doch wir wollen den traurigen Vergleich nicht weiter verfolgen, ſonſt ruft uns jemand die Worte Schillers entgegen:

Die Erde iſt herrlich überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.

Vom Rückweg wüßte ich nichts Beachtenswertes zu erzählen; zu Graun ſtieg ich nach einem tüchtigen Eſſen in den Stellwagen, ohne mich weder um die drei Seen, noch um die öde Hochebene, deren Winterſtürme manchen Reiſenden verſchütteten, weiter zu kümmern. Deswegen errichtete der fromme Ulrich Primele 1140 hier ein Hoſpiz mit eigenen Statuten in romaniſcher Sprache, welche den Meier verpflichteten, an jedem Abend bei Schneegeſtöber auszugehen und zu rufen: „Iſt keiner da, der Hilfe braucht?“ Jetzt iſt die Stiftung des Mittelalters in ein Spital verwandelt.

Endlich leitet die Straße in weiten Bogen abwärts. Rechts an den Abhang lehnt ſich ein großes weißes Ge-

bäude, das berühmte Kloſter Mariaberg, welches 1090 Eberhard von Taraſp gründete. Sein Sohn Ulrich, ein tapferer Kreuzfahrer, zog die Kutte an und ſtarb als Mönch. Das Kloſter erfuhr mancherlei Schickſale, beſonders ſchwer laſtete der Druck ſeines eigenen Schirmvogtes Ulrich von Matſch, der es auf jede Weiſe beraubte. Als der Abt Klage erhob, ſtürmte er das Kloſter, ließ ihn ergreifen und dann von einem Knecht enthaupten. Der Vater des Getöteten rief den Mörder vor ein Gottesgericht. Dieſer entfloh 1304 nach Avignon, erheuchelte vom Papſt eine Ablaßbulle, fügte ſich jedoch den demütigenden Bedingungen derſelben nicht. Er fiel vermutlich durch den Dolch der Veme und ward außerhalb des Kirchhofes verſcharrt. Hier wäre Stoff zu einem Ritterroman, aber wer ſoll ihn ſchreiben? Iſt doch das Geſchlecht der Cramer, Spieß, Dellaroſa, welche Nähmamſellen und Korporale mit Udo von Drudenſtein, Kuno von Kyburg, Hasper a Spada ergötzten, längſt ſchon in der Literaturgeſchichte eingeſargt!

Unſere Benediktiner unterhielten ſich übrigens nicht bloß mit Tarockſpielen, Eſſen und Trinken, einige weihten ihre Muße auch der Wiſſenſchaft. Der biderbe Goswin verfaßte im 14. Jahrhundert eine Chronik, gegenwärtig zieren den Orden mehrere gelehrte Mitglieder. So Albert Jäger, der den Krieg von 1703 beſchrieb, ſo der Orientaliſt Pius Zingerle, ſo der liebesbrünſtige Anakreon des Ultramontanismus Beda Weber, ſo Cöleſtin Stampfer, deſſen treffliches Werk über die Geſchichte Vinſtgaus volle Beachtung verdient; ſein „Andreas Hofer" ſollte in keinem tiroliſchen Bauernhauſe fehlen, jetzt arbeitet er an einem Buch über den

alten Hippolytus Guarinoni; ſo Pirmin Rufinatſcha, der ſich mit Steub wegen Romanen und Etruskern herumſtritt, daß ſich die armen Seelen dieſer ausgeſtorbenen Völker gewiß darüber im Fegfeuer noch freuen. Die Mönche des Kloſters verſehen das Gymnaſium zu Meran mit Lehrern und rekrutieren ſich aus den Schülern. Das Stift enthält außer einigen guten Bildern wenig Wertvolles; zur Erinnerung an die Kriegsſtürme, welche am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts durch dieſe Täler brauſten, wird noch der Degen des öſterreichiſchen Generals Loudon aufbewahrt. Dieſer ſtand mit mehr als 6000 Mann und 9 Kanonen hinter den feſten Schanzen von Taufers, ließ ſich aber am 25. März 1799 in einer halben Stunde von 4000 Franzoſen mit 2 Bergkanonen ſo gründlich klopfen, daß der größte Teil ſeiner Mannſchaft gefangen und er ſelbſt ins Kloſter verſprengt wurde, wo er die Uniform ablegte und in ein Bauerngewand ſchlüpfte, um zu entwiſchen. Im April machte General Bellegarde die Schlappe wieder gut, indem er Lecourbe nach dem tapferſten Widerſtande aus dem Engadin über den Albula trieb.

In der Dämmerung nahm uns die Poſt zu Mals, einem Flecken aus der Römerzeit, mit der Ruine Fröhlichsburg auf. Mals iſt der anſehnlichſte Ort im obern Vinſtgau, denn das Städtchen Glurns hat ſeinen lateiniſchen Namen Gloria vallis wohl nur zum Scherz erhalten, mit dem Vinſtgau hat es jedoch eine eigentümliche Bewandtnis; frägſt du zu Graun: wo fängt Vinſtgau an? ſo erhältſt du die Antwort: „Weiter unten!“ — Ebenſo zu Mals, zu Schluderns, zu Laas. Frägſt du zu Schlanders, dann ſagt man dir: „Weiter oben!“ Man

ſcheint es im Land für keine große Ehre zu halten, ein Vinſtgauer zu ſein, und ſagt dem Völklein gar manches nach. Es läuft der Spruch um: „Lügen wie ein Vinſtgauer!“ Einſt ging ein Vinſtgauer beichten. Nachdem er das Bekenntnis abgelegt, forſchte der Prieſter: „Haſt du noch etwas auf dem Herzen?“ „Ja freilich, trau mir faſt nit, es zu ſagen!“ „Du mußt, ſonſt kommſt du in die Hölle.“ „Ich bin ein Vinſtgauer!“ flüſterte er halblaut. „Nu, nu!“ tröſtete der Prieſter, „das iſt zwar nicht gerade ſchön, aber keine Sünde.“

Dieſe und ähnliche Geſchichtchen hat der boshafte Humor der Nachbarn erfunden, auch wird es ſchwerlich wahr ſein, daß Andreas Hofer den Vinſtgauern Feigheit vorgeworfen habe.

Der Wirtstiſch war bei meinem Eintritt ziemlich beſetzt. Da ich niemand kannte, verlegte ich mich zuerſt auf ſchweigendes Beobachten. Zwei Herren unterhielten ſich in ſehr offener, naiver Weiſe über öſterreichiſche Zuſtände, die andern wechſelten bedeutungsvolle Blicke. Endlich platzte einer heraus: „Sie müſſen wohl Fremde ſein, weil Sie in Oeſterreich ſo frei über Oeſterreich reden?“ Beide ſahen ſich verdutzt an, ſie mochten ſich erinnern, daß man ſie gewarnt, der Zunge den Lauf zu laſſen, und verſtummten. Das Geſpräch blieb eine Zeitlang ſehr einſilbig, bis es auf minder verfängliche Gegenſtände überglitt und der Wein das gegenſeitige Mißtrauen tilgte. So wirkt ſelbſt in der neuen Aera die Furcht vor den alten Polizeiſpitzeln nach, die jetzt wohl großenteils unbegründet iſt.

Am nächſten Morgen wich ich bei Tartſch, wo der üppige Fleck eines Kornfeldes das Grab jener feindlichen

Soldaten, die neben einander fielen, bezeichnet, von der Poſtſtraße ab und ging ſchräg über die kahlen Gehänge des Berges gegen das Tal von Matſch. Aus dem Schlot der Bauernhöfe ſtieg bläulicher Rauch, man rüſtete das Frühſtück, ſein Geruch jedoch war nichts weniger als einladend. In Vinſtgau geſellt ſich nämlich zu den bekannten vier Tirolerelementen: Wurſt, Knödel, Nocken und Plenten, ein fünftes, die Brennſuppe, eine magere Koſt, die morgens, mittags und abends auf jedem Tiſche dampft. Eine Hand voll Mehl wird mit Schmalz und Salz braun geröſtet, Waſſer daran gegoſſen und ſchwarzes Brot hinein geſchnitten und dieſe Speiſe genügt den ſparſamen Leuten. Ein Blick auf die Talfläche, über der zahlreiche Schloßruinen emporragen, überzeugt uns, daß hier überhaupt andere Lebensbedingungen herrſchen als nördlich von der Malſerheide. Die Dörfer ſind eng zuſammengebaut, die ſteinernen Häuſer erinnern an Italien, die pedantiſche Sauberkeit des Nordens weicht der maleriſchen Zerlumptheit des Südens. Das Brot, welches man dir zum Wein legt, iſt in harten flachen Scheiben geformt, die du erſt mit der Fauſt zerſchlagen oder auf dem Knie brechen mußt, fremdartig gemahnt dich der welſche Typus der Geſichter, welche oft die Fieberluft der Etſch gelb färbt. Im obern Vinſtgau iſt das romaniſche Element, obgleich die Sprache der deutſchen wich, viel unvermiſchter als im Paſſeyer und bei Meran, wo über den Jaufen Alemannen, Goten und Longobarden einſtrömten. Selbſt die Berge erhalten ein anderes Gepräge; weit hinauf ſind ihre Flanken geſchunden, kahl, riſſig und braun trauern ſie an der Sonne. Die Waſſeräderchen ihrer

Schluchten werden sorgfältig gesammelt und durch kostbare Leitungen den trockenen Feldern zugeführt, wo dann das Korn reiche Frucht gibt.

Ermüdend dehnte sich der Weg, Eidechslein glitten über den heißen Staub, aus den Fugen der Gesteine nickte hie und da die bunte Dolde eines Fettkrautes. Die Bauern heimsten die Ernte ein, dort sank der schwere Weizen dem Schnitt der scharfen blitzenden Sichel, hier wankten schwer beladene Wagen auf dem holprigen Pfade, mühsam zogen die Rinder, wie ein Chinese den Pfauenwedel beständig den Schwanz schwingend, um die Bremen abzuwehren. Nebenan ein brauner Bauer mit einem dichten Zweig, der als Gerte diente. Er wischt die Tropfen von der Stirn und grüßt freundlich, aber auch du trägst die Last des Tages, obwohl du 4000 Fuß Höhe erklommen hast.

Ich war froh, als sich endlich das Matschertal auftat und mich der kühle Wind von den Gletschern anwehte. Das Rauschen des Baches lenkte meinen Blick in die Tiefe, drunten in der wilden Schlucht streckte sich ein schmaler Berggrat gegen Süden, gekrönt von den zackigen Trümmern des einst berühmten Schlosses der Vögte von Matsch, eines wilden, trotzigen Geschlechtes, das vielfach in die Geschichte Tirols eingriff und endlich 1411 tatenlos erlosch. Auf den Ruinen halten noch feurige Reiter Turniere, das Volk meidet den Platz und versetzt mit gleichem Recht wie Dante die Seelen der mächtigen Ritter unter Teufel und Kobolde. An der kleinen Kapelle, die sich neben der Burg erhebt, sind zwei Hufeisen angenagelt, welche Satans Rosse in einer tollen Nacht verloren.

Tiefer im Tal erreichte ich eine herrliche Quelle neben einem großen Kreuz. Ich wusch mir Gesicht und Hände und trank gierig das frische Naß. Auf einer Bank sitzend, genoß ich behaglich der Ruhe, auf dem Pfad stieg ein armes Weib barfuß empor, gebeugt unter der Last eines schweren Weidenkorbes, neben ihr lief munter wie ein Reh ein Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau mit prächtigen schwarzen Augen. Sie nahmen neben mir Platz. Nachdem die Alte den Korb niedergestellt und ein wenig verschnauft hatte, fragte sie mich, das blaue Tuch vom Korb hebend, ob ich ihr nicht einige Frühbirnen abkaufen wolle. Die Früchte winkten in saftiger Reife, ich erwiderte, sie möge mir um einige Kreuzer geben. Emsig zählte sie die Früchte heraus, ich reichte ihr einen Guldenzettel, weil ich kein Kleingeld bei mir trug. Sie schüttelte den Kopf: „Wo soll ich so viel Münze hernehmen, um zu wechseln? Ich habe keinen Pfennig im Sack!"

„Dann können wir keinen Handel machen!" entgegnete ich.

Sie wog die Birnen in der Hand, besann sich eine Weile und legte sie dann vor mich hin. „Eßt sie doch, es ist heut gar zu heiß, da braucht der Mensch eine Labung!"

„Ich kann ja nicht zahlen!" erwiderte ich und schob sie zurück.

„Eßt sie doch!" fuhr sie gutherzig fort, „unser Herr wird es ja ausgleichen."

Ich nahm eine Birne, sie wollte mir noch eine aufdringen.

„Ist ein Wirtshaus im Dorf?" fragte ich.

„Und noch dazu ein gutes beim Telſer."

„Erwartet mich dort mit dem Korb, zum Wein wird Euer Obſt beſſer ſchmecken als zum Waſſer."

Ich half ihr den Korb aufladen, ſie ging voraus.

Bald folgte ich ihr. Bei dieſem Anlaß kann ich dem Leſer ſagen, daß das Matſchertal, obwohl der Sage nach eine der älteſten Anſiedlungen Tirols, nichts Intereſſantes bietet; die Aufzählung der ſeltenen Pflanzen, die hier auf jedem Mahd wachſen und der Steinarten, welche die Felſen zuſammenſetzen, ſchenkt mir gewiß jeder. Weil wir aber im frommen Tirol reiſen, will ich wenigſtens die Legende erwähnen, die ſich an die Kirche knüpft. In dieſem Tal hatten ſich Briten, welche von einer Wallfahrt an die Gräber der Apoſtelfürſten zurückkehrten, niedergelaſſen, um ein nach den Begriffen des ſiebenten Jahrhunderts Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Ihnen wurde ein Knäblein Florinus geboren, aus dem frühzeitig unverkennbare Züge von Heiligkeit hervorleuchteten. So wuchs das Getreide im Kaſten, aus dem er den Armen ſpendete, und wenn er mit dem Tiſchwein des Pfarrers die Kranken erquickte, wurde das friſche Waſſer, das er dafür brachte, köſtlicher Wein. Als der Pfarrer geſtorben war, nahm er auf Andringen der Gemeinde die Prieſterweihe und tat zahlreiche Wunder. Seine Nachfolger haben nichts derartiges mehr vollbracht, entweder waren ſie nicht ſo heilig wie er, oder die Gemeinde wurde gottloſer.

Das Dorf klebt elend an der ſteilen Berglehne; in einer der holperigen Gaſſen entdeckte ich das Hotel Telſer. Dies glich allerdings mehr einem Stadel, doch fand ich freundliche Leute, der Wein war gut und das

gebratene Huhn ſchmeckte auch nicht ſchlecht. Der Reiſende erlangt überhaupt in Tirol leicht eine Unterkunft, die ſelbſt im entlegenſten Tal beſcheidenen Anſprüchen genügt, da iſt es weit beſſer, als ſelbſt in reichen Orten, ſo übertrifft manche Gegend des hochmütigen Czechien an Sauerei und Unflat ſelbſt die Phantaſie eines Kloakenräumers. Auf der gepflaſterten Flur traf ich auch das Obſtweiblein, ich ließ wechſeln und kaufte ihr jetzt mehr Birnen ab, als ich im Sinn hatte zu eſſen. Später erfuhr ich, ſie ſei eine arme Haut, welche ſich von dieſem kümmerlichen Handel nähre.

Als die Mittagsglut verkühlt war, ging ich noch eine Strecke talein. Mitten im Wald auf einem grünen Fleck zwiſchen duftigen Aglei und Nelken ſpielten zwei muntere Kinderchen, das eine kaum auf den Füßen, das andere kroch auf allen Vieren. Vergebens blickte ich nach einer Wärterin, nichts regte ſich, nur eine ſchwarze Viper ſchlüpfte unweit davon zwiſchen die Steine. Ich zerſchlug ihr mit dem Hammer den Kopf. Vor dem Walde traf ich Mähder. Ich fragte ein Weib mit der Senſe, ob die Kinder ihr gehörten?

„Ja," erwiderte ſie, „was iſt's damit?"

„Ihr ſolltet ſie doch nicht ſo allein laſſen, es könnt' ihnen was geſchehen, und Beißwürmer ſind auch da."

„G'ſchieht nichts! für was wär' denn der Schutzengel, wenn er ſie nit hüten tät?"

Da war freilich nichts mehr einzuwenden. Ich trat den Rückweg an, dieſes Mal auf der linken Seite des Baches an den Felſenwänden neben der Waſſerleitung. Einem Trunkenen oder Schwindligen möchte ich den Pfad nicht raten, oft kaum fußbreit ſchleicht er an Ab-

gründen und Felsen vorbei. In den grauen Schiefern schimmern Lagen eines schneeweißen körnigen Marmors; die Erze Tirols sind ausgebeutet, leider versäumt man es, die andern Mineralschätze zu erschließen. Am Ausgang der Schlucht dehnt sich eine kleine Hochebene, auf einem Vorsprung gegen das Tal erhebt sich das schöne Schloß Kurburg. Dahinter lugt der Orteler ins Tal. Die Landschaft eignet sich vortrefflich zu einer Vedute, wo der Künstler alles vorbereitet sieht und fast nichts zu ändern braucht, sie wurde daher sehr oft gemalt und gezeichnet. Aus dieser Burg beherrschten die Vögte von Matsch das Tal, wie eine Leibeigene liegt zu ihren Füßen das Dorf Schluderns. Eine große Häusergruppe ist ausgebrannt, das Unglück trifft die Leute um so schwerer, da sie selten assekuriert sind.

Auf der Straße vor Laas, das auch aus einem furchtbaren Brande neu erstanden ist, überraschte mich das Dunkel. Die Gegend bietet eine berühmte Defensivstellung, sie wurde daher mit Preisgebung von Obervinstgau in Kriegsfällen gern von den kaiserlichen Generalen aufgesucht und befestigt. So von Bellegarde, der 1799 Loudon bei Taufers brüderlich in der Patsche ließ und deswegen noch vom Volk als Verräter bezeichnet wird. Auch 1859 sollte es geschehen, da taten aber die Bauern, welche sich an die französischen Greuel erinnerten, entschieden Einsprache und verlangten, daß das Wormserjoch verteidigt werde. Das geschah auch mit bestem Erfolg, der dieses Mal dem Landvolk Recht gab, obwohl theoretisch sehr viel für die Absicht des Generals sprach und der Feind wahrscheinlich vor Laas eine schwere Niederlage erlitten hätte.

Auch bei Laas lenkte ich am nächſten Morgen von der Straße ab, um in das einſame Schlandernaun, eines der zahlreichen Quertäler der Zentralalpen, zu gehen, freilich mit wenig Erfolg. Weder landſchaftliche Reize noch irgend ein Fund von Pflanzen oder Steinen entſchädigte mich für die Anſtrengung. Als ich die beiden düſteren Seen im Steingeröll des Joches erreicht, begann ihre Oberfläche ſich unheimlich zu kräuſeln, von den Felſen bröſelten kleine Steinchen, bald ſauſte und brauſte es, Nebel flogen über den Grat und ein Regenguß, untermiſcht mit Hagel, ſchlug mir ins Geſicht. Die Lage war ſehr bedenklich, weil ich keinen Pfad kannte und nur auf mein Aug und die Generalſtabskarte angewieſen, mich nicht leicht orientieren konnte. Schon wollte ich umkehren, da blies ein ſcharfer Wind, mir gegenüber löſte ſich ein rieſiger Eisberg aus den Wolken, der Similaun, welchen unternehmende Wanderer von Fend aus nicht ſelten beſteigen. Allmählich wurde es wieder hell, ich ſetzte mich nieder, um die Steine trocknen zu laſſen. Die Bergmähder funkelten im Sonnenglanz, von einem Gletſcher zum andern ſpannte ſich ein Regenbogen, wie die Geiſter in Kaulbachs Hunnenſchlacht ſchwebten aus allen Schluchten und Wäldern Nebelflocken, um in reinem Blau zu zerfließen. Nun eilte ich bergab ins Schnalſertal. Im Wirtshaus zu S. Marie ging es laut zu, Studenten aus aller Herren Länder, auch zwei von Oxford mit langen Storchbeinen hatten ſich eingeniſtet, kehrten alles zu unterſt, oberſt, waren mit nichts zufrieden und erregten das Mißfallen der Leute, die gern jedem billigen Wunſch entſprachen. Sie lärmten tief in die Nacht.

Ich machte mich am nächsten Morgen zeitlich davon. Das Schnalsertal ist so oft beschrieben, daß ich mir jedes Wort ersparen kann; meine naturwissenschaftlichen Notizen interessieren schwerlich jemand. Doch auch in dieser einsamen Gegend, wo jeder Mensch den andern als Bruder begrüßen sollte, ohne nach seinem Taufschein zu fragen, hat Unduldsamkeit ihr Denkmal errichtet.

Auf der Friedhofsmauer zu Karthaus ragt eine weiße Marmortafel mit der Inschrift: „Denkstein an Kaspar Miller, der am 7. August 1839 geboren, am 28. September mit seinem Stutzen im frommen Sinne zum Glaubensschießen nach Lana zog, um der alten Tirolertreue für Gott, Kaiser und Vaterland Zeugnis zu geben und auf seinem Heimweg zu Marling durch Unvorsichtigkeit von einer Kugel getroffen im 22. Lebensjahre keinen unvorbereiteten, jedoch einen plötzlichen Tod fand." Das Glaubensschießen zu Lana wurde von einigen Ultramontanen zu Ehren der sogenannten Glaubenseinheit abgehalten.

Ueber den Gneisfelsen, welcher das in Trümmer sinkende Schloß Juvalt trägt, stieg ich hinab in die herrlichen Weingärten des Etschlandes nach Staben. Dort erwartete ich in der kühlen Wirtsstube bei einem Glase trefflichen weißen Weines den Stellwagen. Nach einer Weile kamen auch die Studenten an, welche die Nacht zu Schnals unsicher gemacht, ihre Hände und Kleider waren mit roten Flecken besudelt, so daß ich meinte, sie hätten tüchtig Schläge gekriegt; sie erzählten mir jedoch mit jubelndem Behagen, wie sie droben bei der Burg einen Maulbeerbaum abgeleert. Nun erst der gute Wein! da geriet die ganze Gesellschaft, Altengland voran

aus Rand und Band, es wurde gejohlt und gelärmt, daß der Wirt froh war, als der Stellwagen daherraſſelte. Der hatte aber nicht Sitze genug, man wußte jedoch Rat, ein Teil der jungen Herren kletterte auf das Dach, natürlich jeder mit einer tüchtigen Flaſche Wein.

So fuhren wir abends in Meran ein.

Nach Schwaz

Will mich der freundliche Leſer auf einen Ausflug in das Unterland begleiten? Pfingſten iſt vorüber und hat mit dem reichſten Schmuck von Laub und Blüte alle Höhen überkleidet, — auch die Trümmer alter Tage, wo wir hie und da ermüdet raſten wollen, um, ohne der ſchwülen Gegenwart zu gedenken, von der Vergangenheit zu reden. Der Morgen graut, ſchnell hat uns der Dampfwagen nach Hall gebracht, wir überſchreiten die Innbrücke, an der ſich 1809 Schützen und Franzoſen den Todesgruß boten, und gehen am rechten Ufer des Fluſſes talab. Noch iſt der Tau im Graſe nicht trocken, die höchſten Bergſpitzen lodern im Morgenrot, ein heller Blitz im Oſten und tauſend Funken zittern über die geſchäftige Flut. Durch die Tannen ſchimmert die breite Front des Servitenkloſters, welches, auf einem Vorſprung erbaut, die Brücke über den Inn beherrſcht und als Stütze des rechten Flügels der Tiroler in den Schlachten von 1809 eine große Rolle ſpielte. Dort an der Ecke ſtand Speckbacher, aus dem Dunkel der Tannen krachten die wohlgezielten Schüſſe ſeiner Schützen in die dichten Reihen des Feindes, bis ihnen das Blei ausging und fluchend ſich ſchon mancher wandte, um einen Platz zu verlaſſen, wo er nur dem Gegner zur Scheibe dienen, aber nichts mehr nützen konnte. „I han

Kugeln!" ſchrie jauchzend ein Bauernbüblein und trat zu Speckbacher mit den Worten: „Siehſt, Vater, du haſt mich nicht mitnehmen wollen, weil ich zu nichts gut ſei, jetzt hab' ich die bayriſchen Kugeln, die in den Boden ſchlugen, mit dem Meſſer ausgegraben und bring' dir ein ganzes Hütlein voll." Von nun an begleitete das Bürſchlein den Vater überall und wurde im Gefecht vor Melleck gefangen dem König Max von Bayern vorgeſtellt. Dieſer fragte ihn ſcherzweiſe: „Nun, was ſoll ich mit dir anfangen?" „Du wirſt mich halt umbringen laſſen!" war die Antwort. Der König lachte und übergab den Knaben einem Erziehungsinſtitut, wo er zu einem wackeren Manne ausgebildet wurde.

Unter dem Kloſter, hart an der Brücke, ſteht eine Kirche im geſchmackloſen Stile des Roccoco erbaut. Ihr Stifter war Guarinonius, ein ausgezeichneter Arzt, der viele für die Kulturgeſchichte wichtige Schriften hinterließ und, um ſich in der Demut zu üben, den Maurern Mörtel und Steine beitrug. Als dem unter der ſchweren Laſt daher Keuchenden ein altes Weiblein begegnete, ſchenkte es ihm einen Groſchen als Almoſen, den er zeitlebens zum Andenken aufbewahrte. Treten wir in die Kirche. Links in der Mauer iſt ein roher Felsblock eingelaſſen mit der Inſchrift: „Stein des Gehorſams." Ein Prieſter trug einſt das Altarſakrament zu einem Kranken. Da brach an einer Felswand ein Block nieder; als er in ungeheuren Sätzen drohend auf ihn losſtürzte, erhob er ſegnend die Hoſtie und gebot, er ſolle im Namen des Schöpfers von Himmel und Erde einhalten. Der Stein blieb ruhig vor den Füßen des Prieſters liegen. Wichtiger als dieſe Sage ſind die

Fresken Knollers an der Decke. Knoller, ein Schüler Mengs, den er an Kraft der Phantasie und Tiefe der Empfindung übertraf, gehört zu den besten Meistern des vorigen Jahrhunderts; eine Zeitlang zurückgedrängt durch den Ruhm der neueren Künstler, von denen ihn kein Deutscher an vollendeter Technik und Reiz der Farbe erreicht, rückt er jetzt wieder allmählich zu der Höhe empor, die ihm gebührt, insbesondere erregen die Fresken zu Ettal allgemeine Bewunderung. Er war ein Virtuos des Pinsels und durfte sich daher zumuten, woran die wenigsten Künstler der Neuzeit auch nur denken können, wie dieses die Gemälde im Kirchlein hier zeigen, die er zur Verherrlichung des Kardinals Carolus Borromäus schuf.

Wir haben sie genug betrachtet und können jetzt den Fuß auf der Landstraße weiter setzen: Fuhrwerk und Reisende werden uns schwerlich in unseren Betrachtungen stören, denn das Dampfroß braust auf der anderen Seite des Inn vorbei. Hier hat fast aller Verkehr aufgehört; die Wirte, welche sonst in üppiger Behaglichkeit an der Türe stehend dem Peitschenknall der Fuhrleute horchten und, sich zu Magnaten der Gegend aufschwingend, großen Grundbesitz erwarben, zehren jetzt von dem Fette alter Herrlichkeit und schauen gähnend zum Fenster heraus. Zunächst nimmt uns das Dorf Volders auf, die Heimat des Tirolerhelden Reinisch, der 1797 in der Schlacht bei Spinges mit der Sense die Reihen der Franzosen brach und von elf Bajonettstichen durchbohrt, die Seinigen noch siegen sah. Südlich von Volders öffnet sich eine wilde Schlucht, deren linken Rand Schloß Vriberg krönt. Diese Burg ist gut er-

halten; im Erbfolgekrieg 1363, nach dem Ableben der Margaretha Maultasch, wurde sie von den Bayern belagert, welche jedoch nach mehreren erfolglosen Stürmen, wie ein halbverblaßtes Wandgemälde zeigt, abziehen mußten. Briberg ist durch eine Quelle berühmt, welche an der Felsenwand hervorbricht und unter dem Namen Klaffenstein ein vortreffliches Wasser liefert, welches schon der bekannte Johannes Nasus, ein Gegner der Reformation, rühmt. Das Schloß ist noch in den Händen eines Adeligen; die meisten Burgen Tirols liegen entweder in Ruinen, nachdem sie Friedrich mit der leeren Tasche unter Beihilfe der tapfern Bauern zerstört, oder sind in den Besitz von Landleuten übergegangen, weil die früheren Eigentümer abgewirtschaftet. Es gab keinen hochmütigeren Adel als den von Tirol; diese Spaur, Wolkenstein, Rottenburg und Eppan hatten steife Nacken, bis ihr Trotz gebrochen wurde und sie den österreichischen Erzherzogen das Futter aus der Hand picken lernten. Oekonomisch wurde der Adel zu Grunde gerichtet, nachdem er Hofadel geworden; dies geschah vorzüglich unter der Statthalterin Elisabeth, der Schwester des großen Josef. Noch in meiner Jugend hörte ich von der „kropfeten Lisel" erzählen, welche beim Volk und gar bei den Kindern sehr beliebt war. Als lebenslustige Dame riß sie die Kavaliere zum Aufwand hin, indem sie einen mit ihrem Besuch beehrte, bald da, bald dort einen; sie ergaben sich den Freuden der Jagd und des Landlebens auf den schön gelegenen Ansitzen im herrlichen Gebirge, und bei der Gastfreundschaft, welche damals im großartigsten Stile herrschte, wurden die edlen Herren bald ausgezehrt. Dafür ist

der Tiroler Bauer dort, wo er nicht in Armut verkrüppelt, wie im Oberlande, der ſtolzeſte von allen; weſentlich tragen dazu ſeine geſchichtlichen Erinnerungen bei, denn er weiß gar wohl, daß nur er die ruhmvolle Geſchichte ſeiner Heimat geſchaffen.

Von Volders nach Wattens iſt es nicht ſehr weit, Kolſaß, Weer und Pill ſind ebenfalls bald erreicht; ſo verbindet die Straße wie ein Faden die Blumen eine Reihe ſchöner Dörfer, umbuſcht von dem grünen Laub der Obſtbäume, Volders, Wattens, Kolſaß, Weer, Pill! was ſind das für Namen! Wir könnten ſie noch durch eine ganze Reihe fremder Klänge vervollſtändigen. Dieſe Namen ſind die letzten geſchichtlichen Urkunden von der alten Bevölkerung. Nach ihrer Beſchaffenheit laſſen ſie zwei Lagen unterſcheiden, von denen die eine über die andere gegoſſen ward. Ein Teil dieſer ſonderbaren Namen läßt ſich ungezwungen aus dem Romaniſchen erklären, wie denn zweifelsohne im früheren Mittelalter, hie und da ſogar bis in die neuere Zeit, die Bewohner mancher Täler eine Art Welſch ſprachen. Bald ſchob ſich die Einwanderung der Baiwaren vor und dieſe gründeten den Hauptſtraßen entlang ihre Ortſchaften, während Goſſenſaß jenſeits des Brenners vor dem römiſchen Sterzing, wo die Seſterzen für Rhätien geprägt wurden, an die Goten erinnert. Doch nicht alle Namen laſſen ſich aus dem Romaniſchen ableiten; es bleibt ein Niederſchlag, welchen man den Rhätern zuſchreiben wollte, was durch neuere Forſchungen widerlegt wurde. Ob nun die Rhäter aus Tirol und Graubünden in das ſchöne Toscana zogen, oder von dort, durch Kriegsnöten zerſprengt, den umgekehrten Weg

machten, wird wohl ſchwerlich die Leuchte hiſtoriſcher Kritik ſobald aufhellen. Für uns iſt es nicht ohne Intereſſe, zu hören, daß romaniſche Namen bis auf die höchſten Jöcher des Gebirges emporſteigen und ſehr viele nutzreiche Alpen damit bezeichnet ſind. Es iſt das ein Beweis, daß ſchon in jener Urzeit Viehzucht und Landwirtſchaft, den Bedingungen der Natur folgend, auf ähnliche Art betrieben wurden, wie jetzt. Vielleicht rühren von jenen untergegangenen Völkern, an die auch die Sage vom Rieſen Thyrſus, der bei Wiltau erſchlagen ward, erinnert, die Erzwaffen her, welche man an verſchiedenen Orten, unter andern unweit Wattens, ausgrub. Das Muſeum zu Innsbruck bewahrt eine ſchöne Reihe derſelben. Tirol zählt zu Deutſch-Oeſterreich; es dürfte jedoch ſchwerlich ein Gebiet geben, wo die Bevölkerung ſo gemiſcht, ſo verſchiedenartigen Urſprunges wäre, als hier. Etrusker, Römer aus dem bunten Gemenge der Legionen, vielleicht auch Hunnen, welche Veldidena zerſtörten, Slaven, Longobarden, Goten, Alemannen, Baiwaren, wer kennt das Völkergeſindel, um mit Ruge zu reden, welches ſich in dieſen Bergen umtummelte, dieſen Bergen, durch deren Päſſe Italien und Deutſchland verknüpft werden! Darum gleicht auch der Bewohner des einen Tales nicht dem des andern, ja ſelbſt im gleichen Dorfe trägt mancher Schädel unverkennbar den romaniſchen Typus, während aus dem blonden Haare des Nachbars ein treuherziges deutſches Geſicht ſchaut. Jenſeits des Brenners wogt ja noch der Kampf zwiſchen Deutſch und Romaniſch an einer oft verſchobenen Sprachgrenze; drang jenes im Mittelalter ſiegreich gegen Süden vor, ſo vergilt das Welſchtum nun

durch ſeine Eroberungen aufwärts der Etſch, wird aber jetzt wieder allmählich zurückgeworfen, weil die welſchen Enklaven wie Gargazon ſich der deutſchen Schule fügen müſſen. So wären wir alſo dennoch bei einer Tagesfrage angekommen; aber laſſen wir ſie ruhen, bis ſie von einem neuen Barbaroſſa aus Norden entſchieden wird. Durch herrliche Felder und fruchtbare Auen, denn das Unterinntal iſt der geſegnetſte Boden Tirols, erreichen wir wieder den raſchen Inn; knapp an einem waldigen Vorſprunge ſteht das Kirchlein zum heiligen Kreuz. Als im Jahre 1703 die Bayern in Tirol einfielen, brannten ſie die Brücke bei Zirl ab, und das Kreuz, welches ſie ſchmückte, fiel in den Fluß. Er ſetzte es auf den Kies des Ufers ab, wo es fromme Männer fanden und die Kirche bauten. Nahe bei dieſer Stelle fiel 1809 Graf Arko durch die Kugel eines lauernden Schützen, der Urenkel jenes Arko, den bei Zirl ein ähnliches Los getroffen. Man möchte faſt fragen: Iſt das Zufall oder Schickſal?

Nach einer Viertelſtunde haben wir das altberühmte Schwaz erreicht. Gehen wir in dem Markte herum: dort erhebt ſich die ſchöne gotiſche Kirche mit dem hohen Kupferdache, außen an der Mauer ſind die Wappen der Knappen und reiche Erzſtufen befeſtigt. Man erzählt, daß die Bergleute in ihrem Uebermute den ganzen Bau aus edlem Erze aufführen wollten, jedoch davon abſtanden, als man ihnen begreiflich machte, es könnten ärmere Zeiten kommen, wo dann die Mauern abgebrochen würden. Indes mußte doch, um ihrem Stolze zu genügen, die Kirche durch Säulen in zwei Schiffe abgeteilt werden, deren eines ihnen ausſchließlich zum

Gottesdienſte eingeräumt ward. Es kam ſo weit, daß ſie ſogar die Schuhe mit ſilbernen Stiften beſchlugen. Allerdings konnten ſie ein Wörtlein mitreden, denn es waren in den blühendſten Zeiten bei 6000 Mann. Das fiel in die Tage der Reformation, der ſie eifrig zugetan waren; ſelbſt dem Landesfürſten trotzten ſie in das Geſicht, indem ſie zur Erzwingung ihrer Wünſche maſſenhaft gegen Innsbruck zogen. Der Klugheit und Liſt Ferdinands gelang es, den Strom abzulenken und, als ſich die Lage der Dinge etwas geändert, ihn mit Gewalt einzudämmen. Dadurch wurde ein großer Teil der Knappen verſprengt, der Bergbau, einſt die hohe Schule Europas für dieſes Fach, begann zu ſinken; bald überwog taubes Geſtein das edle Erz, Not und Elend forderten ihren Zehnt von den ſonſt ſo hochmütigen Bergleuten, die Stollen zerbrachen, die Schachten erſäuften und die bayriſche Regierung ſchlug endlich die Bergfeſten heraus und ließ dann, weil Einſtürze erfolgten, das ganze Werk auf. Nur wenige Arbeiter wurden beſchäftigt, an den Schutthalden die letzten Reſte des Erzes auszubutten, welche die Vorfahren, gewöhnt an größeren Ertrag, achtlos weggeworfen hatten. Gebrochen wurde ein Fahlerz, welches zu reichem Kupfergehalte etwa ein halb Prozent Silber liefert. Kriſtalle in der Form des Rhombendodekaeders kommen als ſogenanntes Kraffelerz ſelten vor, meiſt iſt das Fahlerz in Neſtern und Trümmern neben Baryt, den man als weiße Farbe verwendete, dem dolomitiſchen Schwazerkalk derb eingeſprengt, was jede Berechnung erſchwert. Später wurde ein ſtockförmiges Lager von Eiſenerz entdeckt, man beutet es jetzt aus und verſchmilzt das Erz

zu Jenbach oder Kiefer in Bayern, wohin es in flachen Kähnen verflößt wird, doch ersetzt der Ertrag kaum den Verlust. Wer sich von dem Reichtum jenes Bergwerkes in seinen blühendsten Zeiten eine Vorstellung machen will, der bedenke, daß von 1523—1564 das Grubenrevier des Falkenstein 2 058 501 Mark Silber und beiläufig 1 000 000 Zentner Kupfer lieferte. Und solcher Reviere gab es mehrere. In wessen Sack flossen aber diese Schätze? Wie die Sage erzählt, wurde das Bergwerk von einem wilden Stier entdeckt, der, in der Wut einen Hirten verfolgend, mit den Hörnern den Boden aufriß und die Silberader bloßlegte, woraus man ersehen kann, daß die Ochsen schon damals in Oesterreich eine wichtige Rolle spielten. Die Herzoge von Tirol ließen schürfen, also gehörte das Bergwerk ihnen und blieb landesfürstlich: allein schon dort begegnen wir dem traurigen Bilde schlechter Finanzwirtschaft, und obwohl Sigmund, der Don Juan Tirols, den Beinamen „der Münzreiche" führte so hatte er doch stets leere Kassen, so daß er schließlich, um Früchte zu erhalten, den Baum umhauen und die Erzgruben von Schwaz verpfänden mußte. Wie jetzt die Bankiers den Staat ausbeuten, geschah es auch dort, nur für ungeheure Zinsen war Geld zu erlangen; der Eigentümer darbte, die Nutznießer, meistens Kapitalisten aus der Fremde, bereicherten sich unermeßlich, wurden schließlich für angebliche Verdienste geadelt und bauten herrliche Schlösser; — dort schaut Trazberg herüber, einer der schönsten Ueberreste im Renaissancestile. Einer dieser Rothschilde holte seine Braut, ein Fräulein von Pienzenau, mit 4000 Pferden aus Bayern auf seine Burg. Was ist ge-

blieben von all' dieſer Herrlichkeit! Als nichts mehr zu holen war, verließen die Kapitaliſten den ausgeſogenen Boden und gingen in die Fremde, wo ſie in den großen Städten ihre Heimat ſuchten; nur der Naturforſcher findet hie und da noch in alten Sammlungen eine prachtvolle Erzſtufe: Malachit, Tirolit, Kobaltblüte, Aragonit mit ſpießigen Kriſtallen oder eine Druſe von Tetraedrit. Neuerdings wagt eine Gewerkſchaft aus Mitteldeutſchland wieder den alten Bau aufzunehmen; ob es trotz der zahlreichen Aktionäre gelingen wird, ihn wieder zur alten Blüte zu treiben, iſt mehr als zweifelhaft, wenigſtens kommen ſie unter der geſchickten Leitung des Beamten Herrn Ohneſorge auf die Betriebskoſten. Schwaz ſelbſt iſt verarmt, landauf landab ſendet es ſeine Proletarier als Bettler aus; die letzte Tiefe des Elends wurde erreicht im Jahre 1809. Nach dem Gefechte von Wörgl, welches General Chaſteler verloren hatte, rückten die Kolonnen von Napoleons Bundesgenoſſen unaufhaltſam vor. In der Nähe von Schwaz verſuchten Schützen und Soldaten noch einen letzten Widerſtand; ein heftiger Kampf entſpann ſich, in welchem viele Bayern den ſicheren Kugeln erlagen. Schwaz wurde genommen. Damit war aber die Hefe des Schmerzenbechers noch nicht geleert; am 16. Mai wurde Schwaz und das nahe Dorf Vomp auch noch angezündet. Man verſuchte ſpäter die Schuld auf den Zufall zu ſchieben, allein vergeblich; denn es iſt durch die einſtimmigen Ausſagen vieler und achtbarer Zeugen erwieſen, daß die Soldaten den Brand ſchürten. Abgeordnete, welche vor Wrede erſchienen, um Schonung zu erflehen, wurden von ihm auf das Roheſte angeſchnauzt und es wird

ſchwerlich gelingen, das Andenken dieſes Mannes zu reinigen. Wir wollen nicht die Aſche von der Glut blaſen; es ſind jetzt andere Tage; Tiroler und Bayern, die ſich ſo oft feindlich bekämpften, ſind verſöhnt, und beim nächſten Kriege wider die Feinde Deutſchlands ſoll die grünweiße Schützenfahne neben dem Banner flattern, welches die weißblaue Raute ſchmückt. Wer ſich übrigens in die Greuel jener Tage, wo Deutſche gegen Deutſche brudermörderiſch wüteten, verſenken will, der leſe das Jahr 1809 von Rapp, wo alles aktenmäßig verzeichnet und nach zuverläſſigen Urkunden geſchildert iſt. Rechtſchaffene Bayern ſelbſt gedenken jener Zeit voll bitteren Leides; als Schwaz zerſtört wurde, lehnte ein Soldat an einem Pfeiler und rief mit Tränen im Auge: „Ewiger Gott, wenn Du gerecht biſt, wie wirſt Du dieſe Frevel ſtrafen!“ König Ludwig, damals noch Kronprinz, ſchrieb an General Raglovich Briefe voll Entrüſtung, die ſeinem edlen Herzen alle Ehre machten. Nach der Einäſcherung von Schwaz erließ Wrede eine Proklamation, in der es unter anderem heißt: „Tiroler! Napoleon der Große, Kaiſer der Franzoſen und Wiederherſteller der heiligen Religion in Frankreich, hat auf Euch vor den Toren von Wien ſeinen letzten Blick der Gnade zu richten ſich gewürdigt.“ Die tapferen Alpenbewohner antworteten auf dieſe Proklamation mit den — Siegen auf dem Berge Iſel.

Werfen wir noch einen Blick auf die Spitalkirche am linken Ufer, welche der Architekt Quaglio als ein Muſter gotiſchen Stiles bezeichnet; darüber hinaus liegt Kloſter Viecht, in ſeiner Bauart an eine Kaſerne gemahnend; wer aber denkt daran, wenn ſein Aug' empor-

klimmt an den föhrenbewachſenen Abhängen des Vomperjoches, bis er ſich von der Spitze der ſteilen Kalkpyramide aufſchwingt in den blauen leuchtenden Himmel und von da geblendet wieder zurückkehrt zu den grünen Fluren, durch die der Inn hinſchweift und raſchen Laufes das Schiff nach Oſten trägt!

Der Abend iſt nicht mehr fern. Benützen wir ihn noch zu einem kleinen Ausflug. Es geht ſanft bergan; hinter einer Gruppe Linden ſchimmert das Klöſterlein der Franziskaner. Die Außenſeite des Baues iſt ſehr ſchlicht und einfach, in der Kirche jedoch prangt ein herrliches Bild von Flatz, die Madonna am Roſenkranzfeſte darſtellend. Der Freund altdeutſcher Kunſt möge ja nicht verſäumen, in den Kreuzgang zu treten, in langer Reihe ſchmücken ihn die Fresken angeblich von den Brüdern Roſenthaler, welche im ſechzehnten Jahrhunderte lebten. Die Künſtler ſtellten hier Szenen aus dem Leben Chriſti dar; die Farben ſind freilich verblichen, manches Bild iſt von dem Pinſel eines ungeſchickten Reſtaurateurs überſudelt, allein noch immer erkennt man die Tüchtigkeit der Zeichnung, die einfache Kompoſition, die Naivetät der Motive. Voll Humors iſt die Szene, wie der auferſtandene Heiland die Altväter aus der Vorhölle befreit. Die Hölle iſt dargeſtellt als eine feſte Burg, auf den Zinnen lauern groteske Teufel mit der ganzen Artillerie des Mittelalters; einer derſelben, welcher ſieht, wie Chriſtus durch das geborſtene Tor ſchreitet, wiſcht ſich aus Schmerz dicke Tränen, groß wie Haſelnüſſe, von den rußigen Wangen. Die Altväter jubeln, und ein Chor Engel bläſt auf Wolken, die wie Federbetten ausſehen, die Siegesfanfare.

Kehren wir ins Freie zurück. Vorüber an elenden Hütten, aus denen die ſchmutzige Armut lugt, gelangen wir an den Fuß eines grünen Hügels; wir ſteigen ſacht empor; nach einer Viertelſtunde iſt die Spitze erreicht, welche ein hoher Turm mit einer kleinen Kapelle nebenan krönt. An dieſen Reſten haftet nicht das Zwielicht mittelalterlicher Romantik, ſie bieten weder dem Maler noch dem Archäologen irgend ein Intereſſe, allein es genügt, zu ſagen, daß hier die Stammburg Georgs von Frundsberg ſich erhob, jenes Führers der Lanzknechte, der die Reihen der Schweizer durchbrach und von ihnen den Beinamen „der Leutefreſſer" erhielt. Seine Familie war tiroliſchen Urſprunges; ohne ausgedehnten Beſitz und großen Namen verkaufte ſie 1467 die Burg an Sigmund von Oeſterreich und wanderte nach Mindelheim in Schwaben, wo bald darauf der Held geboren wurde. Zum Andenken an ihn ließ Kaiſer Franz den Turm, der ſchon zu verfallen drohte, wieder in baulichen Stand ſetzen; er hat außer der Erinnerung an Georg nichts Merkwürdiges. Naturbummler beſuchen ihn jedoch nicht ungern, weil er eine ſchöne Ueberſicht des Inntales geſtattet; man mag ſich wohl träumend von alten Tagen in das weiche Gras ſetzen, von alten Tagen, deren Ruhm ebenſo verbleicht, wie die Roſen des Abends dort auf dem Sonnwendjoch. Dieſes, als altdeutſche Opferſtätte, wüßte allerdings viel von germaniſcher Urgeſchichte, manches Jahrtauſend vor Georg von Frundsberg, zu erzählen: doch das Sonnengold iſt verblaßt, ſteigen wir von der Höhe nieder und überlaſſen es deutſchen Sagenforſchern, aus dem Munde der Senner die

ſpärlichen Trümmer unſerer Götterlehre zu ſammeln und moſaikartig neu zu verkitten.

Zu Schwaz gehört das Kellerjoch, an deſſen Fuße der Markt liegt; es dürfte wohl kein Feiertag vergehen, wo nicht auf ſeinem Gipfel, der eine Höhe von mehr als 7000 Fuß erſtrebt, ganze Gruppen von Bergſteigern verſammelt wären, deren Zweck jedoch nicht immer die Bewunderung der Natur iſt. Gar zu gerne halten hier Liebende ihr Stelldichein; der Berg ragt rechts in der Mitte zwiſchen Ziller- und Inntal, und da läßt ſich's ein luſtiger Bua nicht nehmen, oft weit her zu wandern, während das Dirndl in Schwaz nur ein paar Stunden zu klettern hat. Auf dem höchſten Gipfel ſteht eine Kapelle, der Himmelsmutter geweiht; dort beten dann die Pärchen, daß ſich ihnen bald das Paradiesgärtlein der Ehe aufſchließen möge, und gar mancher naive Spruch in dem auf dem Altare liegenden Buche zeigt, daß man nicht zu tauben Ohren gefleht. Ich war einmal an einem Marienfeſte droben. Ringsum auf Steinblöcken ſaß die andächtige Geſellſchaft; die Mädchen überreichten den Burſchen Sträuße von Rosmarin und Nelken, dieſe zogen eine Flaſche Likör oder Wein aus dem Sacke, auch Zuckergebäck fehlte nicht: — Herz, was willſt du mehr? — Bei meinen Gebirgsfahrten durch vieljährige Erfahrung an die ſtrengſte Mäßigung gewohnt, zog ich eine Semmel aus der Taſche und fing ganz gemächlich an, ſie zu verſpeiſen. Da erhob ſich gar ein liebes Dirndl aus dem Unterland; ſie wollte mir die Flaſche reichen und bot mir dazu ein Stück Marzipan; letzteres lehnte ich ab, erſtere nahm ich zu einem Schluck, um dem Pärchen Beſcheid zu trinken. Sie zurückzuweiſen

wäre eine Beleidigung gewesen. „Daß Ihr bald zusammenkommt!“ war mein Toast. „Ja, itz wird's bald!“ war die Antwort des Burschen. „In acht Tagen verkünd't uns der Pfarrer als Brautleute von der Kanzel. Gelt, Kathei,“ fuhr er, sich zum Mädchen wendend, fort, „vor drei Monaten waren wir auch da, dort ist's aber anders gewesen, dort haben wir vor Leid gerotzt und gewa'nt, itz ist bald Hochzeit, Juchhe!“

Ich überließ beide ihrem Glücke und betrachtete schweigend die wundervolle Aussicht: ringsum ein Kranz von Gletschern und Bergen, einer über dem andern, dazwischen Täler mit den friedlichen Wohnungen der Menschen; — doch wozu beschreiben wollen, was sich nicht beschreiben läßt? Bald war ich einsam, die kleine Kapelle hätte allenfalls für die Nacht genügen können und so entschloß ich mich, hier zu bleiben, um den Sonnenaufgang am nächsten Morgen zu erwarten. Es legten sich aber schwere Wolkenballen auf die Gletscher im Süden, ein fast sicheres Zeichen von einem künftigen Gewitter. Da wäre der Aufenthalt auf dem Gipfel sehr bedenklich geworden; die gefährliche Herrlichkeit eines Donnerwetters im Hochgebirge hatte ich bereits wider Willen mehrmals mitmachen müssen; ich ergriff daher ohne langes Besinnen den Bergstock und eilte auf dem schwindeligen Pfade an Felsabstürzen vorbei, in den Oechselgraben, der in das Zillertal leitet. An den ersten Alpenhütten war ich ohne Aufenthalt vorbeigelaufen, da begegnete mir ein Mann, hintennach ein Schwarm Kinder und zuletzt ein blasses Weib, den quäkenden Säugling in einem Tuche auf den Rücken gebunden. Sie bettelten mich an. Bei der nächsten Alm-

hütte fragte ich den Senner, was denn dieſe Karawane zu bedeuten gehabt? — „Ja, das ſind Almbettler," antwortete er, „die um Schmalz und Käſe bitten; da kommen jetzt viele, heiraten können und dürfen ſie nicht, ſo ſchließen ſie eine wilde Ehe und ſtrolchen herum." — Auch ein Nachtbild, noch dunkler als die Wolken, die über das Joch flogen und mich in wilder Haſt talab jagten, bis ich in Schlitters bei den erſten Donnerſchlägen in den ſicheren Hafen des Wirtshauſes einlief.

Ein Ausflug auf das Sonnenwendjoch

Wenn die Sommerferien zu Ende sind und die Schulglocke zum ersten Male wieder läutet, dann wird es auch wieder lebendig in dem alten Schulhause, das so lange öde und verlassen gestanden hat. Tüchtig von der Sonne verbrannt, kommen sie alle wieder zusammen, die lustigen Kameraden von fern und nah. In den Zwischenstunden gibt es nun viel zu erzählen von Reisen und Ausflügen, in der traulichen Dämmerstunde plaudert man von allerlei interessanten Erlebnissen und macht wohl gar schon Pläne für das nächste Jahr.

So will auch ich von einer Bergfahrt berichten, an die ich lieber zurückdenke, als daß ich sie noch einmal machen möchte. Bei diesem Anlaß stell' ich euch meinen Buben vor: er hat das dreizehnte Jahr noch nicht erreicht, seine Brust ist fest, er ist frisch und kräftig und sein Appetit ist groß — sehr groß! Kommt er von einem Joch herab, so läßt er den Braten schneller vom Teller verschwinden, als Faust die Geister mit einem Zauberspruch in den Abgrund bannte. Dieser Bursch muß mich nun auf den Wanderungen begleiten; es schadet ihm nichts, er wird dabei stark und wohlauf und lernt gar manches, was in keinem Buche steht.

Die Ferien brachten wir in der Pertisau am schönen

blauen Achensee zu. Uns gegenüber erhob sich der riesige Stock des Sonnenwendjoches, dessen höchste Spitze, das Rovan, nahezu 8000 Fuß erreicht. In der Frühdämmerung des 23. August legten wir die schwergenagelten Schuhe an, warfen die Blechbüchsen, in die wir neben Hammer und Meißel vorsorglich Brot, Wurst und eine Flasche Wein gesteckt, über die Schulter und ergriffen die Bergstöcke mit dem spitzigen Stachel aus Stahl. Das Fischermädchen führte uns im Kahne über das Wasser. Ringsum loderten die Gräte der Alpen im roten Morgenglanze, der allmählich zu lichtem Gold verblaßte, der Himmel war klar und wolkenlos — doch nein! im Norden zeigte sich kaum sichtbar ein feiner Streifen und ließ ahnen, daß der Abend anders sein werde als diese heilige Frühe, deren kühle und reine Luft wir atmeten.

Nachdem wir aus dem Kahn gestiegen, gingen wir eine Strecke auf der Landstraße vorwärts und schlugen uns dann links in den Wald. Die schönen Alpenblumen waren verblüht, nur das Glöckelkraut, eine Art Enzian mit herrlichen blauen Kelchen, erinnerte uns an den Frühherbst. Statt der Blüten schmückten allerlei Schwämme mit bunten, grellen Farben den Moosboden, wir fanden den Zimtpilz, der außen grau und filzig, im Innern violett, den Namen vom würzigen Geruch hat. Auch die Vögel taten sich zu Scharen zusammen; ein lustiges Volk Meisen fuhr pfeifend durch die Aeste der Tannen und schüttelte Tau auf uns; die einen zankten um ein Würmlein, die anderen balanzierten verkehrt an den Zweigen und pickten nach Schmetterlingseiern, wieder andere setzten sich auf die höchsten Gipfel und ließen

ihr helles tſchahi tſchahi! ertönen, bis der heiſere Schrei eines Geiers das loſe Geſindel nach allen Richtungen auseinander jagte. Wir ſtiegen neben dem Bache, der uns luſtig entgegenſprang, allmählich in die Höhe. Wände und Felſenköpfe, über die wir emporklommen, lenkten unſere Aufmerkſamkeit häufig von der Pflanzendecke auf die Unterlage, welche ſie nährte und trug. Wie über eine Treppe ſtiegen wir über die abgebrochenen Schichten eines grauen Kalkes, in ſumpfigen Einſenkungen beobachteten wir ſchwarze Schiefer und gelbliche Mergel mit mancherlei verſteinerten Muſcheln und Schnecken; darüber ragten ſchroffe Felſen von ſplitterigem weißen, grauen und roten Marmor, ähnlich den Ställen und Türmen alter Ritterburgen, den Firſt ſetzten rote Platten von Kalk und Feuerſtein zuſammen. Das war alles nicht eine Schöpfung des Zufalles, der bald dieſen, bald jenen Stein von ungefähr hinwarf, wir konnten hier Schritt für Schritt einen architektoniſchen Aufbau bewundern, bei dem die älteſten Geſteine die Grundlage, die jüngſten den Gipfel bildeten; freilich verfloſſen ungezählte Jahrtauſende, bis das Joch fertig in den Himmel ragte. Bei einem ſolchen Gebirg mag man ſich wohl an die Entſtehung eines Werkes menſchlicher Hand erinnern. Die Steine, welche man für ein Haus bricht, die Ziegel, die man brennt, die Bäume, die man fällt, können zu verſchiedenen Zeiten herbeigeführt werden; endlich kommt der Maurer, der Zimmermann, ihre Kräfte fügen die Maſſen übereinander und die Hand eines Geſellen ſteckt den Strauß auf den fertigen Giebel, ſo wie die Spitze des Joches die herrlichſten Alpenblumen zieren. Das Meer ſetzte und ſetzt noch in

ſeinen Tiefen Schicht für Schicht ab, bald kalkig, bald ſandig, bald mergelig; allerlei oft mikroſkopiſch kleine Tierchen ſchaffen mit und bewirken durch geringe Kräfte Großes, wie die Korallenriffe beweiſen; vulkaniſche Ausbrüche häufen Geſteine und Aſche, die in den Abgrund ſinkt. So ſchlug ſich Schicht auf Schicht nieder, die Schichten erhärteten nach ihrem Stoffe zu verſchiedenen Geſteinsarten, aber das Meer deckte ſie. Da begannen die Gewalten der Unterwelt ihr Spiel und hoben den Grund des Meeres aus der Tiefe, ſo daß ſich weite ebene Länder ausbreiteten; die Sonne begann im Wechſel der Jahreszeiten zu wirken und verhüllte den nackten Boden mit dem reichen Schmuck des Lebens. Land, Land! — Bei dieſem Vorgang können uns die ungeheuren Flächen des ruſſiſchen Gouvernements Perm zum Beiſpiel dienen, ihr Boden beſteht aus uralten, faſt unveränderten Geſteinen. Den weiten Horizont ſchmückt nur hier und da ein Baum, ein Wald, ein Gebäude. —

Nun beginnen die Kräfte des Abgrundes aufs neue ihre Tätigkeit. Sie zerbrechen den Boden in ungeheure Schollen, wie ein Knabe das Eis auf einem Teiche, reißen Klüfte durch weite Länder, durch die Klüfte preſſen ſich Maſſen des Erdinnern kuppenförmig empor, oder ein Rand der Kluft ſteigt in die Höhe, der andere ſinkt ſchneller oder langſamer in die Tiefe. Auf dieſe Weiſe entſtanden Berge und Bergketten; ihre Schichten liegen dann ſelten noch horizontal, bisweilen iſt in großer Ausdehnung das Unterſte zu oberſt, das Oberſte zu unterſt gekehrt. So ſteigen manchmal kleine Berge und Inſeln vor den Augen unſeres Geſchlechtes empor; langſam heben ſich noch heut langgedehnte Küſten, ſo

z. B. in Schweden, oder ganze Kontinente verſinken, wie Auſtralien, welches allmählich der Ozean begräbt. Deswegen braucht man aber nicht davon zu laufen und alles im Stich zu laſſen, dem Enkel der Urenkel tut längſt kein Zahn mehr weh, wenn einſt jener Vorgang wirklich bedeutende Fortſchritte gemacht haben wird. Bei der Frage nach dem Alter eines Gebirges muß man daher zweierlei unterſcheiden: die Zeit, wo die Schichten abgelagert wurden, welche es zuſammenſetzen, und jene, wo es ſeine Hebung erfuhr. Der niedrige Böhmerwald iſt weit älter als die Alpen, welche mit ihren Schneehörnern den Himmel zu ſtürmen ſcheinen. Die Alpen ſind vielleicht das jüngſte Gebirge Europas, wenn auch die vielfach umgewandelten Geſteine, welche ihre Zentralſtöcke zuſammenſetzen, größtenteils zu den älteſten der Erdrinde gehören.

Dieſe und ähnliche Dinge erklärte ich meinem Sohne, während wir durch den Wald ſtiegen und manchmal mit dem Hammer einen Stein anſchlugen, um das Geſagte zu erläutern.

Wir traten aus den Tannen auf eine Bergwieſe. Ein ungeheurer Steinblock, vielleicht zwei Klafter lang und leicht eine breit, zog unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Er war ſtellenweiſe mit der Kruſte einer ſchwefelgelben Flechte überzogen, die, ein Fremdling in den Kalkalpen, nur auf den kieſeligen Felſen der Zentralalpen gedeiht. Wir unterſuchten nun den Block. Er hatte nicht hier ſeine Heimat; fern im Oetztal oder Stubai mußte man den Berg ſuchen, von dem er ſich losgeriſſen. Es war ein Wanderblock, wie man ihnen in den Nord- und Südalpen häufig begegnet. Wie mochte er ſich her ver-

irrt haben? — Der gegenwärtigen Epoche des Erdenlebens ging die ſchreckliche Eiszeit voran, wo die Gletſcher ſich weit über Europa dehnten und alle Täler der Alpen erfüllten. Sie ſchliffen die Steine, über welche ſie wegrutſchten, ab, glätteten die Felſenwände und bezeichneten ſie zum ſteten Andenken mit Schrammen, ſie ließen, als ſie ſchmolzen, die aus den höheren Alpen mitgeſchleppten Felsblöcke wie Viſitenkarten liegen. — Wenn ſie noch einmal kämen? Da würden die Städte öde, das Ackerfeld zur Wüſte; unſere Pflanzen und Tiere ſchwänden dahin vor dem ſtarren Froſte, um dem Eisbären, dem Schneefuchs, der Eidergans zu weichen, während ſich allmählich wieder eine nordiſche Polarvegetation anſiedeln würde. Mitten durch die üppigen Weinberge des Etſchlandes ziehen die breiten Spuren ehemaliger Gletſcher und mahnen uns, daß auf dieſer Erde nichts feſt, nichts beſtändig, nichts gewiß iſt; wie uns denn auch die Endurſachen jener Gletſcherzeit unbekannt ſind. Nur das Göttliche iſt ewig!

Auf den Erdboden, auf die Gebirge, welche die unterirdiſchen Gewalten in die Luft hoben, wirkt das Waſſer, flüſſig und als Eis, fortwährend umgeſtaltend. Es beſorgt gleichſam die Rolle des Ziſeleurs; es feilt und feilt und feilt, und die Ergebniſſe ſeiner Tätigkeit ſind in unberechenbaren Jahren viel größer als die, welche die Feuer des Abgrundes und die furchtbarſten Erdbeben hervorbringen. Noch immer glätten die Gletſcher die ſcharfen Kanten der Felswände und ſchieben ungeheure Maſſen von Steintrümmern vorwärts; in den feinen Spalten der Geſteine gefriert das Waſſer und zerſprengt ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt;

den Schutt führen die Lawinen und Bäche abwärts. Sieh, dort liegt der Achensee. Vom Fuße des hohen Seekar streckt sich ein großer Schuttkegel gegen Osten, jeder Frühling bringt neuen Zuwachs, zwar verhältnismäßig so wenig, daß man kaum eine Veränderung bemerkt, und doch genug, um endlich den See in zwei Becken zu trennen, ihn zuletzt mit Hilfe der schuttführenden Bächlein, die von allen Hängen niederrinnen, ganz auszufüllen.

Wir hatten nahezu die Holzgrenze erreicht. Zwischen den Bergen standen einzelne Zirbelkiefern, das Geschrei des braunen, weißgetupften Tannenhähers ließ uns schließen, daß die Nüßchen reif seien und richtig! die Eichkätzchen hatten auch Zapfen genug für mich und meinen Adolf herabgeworfen. Sie gleichen denen der Pinie, welche die Bacchanten auf ihre Thyrsusstäbe steckten; ihr kennt sie daher aus Abbildungen, wenn ihr sie nicht bereits an den Fenstern der Delikatessenhandlungen gesehen habt. Im Herbst sammeln sie die Senner und bringen sie auf den Markt. Man legt sie auf den heißen Herd, dann fallen die Nüßchen heraus, welche man am warmen Ofen aufknackt, um die süßen, öligen Kerne zu verspeisen. —

Wir setzten uns an eine Quelle, die aus der dunklen Falte des Felsens hervorsprudelte. Sie ergoß sich in ein flaches, seichtes Becken, das teilweise von Moosrasen überzogen war. Darüber flatterten im Wind die großen, schneeweißen Flocken eines Wollgrases, das von der Art in den Niederungen durch die Größe wesentlich verschieden ist. An den Rand der Quelle, die durch Klarheit und Frische des Wassers bekannt ist, hatten die

Senner für den einsamen Wanderer eine hölzerne Trinkschale gelegt. Wir lagerten uns auf den glatten Steintafeln und nahmen einen tüchtigen Imbiß. Noch war es ziemlich früh, kalt wehte die Alpenluft, daher brachen wir bald wieder auf. Der Weg war leidlich bequem, bis sich plötzlich ein Felsenriegel quer vorschob. Er war von den Gletschern der Urzeit abgerundet, die Wasser hatten tiefe Furchen gerissen und Höhlen wie Zisternen gebohrt. Man nennt das ein Karrenfeld; da mag der Hirt das Vieh gut im Auge behalten, und wer hier unvorsichtig ist, kann Arm und Bein brechen. Nur wenig Pflanzen siedeln sich hier an; wir kletterten an einer Zirbelkiefer vorbei, welche der Blitz niedergeschlagen hatte. Der Stumpf war hohl, ausgebrannt vom Feuer. Ueber diesem Querriegel traten wir in die Oede des eigentlichen Hochgebirges. Die Holzgrenze hatten wir bereits unter uns, rechts und links stiegen wie Kulissen graue Felsenwände auf mit einem Kranz von Zinnen und Spitzen; manche davon hat nie der Fuß eines Menschen berührt. Dazwischen dehnte sich bis zum Grat des Rovanjoches, dem Ziel unserer heutigen Tagfahrt, ein grünes Tälchen, stellenweise mit riesigen Steinblöcken übersät. Zwischen dem steifen Bürstengras und den blauen Glocken, über die ein roter Schmetterling flog, rankten sich einzelne Weidenkätzchen empor, an Gestalt der Blätter verschieden von denen des Tales, zusammengeschrumpft zu holzigen Kräutern, welche zum Schutz gegen Frost und Sturm auf der Erde hinkrochen und sich mit langen, zähen Wurzeln in den Rissen des Gesteins festkrallten. Wir gingen vorwärts bis zu einem Schneefleck. Dort taten wir Schnee in den Lederbecher

und goſſen Wein darauf, das gab ein Getränk, ſo angenehm, daß uns Mahomet im Paradieſe darum beneiden konnte. — Ueberall tiefes Schweigen, nur hie und da von dem Gezirp einer Heuſchrecke unterbrochen; ich meinte ſchon, die Senner ſeien mit dem Vieh bereits zu Tal gefahren. Da vernahmen wir fern ein Summen und Brummen und als wir um die Ecke bogen, weidete vor uns eine Herde von Rindern. Wohl dachte ich an eine Strophe des Heimatliedes, welches der früh verſtorbene Adolf Purtſcher gedichtet:

Süßer Schellenklang der Alben
Bimmelt leiſe an mein Ohr,
Reißt mich von dem Tal, dem falben,
Wild zum grünen Berg empor.

Ihr hört's lauter
Klingen, Brüder,
Schaut von trauter
Hütte nieder.

Doch wann tönt von Bergeshöh'
Wieder mir in duftiger Näh'
Schellenklang der Alben?

Ich wählte den Weg, der ſchräg am Gehänge emporzog, obwohl er ſehr ſchwierig und gefährlich war, denn er führte uns an dem Vieh vorbei und Schafe, Ziegen, Rinder können, wenn ſie an ſteilen Abſtürzen weiden, große Gefahr bringen. Sie treten Steine los, die dann abwärts rollen und ſo ging ſchon mancher unvorſichtige Hirt zu Grunde.

Der Gipfel war erklommen. Nachdem wir etwas geruht, bezeichnete ich meinem Sohne all' die königlichen Häupter mit funkelnden Eiskronen, die ſich aus den

Zentralalpen emporhoben, vor allen den Großglockner und Großvenediger, dann die zerriſſenen Gräte der Kalkkette und fernhin die bayriſche Ebene bis zur Donau. Doch wer kann eine Ausſicht ſchildern! Dieſen Horizont vermöchte kein Maler zu umſpannen! Das Hochgebirg, das Meer und die Sterne weiten den Blick aus und wecken in uns das Gefühl des Unendlichen. Lange ſchauten wir ſtaunend umher, faſt geblendet von dem erhabenen Schauſpiel, nur die Wolken, die in ungeheuren Bogen von den Alpen bis in die Ebene und von dieſer wieder zu den Alpen reichten, machten mich etwas bedenklich — indes — ein Windſtoß konnte ſie zerſtreuen. Mein Sohn kletterte einige Felſen auf und ab und pflückte einen ſchönen Strauß von Edelweiß; die ſchneeweißen Sterne auf ſchlanken Stielen locken ſchon von weitem, ſie locken aber auch manchen ins Verderben. Das Edelweiß iſt bereits ein Handelsartikel geworden, von rechts wegen ſollte es niemand auf den Hut ſtecken, der es nicht ſelbſt gepflückt. Noch gefährlicher iſt die Jochraute, ein unanſehnliches Kraut, welches mit dem gemeinen Wermut verwandt und ihm ſehr ähnlich iſt. Es ſitzt auf den unzugänglichſten Höhen, nur die kühnſten Jäger wagen ſich daran, oft muß man ſich mit Stricken anbinden und in den Abgrund gleiten laſſen, um ſchwebend eine Staude zu pflücken. Die Bauernburſche ſtecken am Tage Mariä Himmelfahrt einen Stock auf den Hut und wer den ſchönſten hat, der iſt ſtolz, als trüg' er goldenes Geſchmeide.

Nachdem wir vorläufig das Auge geſättigt, wollten wir uns auch an Speiſe und Trank erquicken. Wein hatten wir genug, die Waſſerflaſchen waren aber leer

bis zum Boden. Es sollte jedoch Hilfe kommen. Der Hirt unten hatte uns erblickt; weil diesen Leuten so selten Gelegenheit zum Verkehr mit Menschen geboten ist, sind sie sehr neugierig und mitteilsam. So ließ auch er sich nicht abhalten, zu uns herauf zu steigen. Langsam, langsam freilich, denn als er sich näherte, sahen wir, daß es ein Greis mit grauem Haar und Bart war. Ich zeigte ihm die Flaschen: Wenn er uns Wasser verschaffe, solle er mit uns Wein trinken. Schweigend legte er den Pfeifenstummel aus dem Munde, ergriff die Flaschen und stieg langsam hinten über das Geschröf. Bis er zurückkehrte, packte ich unsere Eßwaren aus und entkorkte die Weinflasche. Unser Tafeltuch war ein altes Zeitungsblatt. Auch für den greisen Hirten war gedeckt; mit Seelenvergnügen schlürfte er vom Weine — tropfenweise, hatte er doch den ganzen Sommer keinen gekostet! Schmalzwecken und saure Milch waren seine tägliche Kost, so genoß er Weißbrot und Fleisch als Delikatessen. Dann erzählte er uns von seinem Leben und Treiben. Mehr als drei Monate muß er die Rinder hüten und was meint ihr, was erhält er Lohn dafür? — Zwölf Gulden und einen Laib Käse, dazu darf er etliche Schafe für eigene Rechnung auftreiben. So genügsam sind diese Leute! Oft muß der Aelpler für sein Vieh das karge Futter vom Felsen rupfen und sein Leben dabei aufs Spiel setzen.

Unter dem Felsen, auf dem wir rasteten, lag der sagenberühmte Zireiner See, ein dunkelgrünes rundliches Becken, fast von einer halben Stunde Umfang. Ich fragte den Alten, ob er nichts von dem Drachen, der hier wohne, gehört habe. Er erzählte mir, man habe dereinst

auf den Rat weiſer Männer einen ſiebenjährigen Stier gegen das Ungeheuer losgelaſſen, beide ſeien nach einem grimmigen Kampfe verſchwungen.

Dieſe Mitteilung, ſowie mancher Zug aus der Legende von Notburga beſtätigten meine Anſicht, daß hier eine Opferſtätte der deutſchen Göttin Hertha geweſen ſei. Auf unſerem Felſentron loderten zur Zeit der Sonnenwende die Feſtfeuer. Woher mag wohl der ſonderbare Name „Rovan" rühren? Ueberall in Tirol begegnen wir Bezeichnungen, die ſich zwar aus der römiſchen und etruskiſchen Sprache, nicht aber aus der deutſchen erklären laſſen. So gibt es ein Vallung = vallis longa, ein Valzturn = vallis torrentum, und Rovan bedeutet nichts anderes als rovina = ruina, weil hier ein ungeheures Trümmerfeld ſich ausbreitet. Irgend ein kleiner Lateiner unter euch tut mir wohl den Gefallen, ſeinen Schweſtern jene Worte zu überſetzen. Die Urbewohner Tirols, deren Eigentum vielleicht die zahlreichen Bronzegeräte waren, die jetzt im Muſeum zu Innsbruck ausgeſtellt ſind, darf man auf den gleichen Stamm mit den alten Latinern zurückführen, ſie wurden teilweiſe in den wüſten Tagen der Völkerwanderung von deutſchen Bajuwaren verdrängt, welche ihre Götterſagen an dieſe Felſen knüpften, bis ſie die Legende des Mittelalters übernahm. Wie die geologiſchen Epochen haben auch die geſchichtlichen auf dieſen Alpen ihren Niederſchlag zurückgelaſſen.

Ich erklärte das meinem Knaben; da fuhr plötzlich ein ſcharfer Wind über den See und das dürre Gras; ich blickte gegen Norden, eine ſchwarze Wolkenwand rückte am Horizont herauf, die Gentiane ſchloß den

Kelch, Kühe und Schafe wendeten ſich talab; ich wußte, was das bedeute, faßte den Bergſtock und machte mich nach kurzem Abſchied auf die Beine. Bald erreichten wir den Felſenriegel. Da überraſchte uns eine wunderbare Erſcheinung. Der Südwind zieht gewöhnlich ſeine Wolkenſtreifen und Fäden durch den Himmel ſo gerade wie mit einem Lineal. Zwei ſolche Streifen bildeten einen Stamm, einer dem andern an Breite und Länge vollkommen ähnlich, und dieſe Stämme ſetzten ein Andreaskreuz mit einer Raute in der Mitte zuſammen. Kein Geometer hätte es beſſer zu zeichnen gewußt. Die Bauern im Tale haben ſie wohl nicht beobachtet, ſonſt hätten ſie gewiß allerlei Dinge daraus prophezeit. Ich erinnerte mich an das Kreuz Konſtantins, von dem die altchriſtliche Legende erzählt. Wieder abwärts eilend, ſchauten wir manchmal zu der ſonderbaren Wolkenbildung empor, die nicht weichen wollte. An der Holzgrenze verſchnauften wir einen Augenblick; da ſtutzte mein Knabe: „Holla, Vater, hörſt du nichts?“ — Wohl hörte ich fernes Murren. Wir ſprangen, ohne mehr zu reden, durch den Wald und durch die Tannen, ſo ſchnell wir konnten, abwärts. Das dumpfe Murren wurde allmählich zum mächtigen Rollen und beflügelte unſeren Schritt; wo es möglich, machten wir am Bergſtock weite Sprünge. Im Tal angelangt, überraſchte uns die Dämmerung, der fahle Widerſchein der Blitze erhellte den ſteinigen Pfad durch die Tannen. Auf der Landſtraße ſchauten wir gen Himmel. Schmale, braunrote Wolken, unten hell geſäumt, hoben ſich über das Joch. Droben im Gebirg ſauſte ſchon der Sturm. Ich hoffte, vor dem Ausbruch des Gewitters das jenſeitige

Ufer des Sees zu erreichen. Schon war die Nacht herabgesunken, als wir in den Kahn stiegen. Die zwei Ruderer arbeiteten, daß die Stangen knarrten und der Gischt emporspritzte. Wir waren noch nicht weit vom Ufer, da begann es von Norden her eine Melodie zu pfeifen, die wir vom Gestade der Pertisau lieber gehört hätten als hier. Die Wellen schwollen; wie die Mähnen wilder Schimmel erglänzten ihre langen weißen Kämme im grellen Licht des Blitzes und dazwischen sanken die breiten schwarzen Täler ein. Da prasselte es unheimlich durch die Luft. Ich hieß Adolf den Plaid fest über den Kopf ziehen; kaum gesagt, schlug der schwere Hagel auf unseren Rücken. Auf einmal ein blendender Strahl und mit dem Strahl zugleich ein fürchterliches Knattern: Der Blitz war unweit von unserem Schifflein in den See gefahren. Das Mädchen, das mit seinem Bruder ruderte, schrie laut auf, die Ruder hingen einen Augenblick unbeweglich in der Luft, dann peitschten sie wieder mit verstärkter Kraft die Wellen. Der nächste Schlag konnte uns in den Abgrund versenken, die Bauernregel sagt ja:

„Zu Bartelmä
Fährt der Blitz in den See!"

Mit den Wolken entfernte sich aber die Gefahr und bald sahen wir durch das dichte Unwetter die Lichter in der Pertisau. Wir begrüßten sie freudig. Der Kahn stieß auf den Kies des Gestades; als wir ausgestiegen waren, konnte ich meinem Buben sagen: „Heute hast du etwas erlebt, was der Mühe wert ist, daß du es dir merkest und deinen Kameraden erzählest." Und so sei es

denn auch euch erzählt mit dem Wunſche, daß ihr bei eurer nächſten Ausfahrt in die Alpen zwar recht viel Schönes, aber kein ſolches Gewitter erleben möget.

Im Zillertal

„Ist's noch weit ins Zillertal?" fragt fast jeder Fremde, dem man auf einem Weg des Unterlandes begegnet, und er würde glauben, Tirol gar nicht gesehen zu haben, hätte er Zell nicht besucht oder zu Mayrhofen blaugesottene Forellen gespeist. Der vordere Teil des Tales ist wenig malerisch, der Talboden sumpfig, die Bäume sind durch das Abhauen der Aeste, die man als Streu benutzt, verstümmelt und über den Wäldern erheben sich langgedehnte Grate, einförmig, ohne Schwung, nirgends von jenen scharfen Felszacken, die einer Gegend den Reiz romantischer Wildheit verleihen, durchbrochen. An landschaftlicher Schönheit, so sehr der Flachländer entzückt sein mag, wird das vordere Zillertal vom Stubai, Gschitz oder der nächstbesten Tirolergegend weit übertroffen, erst die hinteren Seitentäler entwickeln große alpine Reize. Was ist nun der Magnet, welcher die Touristen verlockt und ihr klingendes Silber in die Taschen der Wirte auch dieses Teils von Tirol leitet?

Wir könnten da verschiedenes anführen; zuerst Unkenntnis des Landes und jene Gutmütigkeit, welche überall Ursprünglichkeit sucht und die Pfiffigkeit nicht merkt, mit der sie von koketter Naivetät ausgebeutet

wird. Ist es doch dahin gekommen, daß man die wandernden Zillertaler, welche Handschuhe, zu denen übrigens nicht die großenteils ausgerotteten Gemsen, sondern sehr gewöhnliche Ziegen das Leder lieferten, oder Mineralien verkaufen, für den Typus des Tirolers hält und in den gekünstelten Liedern der sogenannten Naturſänger das freudige Jauchzen des Senners auf dem Joche zu hören wähnt. Der Tiroler Bauer ist das gerade Gegenteil jener „Künstler" mit der gefranſten Lodenjoppe und dem Spielhahnstoß auf dem Hütlein; ernst, verschlossen, wortkarg und scharf beobachtend, nicht um zu prellen, sondern aus Mißtrauen gegen jeden „Frack", von dem er für sich nichts Gutes erwartet, hat er das Jodeln längst schon verlernt und denkt mit Unmut an die Quartalzeit, wo er für sein verschuldetes Gut zinsen muß oder Gemeindewustung und Steuern zahlen soll; er zählt mit Kummer die Banknoten, für welche er mit schwerem Verlust bayrisches Korn ins Haus schaffen soll. Im Zillertal läßt man den Fremden freilich für sein Geld sehen, was er gern sieht und hören, was er gern hört; indes wollen wir den Leuten nicht zu nahe treten, es herrscht in ihnen eine unverwüstliche Gutherzigkeit und weiter ab von der Straße auf den kleinen Gütern an den Berglehnen, wo sich der Touristenschwarm nicht hin verläuft, trifft man recht brave Männer, denen die Seele rein und unverdorben aus dem Auge schaut.

„Im Zillertal aus und ein sein sakrische Leut',
Haben auf'm Hut Federn und unterm Hut Schneid!"

Es war zwar schon Spätherbst, das ferne Hochgebirge stieg aber so hell und deutlich im Morgenglanze empor, daß ich dem Reize, es noch einmal zu besuchen,

ehe ich in der Stadt eingeschneit würde, nicht widerstehen konnte. Ich übergab mich zu Innsbruck der Eisenbahn. Ueber die Hallerau schlichen feine Nebel, aus den waldigen Seitentälern flossen Streifen bläulichen Rauches von Kohlenmeilern, bald jedoch erhob sich ein frischer Wind und klärte die Gegend. In einer halben Stunde war Fritzens erreicht, ein kleiner Weiler, wo der Bahnzug einige Minuten anhält. Ich verließ den Waggon, der Fußpfad nach Jenbach ist so reizend, daß ich ihn bei Ueberfluß von Zeit und Gesundheit jedem Wanderer empfehlen möchte. Zur rechten Seite begleitet ihn das schöne Inntal mit seinen fruchtbaren Feldern, Auen und den Dörfern, deren seltsame Namen von den Etymologen auf die Etrusker zurückgeführt werden. Doch gleichviel, ob diese uralt oder neu sind, sie prangen im Schmuck frischesten Lebens. Der Goldknauf des schlanken Turmes funkelt im Lichte, die bunten Herbstfarben der Obstbäume heben sich feurig von den dunkeln Höhen des Mittelgebirges ab, das dahinter ansteigt. Auch dieses trägt Kirchen und Dörfer, jene oft kühn hinausgebaut auf einen Vorsprung, so daß ihr Geläut in das Tal niederklingt wie eine Botschaft des Himmels. Darüber das Hochgebirge; langgedehnte Grate senkrecht auf das Tal wie Kulissen sich vor- und zurückschiebend. Aus den Schluchten brausen die Bäche und wälzen den Schutt ins Tal, die Flanken über der Baumgrenze kleidet ein düsteres Rotbraun von Farrn- und Heidekraut, das der Frost versengte, zuhöchst liegen die verwitternden Blöcke eines grauen Schiefers. Unter stetem Wechsel der Szenerie von lieblichen Idyllen in nächster Nähe und großartig stilisierten

Hintergründen gelangt man nach Terfens. Wer durstig ist, mag im Wirtshause nach einem Tropfen guten Weins fragen, Wasser sprudelt in vollem Schwall aus jedem Brunnen. Der alte Wirt war seinerzeit ein vielerfahrener Mann, stets aufgelegt, die Leute auf schalkhafte Weise zu hänseln, wie dieses ein geldgieriger Advokat, nebstbei ein Nimrod ersten Ranges, erproben mußte. Von der Jagd zurückkehrend, fuhr er mit ihm in einem Stellwagen nach Innsbruck. Nach einigen Hin- und Herfragen, wie sie beim Zusammentreffen von Bekannten gewöhnlich sind, erzählte der Wirt, er fahre wegen eines Prozesses eigentümlicher Art zu Gericht, besorge jedoch zu verlieren, denn dieser Sache sei kein gewöhnlicher Rechtsmann gewachsen. Er habe eine schöne Kuh auf der Alm gehabt, diese sei von einem Edelhirsch belegt worden und nun beanspruche der Jagdeigentümer das Kalb, ein sonderbares Ungetüm zwischen Hirsch und Stier. Wie jubelte das Herz des Jägers! Sogleich erbot er sich zur Führung des Prozesses. Als er zu Hall ausstieg, war der erste Gang in das Wirtshaus, wo er allen Freunden den staunenswerten Fall, der zugleich für ihn sehr einträglich zu werden verspreche, schmunzelnd vortrug, bis ihn ihr Gelächter unliebsam aufklärte. Er war nicht allein auf den Leim gegangen. Kaum hatte er den Wagen verlassen, so rückte aus einer Ecke desselben ein Herr auf den Wirt los und erbot sich ebenfalls gegen ein noch geringeres Honorar zur Führung des Prozesses, so daß jener kaum wußte, wie er sich von seinem neuen Rechtsbeistande loswickeln sollte.

Ich sprach im Pfarrwidum ein, den ein Mönch des Stifts Fiecht bewohnt. Er zählt zu jenen Männern,

die im Tiroler Klerus immer ſeltener werden und vielleicht bald ganz ausſterben. Gereift durch vielſeitige Lebenserfahrung, mit einem klaren Verſtand und milden Sinn weiß er ſich die Verhältniſſe der Welt zurecht zu legen und beurteilt ſie von dem Standpunkt echter Humanität, während namentlich die jüngern Prieſter nicht ſelten mit dem Kopf durch die Wand rennen und im blinden Fanatismus den nahen vernünftigen Ausweg nicht ſehen. Solche Eiferer verwirren die Menſchen mehr, als ſie dieſelben aufklären und ſind deswegen keines Erfolgs in der Zukunft ſicher. Die Exiſtenz dieſer friedlichen Landpfarrer iſt ſehr beſcheiden, anders als ihrer Genoſſen im nahen Bayern, welche oft ſechs Roſſe im Stall beſitzen und auf den Kornſäcken zur Schranne fahren. Sie verwachſen allmählich mit ihrer Gemeinde, deren Bedürfniſſe ſie auf das Genaueſte kennen, ohne ihre Intereſſen zu kreuzen, da ſie außer einem Gärtchen in der Regel nicht viel Grund und Boden bewirtſchaften. Sie beſitzen und verdienen durchſchnittlich die Achtung der ihnen anvertrauten Herde; geſchlechtlicher Vergehen machen ſie ſich ſelten ſchuldig, eher wirft man manchem Geiz vor, ein Fehler, welcher der tiroliſchen Haupttugend der Sparſamkeit näher liegt als Verſchwendung. Die geiſtliche Bildung des Landklerus ſteht meiſtens nicht ſehr hoch, das bißchen Wiſſenſchaft, das er von der Univerſität mitbrachte, wird nicht weiter gepflegt und ein Tarockſpiel bei einem Gläschen Rotwein häufig gelehrten Büchern vorgezogen. Davon trägt übrigens die Armut dieſer Männer einen Teil der Schuld, ſie ſind nicht in der Lage, ſich Bücher anzuſchaffen. Den Glaubenseifer mancher tiroliſchen Prieſter, der ſich bis

zur Härte der Intoleranz steigern kann, sowie ihre Herrschsucht in allen Dingen, die sich hierher beziehen, hat noch kaum jemand in Frage gestellt.

Terfens liegt am Ausgange einer Mulde mit sanften Lehnen, welche ein schöner Wald bekleidet. Aus der Mitte desselben blickt das rote Schindeldach einer Kapelle; hier stand einst ein Lärchbaum, an dem frommer Glaube der Hirten ein Muttergottesbild befestigt hatte. Dieses fing in der stillen Einsamkeit bald an Wunder zu wirken, so daß aus den Opferpfennigen das Kirchlein gebaut werden konnte. Solche Stätten der Andacht, oft geweiht durch schöne Sagen, trifft man in Wäldern nicht selten; der häufige Besuch zeigt, wie sehr noch das altgermanische Gefühl, welches in den rauschenden Baumwipfeln das Walten göttlicher Kräfte ahnte, wirksam sei. Ober Terfens dehnt sich die Terrasse des Gnadenwaldes mit zwei Dörfchen und vielen zerstreuten Höfen. Der Name rührt daher, weil die alten tirolischen Landesfürsten treubewährten Dienern am Abend des Lebens ein Stück Grund als Pension zur Ausrodung anwiesen. Einer dieser Höfe, wenn ihn auch keine Denktafel ziert, ist merkwürdig als Heimat Speckbachers, des tüchtigsten Tirolerhelden. Hier, und nicht zu Rinn, wie manche fälschlich glauben, wurde er am 13. Juli 1767 geboren. Sein Vater, ein Landmann, konnte mit dem dürftigen Ertrage des Gütchens kaum die Familie ernähren und lieferte deswegen für die Saline zu Hall das Holz. Speckbacher, ein schöner Bursche, aber zugleich ein verwegener Raubschütze, heiratete ein begütertes Bauernmädchen zu Rinn; von seinem neuen Besitz schreibt sich der Beiname her, den

auch das Buch trägt, in welchem G. Meyr die Schickſale des Helden verherrlichte.

Hinter Terfens liegt ein kleiner Föhrenwald auf der Ebene, welche plötzlich durch die Schlucht des V o m p e r b a ch e s unterbrochen wird. Der Fußweg leitet hinab. Unten öffnet ſich eine Gebirgslandſchaft, die an wilder Schönheit ihresgleichen ſucht und des Pinſels von Heinlein oder der Verſe Nikolaus Lenaus würdig wäre. Rechts und links Wände von verkitteten Steintrümmern, welche der Verwitterung nicht überall gleichmäßig widerſtanden und von Buckeln, Zacken und Höhlen, deren weiteſte zu einer Kapelle umgewandelt iſt, unterbrochen aufragen; in den ſchattigen Spalten hat ſich die Flora des Hochgebirges angeſiedelt und gedeiht, ſtets befeuchtet vom Waſſerdampf des Baches. Die Kuppen tragen mächtige Tannen, die Waldblößen Heidekraut und Quendel mit roten Büſchen. Auf einem kleinen grünen Fleck liegt eine Schmiede und miſcht das Sauſen des Blasbalgs und den ſchweren Takt der Hämmer mit dem Rauſchen des Baches und dem Klopfen der Spechte. Dahinter iſt die Welt zwar nicht mit Brettern vernagelt, wohl aber von einer unüberſteiglichen Wand abgeſperrt, welche mit der gegenüber einen Schlund bildet, in deſſen Tiefe kein Sonnenſtrahl dringt und wo nur die Wogen des Baches den Widerhall wecken, wenn er nach Gewittern Felsblöcke durch die Enge wälzt. Darüber ſtarren die kahlen Grate und furchtbaren Abhänge des weißen Kors in die blaue Luft, kaum da und dort von einem Streifen Gras durchflochten, auf dem der Steinadler oder die Jochkrähe raſten mag. Auf der Brücke, welche über den Bach führt, fand 1809 eine Unterhand-

lung zwiſchen dem Schützenmajor Teimer und dem bayriſchen General Wrede ſtatt. Dieſer hatte durch den Mordbrand von Schwaz die Tiroler zu erſchrecken geglaubt, ſie jedoch nur noch mehr zum Mut entflammt. Man hat in neueſter Zeit die von den Bayern verübten Grauſamkeiten in Abrede geſtellt und Wrede rein zu waſchen verſucht; es iſt jedoch alles aktenmäßig und durch die gerichtlich hinterlegten Ausſagen ſehr ehrenhafter Männer bewieſen. Wir können hier den König Ludwig ſelbſt als Zeugen anführen; ein im Muſeum hinterlegter, noch ungedruckter Brief an Raglovich ſpricht ſich voll Entrüſtung über die Untaten der Armee aus. Was den Zwiſt ſo nahe verwandter Stämme wie Bayern und Tiroler betrifft, ſo iſt er in Aſche geſunken, beide haben ſich längſt verſöhnt die Hand gereicht, um ſie nie mehr gegeneinander, ſondern nur wider die Feinde Deutſchlands zu erheben. Die Berge ſind für uns keine Scheidewand mehr, auf den Aeckern Bayerns reift für das arme Tirol die Kornähre und an den Gefilden der Etſch die Traube, welche in Bayern nicht ſo üppig gedeiht. Nachdem die Unterhandlung abgebrochen war, eröffneten die hier aufgeſtellten Innsbrucker Studenten unter ihrem Profeſſor Merſi neuerdings das Feuer und leiſteten ſehr lebhaften Widerſtand, bis ſie von der andern Seite des Inn umgangen wurden und in die Felſen flüchteten. Jenſeits der Schlucht empfängt den Wanderer wieder ein kleiner Wald; tritt man aus den Föhren heraus, ſo überblickt man die lachenden Fluren des Unterlandes. Lachend, ja! das iſt hier der wahre Ausdruck, wo der Segen des Himmels ſich in reichſter Fülle ergießt. Zur linken auf einem Vorſprung ober Vomp,

der Heimat meines „Hexenmeisters", steht ein Schlößchen des lustigen Tirolerherzogs Sigmund, der überall die schönsten Gegenden zu Jagd und Fischfang ausspürte. Er hatte sehr zahlreiche Nachkommenschaft und die Stände Tirols statteten jeden Buben mit einem Roß und seidenen Strümpfen aus, dann mußte er außer Landes, um sein Glück anderswo zu versuchen.

Die Bauern von Vomp treiben vorzüglich Obstbau,— in manchem Gärtchen sieht man sogar Pfirsichbäume, — sie haben sich jedoch bei der größten Sparsamkeit von der Verwüstung des Krieges noch nicht ganz erholt; das Dorf sank unter scheußlichen Grausamkeiten, wobei ein Greis geschunden und lebendig verbrannt wurde, in Asche. Eine Strecke vor Vomp ruht auf dem sanft ansteigenden grünen Rasen das Kloster F i e ch t. Kornfelder und Wiesen, welche diesen kahlen Bau der Roccocozeit umgeben, wurden durch die fleißige Hand der Benediktiner urbar gemacht, denn früher dehnten sich hier breite Wälder am Fuß der Kalkberge. Dieses Kloster ist nicht sehr alt, die ursprüngliche Niederlassung der Mönche befand sich in einer fürchterlichen Schlucht des Stanserbaches und entwickelte sich aus den vereinsamten Häuschen büßender Einsiedler, die sich im 10. Jahrhundert um einen bayrischen Grafen versammelt hatten. Dieser hatte von einer Pilgerfahrt nach Spanien ein wundertätiges Muttergottesbild mitgebracht, das er neben seiner Zelle an einem Lindenbaum befestigte, um davor zu beten. Bald verbreitete sich die Kunde davon durch das Land, das fromme Volk kam scharenweise, um an dem Gnadenschatze teilzunehmen und bat den Einsiedler, die unwirtliche Oede zu verlassen und sich näher

der bedürftigen Menschheit anzubauen. Er willigte ein, um so mehr, da reichliche Beiträge von allen Orten ankamen, so daß es möglich wurde, den Grund eines Klösterchens zu legen. Man wählte einen anmutigen Hügel auf der Sonnenseite des Tales. Dieser Platz gefiel aber der Gottesmutter nicht sonderlich, was man daran erkannte, daß sich die Zimmerleute sehr häufig mit den Aexten verwundeten, worauf Raben herbeiflogen und die blutigen Späne im Schnabel wieder unter den Lindenbaum ins Gebirge trugen. Man kehrte also wieder in die Schlucht zurück und führte dort den Bau neben dem tiefen Abgrunde auf. Bald geschah ein neues Wunder. Ein Priester zweifelte, als er die Messe las, ob wohl der im Kelch enthaltene Wein das Blut Christi sei? Plötzlich begann es zu sieden und zu schäumen, Blutstropfen quollen über den Rand des Gefäßes und erst als der Priester reuig niedersank und an das Herz klopfte, wurde der Wein wieder ruhig. Diese wunderbare Flüssigkeit, ein Gegenstück zum Blute des heiligen Januarius in Neapel, wird noch aufbewahrt und gläubig verehrt. Die Lage des Klosters ist aber so schrecklich und im Winter durch Lawinen, im Sommer durch Steintrümmer so gefährdet, daß sich endlich die Mönche entschlossen, mit Belassung eines Schaffners im alten Bau, vom Wunderbilde fortzuziehen und eine neue Stätte zu suchen. Dieses bewährte auch noch in neuerer Zeit seine Kraft — so erzählt wenigstens eine anmutige Sage. Es nahte ein Marienfest. Ein frommes Bauernmädchen wollte der heiligen Jungfrau einen Kranz der schönsten Alpenblumen weihen und stieg zu diesem Zwecke in die Felsen unterhalb des Klosters, wo

die Jochprimel in prachtvoller Fülle gedeiht. Sie glitt aus und stürzte in den Abgrund. Als der jammernde Vater an zusammengeknüpften Seilen hinunterstieg, die Zerschmetterte zu holen, fand er sie ruhig auf dem Moose schlafen. Sie erzählte, die Muttergottes habe sie im Sturze mit dem blauen Mantel aufgefangen und hierher gelegt. Die ausgewanderten Mönche gründeten Fiecht. Sie hatten jedoch hier nicht viel Glück, es brannte ihr Kloster ab und an dem Abt Cölestin Böhm, einem ehemaligen Offizier im österreichischen Geniekorps, erlebten sie auch nicht viel Freude. Er entwarf für den Neubau einen herrlichen Plan, der jedoch das Vermögen des Klosters weit überstieg, so daß man Geld aufleihen mußte. Als 14 000 Gulden beisammen waren, verschwand er plötzlich auf Nimmerwiedersehen. Erst nach zwanzig Jahren berichtete ein Abt von Bamberg in einem geheimen Schreiben dem Bischof von Brixen: „Es sei ein Mann zu ihm gekommen, welcher allgemein für verehelicht angesehen, sich als den entwichenen Abt von Fiecht bezeichnet und das aufrichtige Verlangen nach der Versöhnung mit Gott und seinem Orden ausgesprochen habe. Er wolle sich ganz in die Arme des Bischofs werfen, nur sollte dieses ohne Schmach für seine Gattin und Tochter ausgeführt werden, welche beide den Nonnenschleier nehmen wollten." Der Fürstbischof antwortete freundlich und empfing den verlorenen Sohn der Berge liebevoll. Er wies ihn zu einem Pfarrer in Südtirol, wo er in strengster Buße ungekannt und von niemand beachtet seine Verirrungen sühnte und 1731 starb. Das Volk verehrte ihn nun als Heiligen.

Von Fiecht führt ein Feldweg nach S t a n s, dem

Wohnorte eines Tiroler Naturdichters, des Hans Obrist, der als Gärtner sein bescheidenes Dasein fristet. Er gehört eigentlich in die Reihe der politischen Dichter, Zeitereignisse begeisterten ihn zu sarkastischen Strophen, welche unter dem Volke, dessen Stimmung sie aussprachen, weit verbreitet sind. Er war der Verfasser des berühmten „Auswanderer-Liedes", das durch das ganze Land verbreitet und viel gesungen, die Neugier von Gendarmerie und Polizei in hohem Grad reizte. Der Dichter war allgemein bekannt, niemand verriet ihn jedoch, hätte man seinen Namen erfahren, er wäre ganz sicher wie der bekannte Bauer Konrad Deubler von Goisern auf einer Festung verschwunden.

Hinter Stans erhebt sich auf einem steilen Felsen Schloß Tratzberg, im Stile der Frührenaissance. Das Volk behauptet, es zähle 365 Fenster, für diese Verschwendung habe der Teufel den Ritter, welcher es baute, aus dem Bette geholt. Das Schloß ist vortrefflich erhalten, der jetzige Besitzer, welcher viel Liebe für alte Kunst hegt, ließ es mit großem Aufwand und richtigem Verständnis erneuern. Hier ist ein Engpaß, links von den Felsen, rechts von Sümpfen begrenzt, wo 1809 der tapfere Schützenhauptmann Aschbacher den bei Innsbruck geschlagenen französischen Marschall Lefebvre mit seiner ganzen Armee aufzuhalten suchte. Freilich vergeblich, denn er hatte nur die wenigen Schützen des Achentals bei sich, doch brachte er dem Feinde großen Schaden bei. Die Tiroler wußten den Angriff der Franzosen blutig abzuschlagen, jedoch nicht den Sieg zu benutzen. Hätten sie nach einem bestimmten Plane gehandelt und nach den Kämpfen am Berge Isel die kaum

zu überwindenden Engen des Unterinntales mit Verhauen verstärkt und mit zahlreichen Schützen besetzt, so wäre der Herzog von Danzig in eine Falle gesteckt wie Dupont bei Baylen und zur Ergebung gezwungen gewesen. Betrachtet man den Krieg von 1809 mit seinen wunderbaren Wechselfällen, so drängt sich die Ueberzeugung auf, daß den Tirolern nicht die Kraft, sondern die geniale Leitung fehlte, um noch Größeres zu vollbringen. Mit einem Worte, sie hatten viel natürliche Taktik, aber keine Strategie. Diese fehlte freilich auch den hochadeligen Herren der österreichischen Armee, welche sich erweislich in Sicherheit gebracht hatten: denn wer mochte solchen Kavalieren zumuten, neben Bauern zu streiten? Hatten diese doch sogar die Frechheit gehabt, dem General Baron Buol, als er sich auf den Brenner zurückziehen wollte, mit Faustschlägen den Hut anzutreiben!

Mein Mittagsessen verzehrte ich auf der Terrasse des Schweizerhäuschens neben der Brauerei zu Jenbach. Dieser Punkt bietet eine der schönsten Aussichten des Inntals. Zur Linken erheben sich die Berge von Schwaz, die dunkeln Föhrenwälder sind durch ungeheure weiße Schutthalden unterbrochen, der letzte Ueberrest des berühmten Erzbaues, welcher Sigmund den Namen des Münzreichen verschaffte, obwohl er selbst nie Geld hatte. Den Schluß bilden in blauer Ferne die Berge Innsbrucks, darüber einige schimmernde Gletscherhörner des Oetztales. Zur rechten Seite des Flusses überblickt man die Gegend, welche der Leser eben mit mir durchwanderte. Jenbach ist ein wohlhabendes Dorf, die schönsten Gründe gehören dem Doktor Pfretschner. Ihm ver-

dankt Tirol die ersten Versuche künstlicher Fischzucht, denn ökonomischer Unverstand hat nicht bloß das Wild ausgerottet, sondern auch die Fische.

Die Sonne neigte sich schon, als ich aufbrach und durch die Au von Rothholz der Straße zuwandelte. In einem Winkel des Gebirges steht die Ruine Rottenburg, berühmt durch die Legende von der heiligen Notburga. Schon wieder eine Legende! Die Schönheit der Natur, seltene Pflanzen und Steine, Erinnerungen an Schlachten und heilige Sagen, das ist es, was Tirol dem fremden Wanderer bieten kann, nach den Kunstschätzen Italiens und Münchens ein Reiz anderer, jedoch nicht geringerer Art. Notburga war ein schönes und frommes Dienstmädchen bei dem grimmigen Ritter von Rottenburg, den vorzüglich der Geiz quälte. Sie pflegte wie ihre Zeitgenossin Elisabeth von Thüringen die Armen vor dem Schlosse mit Speise und Trank zu laben. Der Herr verbot ihr dies; als sie es fortsetzte, lauerte er ihr auf, um sie auf der Tat zu ertappen. Der Himmel half ihr aus der Verlegenheit, indem er die Speisen in der Schürze in Hobelspäne, den Wein in der Flasche in Lauge verwandelte. Da sich jener gefoppt glaubte, so jagte er sie davon. Sie trat jenseit des Flusses bei einem Bauer in Dienst, machte jedoch die Bedingung, daß sie stets beim ersten Klange der Abendglocke mit der Arbeit aufhören dürfe, um zu beten. Als sie nun auf dem Felde Korn schnitt und von fern ein Gewitter drohte, verlangte der Bauer gegen die Bedingung, daß die Dienstboten fortarbeiten sollten, damit die Frucht unter Dach komme. Da warf Notburga die Sichel in die Luft und sie blieb dort schwebend hängen.

Unterdes war zu Rottenburg das Unglück eingezogen, der stolze Herr des Schlosses kam zu der verstoßenen Magd, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Sie folgte der demütigen Bitte und brachte den Segen in das Haus der Trauer. Nach einer Reihe von Jahren erkrankte sie und gab vor ihrem Tode Befehl, die Leiche auf einen mit zwei weißen Ochsen bespannten Wagen zu legen und diese dem eigenen Willen zu überlassen. Sie zogen die Heilige an den Inn, dieser teilte sich wie einst das Rote Meer und ließ ihnen die Straße frei. Nachdem sie den steilen Berg erstiegen hatten, blieben sie auf dem Platze stehen, wo jetzt die Wallfahrtskirche sich erhebt. Das Skelett der Heiligen wurde in Brokat und Goldflinsern gefaßt auf dem Hochaltare aufgestellt, wo es jedenfalls mehr die Andacht als den Kunstsinn befriedigt. In die Legende von Notburga sind sehr viele Züge des altdeutschen Herthamythus eingeflochten; wer erkennt nicht den Wagen der Göttin, welche auf dem nahen Sonnwendjoche, wie unverwerfliche Zeugnisse bekunden, eine Opferstätte besaß. Schloß Rottenburg wurde später vom Blitze getroffen, nur der Turm, den die Heilige bewohnt hatte, blieb von den Flammen verschont. Zu Rottenburg ertönten einst die schönsten Lieder, Graf Heinrich war ein berühmter Minnesänger, wie Tirol überhaupt einen ruhmvollen Anteil an der Poesie des Mittelalters hatte. Damals herrschte freilich noch keine geistliche und weltliche Zensur, sonst hätte ein Oswald von Wolkenstein seine kecken Trutzlieder schwerlich gedichtet. Die Rottenburger waren sehr mächtig und einflußreich, so daß sie sich kühn neben den Landesfürsten stellten und seinen Einfluß gefährdeten. Sie

überſahen es dabei, ſich auf das Volk zu ſtützen und trieben die freien Bauern zur Wut, weil ſie dieſelben als Leibeigene ihrer Botmäßigkeit unterwerfen wollten. Dieſes benutzte der Herzog Friedrich mit der leeren Taſche, dem ſeine Gegner wegen ſeiner Armut dieſen Spottnamen angehängt hatten, und brach mit Hilfe der Bauern die Burgen des Adels. Jetzt ſind die Zeiten freilich anders geworden.

Von Rottenburg führt der Weg eine ſteile Felſenwand entlang nach Straß, einem Dorfe am Eingang des Zillertals. Es iſt hier eine jener ſeltenen Gegenden, wo die Natur für den Künſtler alles getan hat, um ſie bei günſtiger Beleuchtung abzuſchreiben und dennoch ein in ſich vollendetes Bild zu liefern. Wie zwei Torpfeiler erheben ſich rechts und links prächtige Schrofen, zu den Füßen des einen liegt die Ruine Kropfsberg mit ihren drei Türmen, den Gipfel des andern krönt die Einſiedelei der Bretfall. Durch die Mitte der Landſchaft fließt der Ziller, das Ufer niedrig und ſumpfig, von Weiden bedeckt, über welche einige verſtümmelte Eſchen emporragen. Sie ſind ein trauriges Erinnerungszeichen an elf Bauern, die Wrede hier mit den Waffen in der Hand fangen und aufhängen ließ.

Als ich zu Schlitters ankam, war es ſchon Nacht geworden. Ich tappte im Wirtshaus auf dem dunkeln Hausflur zur Stubentür; plötzlich wurde dieſelbe aufgeriſſen, und ein Mädchen flog mir mit ſolcher Heftigkeit an die Bruſt, daß ich bald auf den Rücken hingeſtreckt worden wäre. Auf einen Schrei von mir war ſie ebenſo ſchnell wieder verſchwunden. Ganz verdutzt

ob dieſes Empfanges, ſtolperte ich in die dunkle Stube und blieb hier in Erwartung der Dinge, die noch kommen ſollten, ruhig ſtehen, um nicht über einen Seſſel zu fallen oder anzuſtoßen. Endlich öffnete ſich die Küchentür, ein hübſches Mädchen trat, das Lachen kaum verhaltend, herein und entſchuldigte ſich wegen des unartigen Zuſammenſtoßes; es ſei ihr das Licht ausgelöſcht, da ſie in den Keller gehen wollte. „Wo Barthel den Moſt holt?“ dachte ich mir und verlangte ſchmunzelnd ein Fläſchchen guten Tirolerwein und ein Stück Fleiſch. „Forellen ſind keine da!“ meinte das Mädchen, denn ſie war gewohnt, daß jeder Fremde ſogleich nach dieſen leckern Fiſchen frage. Später kamen einige Bauern; ſie führten ein Geſpräch über den letzten Sturm und ſtritten lebhaft darüber hin und her, wem die Schindeln gehörten, die er fortgeführt: dem, in deſſen Feld ſie geflogen, oder jenem, von deſſen Dache ſie ſtammten. Schließlich ſprachen ſie noch von dem Zimmermann, der den neuen Turmknauf aufgeſetzt hatte und zum großen Entſetzen der im Friedhof verſammelten Gemeinde köpflings darauf balanzierte. Nun wurde ich ins Verhör genommen und nachdem ſie mich als unverfänglich erkannt, begann das Geſpräch über die Not der Zeiten. Ich konnte auch hier bemerken, wie tief die Entrüſtung über die politiſchen Zuſtände in die unterſten Schichten des Volkes gedrungen war. Abſichtlich lenkte ich das Geſpräch auf die Anſiedelung der Proteſtanten, welche nach den kaiſerlichen Erlaſſen neueſten Datums auch von dem rechtgläubigen und orthodoxen Tirol kaum mehr abwendbar ſchien. Die Leute faßten die Frage viel verſtändiger als mancher Pfarrer, der ſchon beim bloßen

Namen Luthers zu kollern beginnt wie ein Truthahn. „Was ist dahinter," sagte ein älterer Bauer, „wenn die Akatholischen ins Land dürfen; da wird höchstens einer oder der andere sich ein Häuschen kaufen, um dort den Sommer zuzubringen; Senner auf der Alm wird keiner werden wollen, und unsern Ackerbau, bei dem man sich schinden mag wie ein Hund, wenn man drei Prozent Gewinn herabnehmen will, beeinträchtigen sie auch nicht. Ich bin in Städten und Dörfern gewesen, wo Lutherische wohnen, da ist alles reinlich und ordentlich, besser fast als bei uns, und die Leute sind auch keine Viecher, sondern brav und gescheit, daß wir viel von ihnen lernen könnten. Ich werde gewiß keinem etwas in den Weg legen, und wenn es dem Pfarrer nicht recht ist, soll er sich es anders anschaffen." Dem stimmten die meisten bei.

Bekanntlich wurden im Jahre 1838 viele Zillertaler durch den Beschluß des Tiroler Landtags, der ganz unter dem Einflusse des intoleranten Klerus stand, gezwungen, ihre Heimat aufzugeben und nach Preußen auszuwandern. Indes soll noch mancher heimliche Anhänger des Protestantismus in diesen Bergen wohnen, jedoch seine Farbe nicht bekennen, aus Furcht vor Verbannung. Wie man sagt, pflegen diese Leute zwar beim Vaterunser, jedoch nicht beim Ave-Maria mit zu beten. Die Geistlichkeit ließ es sich sehr angelegen sein, die letzten Spuren des ihnen verhaßten Glaubens aufzustören und zu vernichten. Besonders emsig wird auf Bücher gefahndet; zwei preußische Fräulein, welche sich am Eingange des Zillertals eine Schloßruine kaufen wollten, um sich daselbst anzusiedeln, erhielten keine Bewilligung dazu, weil man, wahrscheinlich ohne allen Grund, be-

ſorgte, ſie könnten proteſtantiſche Traktätlein verteilen. Als die Regierung das Goldbergwerk zu Zell wegen ſeines geringen Ertrags auflaſſen und verkaufen wollte, erwarb es ſogleich eine Geſellſchaft von Geiſtlichen, um ja zu verhindern, daß es in den Beſitz von Proteſtanten komme.

Manche Zillertaler ſind in Bezug auf Religion ſo ziemlich emanzipiert, freilich nicht im guten Sinne geiſtiger Befreiung, ſondern in der Richtung jenes ſeichten Liberalismus, der es für was Großes hält, am Freitag vor aller Augen ein Würſtchen zu ſpeiſen oder über dumme Pfaffenwitze zu lachen. Man gehe nur Sonntags in eine Predigt und ſehe den Burſchen in das Geſicht, wie ſie kaum das Kichern unterdrücken können, wenn der Geiſtliche die Hölle etwas ſtark einheizt. Daran ſind manche Händler ſchuld, welche mit ihren Waren die Fremde durchſtreifen und mit dem erworbenen Geld manche Unſitte zurückbringen. Kommen ſie in eine Gerichtsſtube, ſo radbrechen ſie den Beamten gegenüber ein kümmerlich erlerntes Hochdeutſch, während ſie im Auslande den naiven Zillertalerdialekt anwenden und die vornehmen Damen duzen. In der Wirtsſtube prahlen ſie mit ihrer Aufklärung, ſind aber ebenſo abergläubiſch als das nächſtbeſte alte Bauernweiblein.

Noch vor Sonnenaufgang machte ich mich wieder auf den Weg. Der Morgen war kühl, an den Büſchen hing Reif, ich eilte daher, ohne mich viel um die Gegend, welche wenig Abwechſelung zeigt, zu kümmern, raſch vorwärts. Was dem Wanderer zumeiſt auffällt, ſind die großen Kreuze am Wege, meiſt rot angeſtrichen und mit einem roten Holzdach gegen den Regen geſchützt.

Man sieht derlei Schnitzwerke, gewöhnlich von einem frommen Spruch begleitet, zwar überall in Tirol, sie sind jedoch meistens so garstig und blutrünstig, daß man gern das Auge abwendet. Hier erstaunt man jedoch über die Schönheit und künstlerische Vollendung derselben; der Ausdruck des Gesichts ist edel und naturwahr, die Muskulatur gut angelegt und nicht verzerrt; das Uebermaß von Blut und Wunden mit richtigem Geschmack vermieden. Das sind die Werke des wackern Nissl in Fügen, den zwar keine Kunstgeschichte nennt, welcher sich jedoch eines berühmten Namens unter dem Landvolke erfreute. Er gehörte zu jenen Naturalisten, an denen Tirol reicher ist als ein anderes Land: Naturalisten, die, wenn sie die nötige Ausbildung an einer Akademie erhalten hätten, gewiß Großes leisteten.

Fügen, ein Hauptsammelplatz für Touristen, welche die schönen Mädchen des Dorfes zu schätzen wissen, nahm meine Aufmerksamkeit wenig in Anspruch, ebenso Uderns, wo der Weg einförmig zwischen Sumpf und Wald verläuft. Die Dörfer sind meistens auf den Schwemmkegeln, welche die aus den Seitentälern fließenden Bäche anhäuften, erbaut und dadurch sowohl vor der Wassergefahr als auch der ungesunden Luft geschützt. Die Häuser sind großenteils aus Holz, in jenem schönen Stile erbaut, welcher der Gebirgswelt so angemessen und gleichsam aus ihr erwachsen ist. Es sind Winterwohnungen; wenn man in eine Stube mit dem ungeheuren Kachelofen, den breite Bänke einfassen, tritt, ahnt man, wie traut und heimlich es hier sein müsse bei Schneesturm und Unwetter draußen. Da schnurren die Spinnräder, die Männer berechnen

den Wert des Holzes, das sie auf Schlitten vom Gebirge heruntergeholt, oder reden von Politik, wenn vielleicht der Schullehrer ein altes Zeitungsblatt vorgelesen hat; bisweilen werden auch Geistergeschichten erzählt, so schauerlich, daß die Mädchen, welche nachts heimgehen müssen, sich kaum vor die Tür wagen. Dann leisten die Burschе Ritterdienste und erbieten sich, mit dem Teufel selbst, falls er wagen sollte, sich zudringlich zu nähern, um die Hahnenfeder zu raufen. Diese Sagen sind uralt; die letzte Kunde vom heidnischen Glauben der Väter, waren sie bisher in Tirol ausschließliches Eigentum des Volks, jetzt sind sie der Wissenschaft und jedem Gebildeten zugänglich, denn fleißige Forscher haben sie überall gesammelt und gleichsam in das Herbarium eingelegt. Im Sommer meiden die Leute das enge Haus; was nicht mit dem Vieh auf die herrlichen Almen zieht, arbeitet unter Tags auf den Feldern, raucht und plaudert abends auf der Bank vor der Tür oder dem zierlichen Söller, der ganz für Liebende gemacht scheint. Hier lauscht das Mädchen zwischen Nelken und Gelbveigelein in die Nacht hinaus, von ferne tönt ein Jauchzen, es klingt näher und näher, plötzlich schwingt sich der Liebste mit kräftigem Arm herauf und ein frischer Schmatz lohnt den Kühnen. Hier stand schon manche Dirne wie ein Ritterfräulein beim Turnier auf dem Balkon und spähte ängstlich vorgebeugt in die Tiefe, wo eifersüchtige Nebenbuhler harte Kopfnüsse knackten, bis schweres Stöhnen zeigte, daß einer unterlegen sei. Nicht immer ging jedoch die Sache mit einer Schramme oder einem Loch ab, häufig arteten diese Kämpfe in abscheuliche Roheit aus. Man biß sich Finger und Nase ab, stampfte mit den ge-

nagelten Bergſchuhen dem Gegner die Rippen ein oder bohrte ihm die Augen aus. Hintennach hinkte das Gericht und verordnete Prügel; das wirkſamſte Mittel war jedoch, daß man die Kerle unter die Soldaten ſteckte und ſie dort vom Korporal bändigen ließ. Jetzt ſind derlei Vergehen ſelten, weil ſie unnachſichtlich geſtraft werden, doch kommt hier und da noch ein Ausbruch des Uebermuts vor. Neulich überfiel ein Schwarm Bauernburſchen die Muſikanten eines Dorfes, welche von einer Hochzeit heimkehrten und prügelte ſie ohne allen Grund durch. Die Gendarmerie fing die Verbrecher und überlieferte ſie dem Gericht, wo ſie mit Ruten gepeitſcht wurden, daß man ſie in der ganzen Ortſchaft brüllen hörte. Das iſt freilich nicht ſehr philantropiſch, wenn man den Leuten auf den Rücken ſchreibt, was ſie in der Schule mit dem Kopf hätten lernen ſollen; allein ein Sprichwort ſagt: Wer nicht hören will, muß fühlen. Die Schule, die Schule, die Schule! Da fehlt es am meiſten, wenn man die Kinder mehr zur Gewöhnung an religiöſe Formen als zu echter, ſelbſtbewußter Sittlichkeit erzieht. Uebrigens wäre es unbillig, wenn man glauben wollte, das Landvolk in Tirol befinde ſich auf einer beſonders niedrigen Stufe des Unterrichts; es iſt nicht ſchlechter als in Bayern und nimmt vielleicht gerade jenen Standpunkt ein, den die Urheber der Schulregulative in Preußen als Ideal betrachteten. Die Prügel wurden wohl deswegen abgeſchafft, wir erinnern jedoch an die freie Stadt Baſel in der Schweiz, wo dieſe Strafe noch zu Recht beſteht und vor einigen Jahren an nicht weniger als 98 Vagabunden vollzogen wurde.

Zu Ried verſchaffte ich mir eine kleine Magen-

ſtärkung, beſtehend aus einigen weichen Eiern und Kranabitter, eine hierzulande als Panacee gerühmte Art Branntwein aus den Beeren des Wachholders. Ried iſt die Heimat der zwei berühmteſten Zillertaler: des Peter Proſch und Jakob Riedl. Jener iſt der Prototyp des luſtigen Tirolerbuben in der Fremde und für die Sittengeſchichte ſeiner Zeit, da er an allen Höfen als Spaßmacher herumlotterte, als ein Caſanova anderer Art von Wichtigkeit. Er wurde 1744 geboren und zeichnete ſich ſchon in ſeiner Jugend durch Schalkhaftigkeit aus. In ſeinem elften Jahre träumte ihm, er ſolle nach Wien reiſen, die von den Tirolern aufrichtig geliebte Kaiſerin Maria Thereſia werde ihm einen Hut voll Geld ſchenken. Der Gedanke an ſein künftiges Glück ließ ihm keine Ruhe; er lief von Hauſe fort, bettelte ſich bis Wien und erlangte eine Audienz. Die Kaiſerin lachte herzlich, als er ſein Anliegen vortrug und behielt den drolligen Burſchen eine Zeitlang in Wien. Von jetzt an finden wir ihn ſehr häufig an deutſchen Höfen, wo er diejenigen, welche ihn für einen Narren halten wollten, zu ſeinen Narren machte, indem er ſie durch ſchlau berechnete Naivetät ausbeutete. Seine letzten Jahre brachte er in der Heimat zu; das Alter machte ihn nachdenklich und ernſt, ſo daß er die Verirrungen ſeiner Jugend, in welche ihn das Wohlleben an den Fürſtenhöfen hineingeriſſen, bitter bereute. Er hinterließ eine Selbſtbiographie, welche, mit zahlreichen Kupferſtichen und ſeinem Porträt geſchmückt, zweimal zu München aufgelegt wurde. Riedl ſpielte eine Rolle in den deutſchen Befreiungskriegen, wo er als Offizier in der preußiſchen Landwehr von den Alliierten oft zu

Kundſchaften und geheimen Sendungen mit dem beſten Erfolg verwendet wurde. Ein ſchneller Beobachter, ſchlau bei ſcheinbarer Treuherzigkeit, verwegen und unternehmend, wußte er ſich allen Gefahren zu entziehen. Blücher ſchenkte ihm zum Andenken den roten Huſarenpelz, welchen er in der Schlacht an der Katzbach trug. Riedl äußerte nämlich ſeine Freude, daß der Feldherr die Franzoſen ſo tüchtig geklopft habe, und erbat ſich ein Stückchen vom Pelze zur Erinnerung an dieſen Tag. Blücher warf ihm denſelben ganz zu. Das Kleid war lange in Riedls Hauſe aufbewahrt, bis es endlich ein Raub der Motten wurde.

Der Weg von Ried nach Zell bietet dem Auge desjenigen, welcher die Alpen öfter beſucht hat, wenig Neues, erſt bei Zell öffnet ſich ein Hintergrund, der von jetzt an mit jedem Schritte ſchönere Linien entfaltet. Zell gilt als Hauptort des Zillertals, es iſt ſo häufig und allſeitig geſchildert worden, daß jedes Wörtchen mehr von Ueberfluß wäre. Beim Mittagseſſen leiſtete mir ein Beamter des Bezirksgerichts Geſellſchaft und teilte manches über die ſittlichen Zuſtände des Landvolkes mit. Es gilt ſo ziemlich für das ganze Inntal, was er vom Zillertal ſagte. Es iſt allerdings bei dieſen von Kraft ſtrotzenden, derben, durch üppige Milch- und Schmalzkoſt genährten Leibern nicht zu verwundern, wenn ſie über den Zaun graſen, ehe die Kirche durch ihren Segen das Tor aufgetan hat; doch herrſcht manchmal eine Freiheit, die ganz an die antike Welt erinnert, wo auf den Blick die Begier und auf die Begier der Genuß folgte. Eine Dirne ſollte beim Verhör den Vater ihres Kindes angeben; ſie tat es nicht, aber aus einem ganz

andern Grunde als Goethes Spinnerin, denn bei vermehrtem Zudringen rief ſie unwillig aus: „Wenn du nach dem Eſſen in der Küche abſpülſt, und du kriegſt einen Rußſtrich, kannſt du hintendrein ſagen, von welcher Pfanne oder welchem Hafen?“ Merkwürdig iſt es immerhin, daß Mädchen, die ſich vor der Hochzeit alles erlaubt halten, als Weiber ihren Männern die Treue muſterhaft und unverbrüchlich bewahren. Gewöhnlich ſucht der Mann, ſobald es die Verhältniſſe erlauben, die Genoſſin, mit der er Kinder erzeugte, vor den Altar zu führen und nachträglich das unerlaubte Verhältnis zu legitimieren. Manchem, deſſen Mittel beſchränkt ſind, gelingt es erſt ſpät, wenn die Gemeinde Einſprache tut. So überreichte ein altes Paar dem Kaiſer eine Bittſchrift, weil die Gemeinde die Vermählung nicht geſtattete. „Sie hätten jahrelang in Schande gelebt; die Kinder ſeien jetzt erwachſen und verſorgt, man möge ihnen daher erlauben zu heiraten, damit ſie wenigſtens im Himmel als Mann und Weib die ewige Freude genießen könnten.“

Von Zell gelangt man nach Mayrhofen. Hier wie in andern Gegenden Tirols iſt der für den Anbau des Getreides brauchbare Boden ſehr beſchränkt, er wird meiſtens für den Mais verwendet, deſſen Blätter und Stengel man verfüttern kann. Es fehlt daher an Streu für die Ställe; um dieſem Bedürfnis zu genügen, werden die Wälder gefährdet, indem man dem Boden die Moosdecke raubt und von den Bäumen die Aeſte herabhackt, ſie dadurch in häßliche Stangen mit einem Schopf anſtatt des Gipfels verwandelt, jedem Einfluſſe der Witterung preisgibt und nicht nur das Auge des Land-

schafters, sondern auch des Forstmannes betrübt. Bereits ist in Tirol großer Holzmangel eingetreten, nicht zu reden von der Umgestaltung des Klimas und den Bergstürzen, welche durch Ausroden der Wälder verursacht werden.

Bei Mayrhofen, dem Beginn des hinteren Zillertales, wird das Tal schön, indem sich die Gletscher mit ihren breiten Eisströmen und schneeigen Gipfeln zeigen. Hier findet der Maler Gelegenheit zu Studien, wenn auch die Seitentäler in ihren Alpenhütten nur wenig komfortabeln Aufenthalt gewähren. Diese Gegenden werden jetzt häufig von Malern und besonders „Bergferen" besucht; auf den Kunstausstellungen sieht man oft Bilder, welche entweder Hirten mit ihrem Vieh oder die romantischen Schluchten, an deren Wänden die prächtige Zirbelkiefer wurzelt, zum Gegenstande haben. Die Bauern wundern sich über die Narren, die aus der weiten Welt herlaufen und ihr teures Geld verschwenden; sie ahnen nichts von den Reizen dieser Berge und oft genug kann man hören, daß in Bayern die schönste Gegend sei, weil man dort überall Wiesen und Kornfelder erblicke, die viel tragen und wenig Mühe machen.

Zu Mayrhofen hielt ich im Sommerhause beim Neuwirt kurze Rast und trank eine Tasse Kaffee. Die Ansicht der Gebirge ist hier wahrhaft prachtvoll, sie wurde durch die Klarheit der Luft und das tiefe Blau des Himmels noch gehoben. Im Spätherbst sind allerdings die Tage kurz und die Nächte kalt; jeder Kenner der Alpen wird aber bestätigen, daß sie zu keiner Jahreszeit schöner und herrlicher sind. Muß man auch auf die Blumen verzichten, so sind doch die Farben der Land-

ſchaften viel wärmer und mannigfaltiger, die Uebergänge und Gegenſätze beſtimmter und namentlich das Helldunkel der Schatten ſo durchſichtig, wie man es im Sommer ſelten nach einem reinigenden Gewitter beobachtet. Dazu kommt noch, daß man weniger Reiſenden begegnet, welche oft dem harmloſen Wanderer die ſchönſte Gegend wie eine Fliege den beſten Becher Wein verleiden können. So ſaß ich denn als die letzte Schwalbe der Saiſon auf dem Söller, in vollem Maße all der Herrlichkeit ringsum genießend, dazwiſchen ſchlürfte ich vom braunen Mokka oder blätterte in der „Odyſſee", der liebſten Begleitung auf meinen Bergfahrten. Nicht bloß der Schiffer mag ſie leſen, dem ſie die Erinnerung an das Leben auf dem Meere entrollt ſondern auch dem Aelpler ſei ſie vertraut, indem ſie die Bilder einer urwüchſigen Hirtenwelt zeichnet. Bald ſetzte ſich die Kellnerin zu mir, ein artiges, hübſches Mädchen; ſie erzählte von den fremden Herren mit dünnen Beinen und ungeheuren Bergſtöcken, wie ſie die Berge mit den Lorgnetten anguckten, aber wenig hinaufſtiegen; von den Damen, deren Krinolinen ſo groß waren, daß ſie kaum im engen Tale Platz fanden, dabei lachte ſie aus vollem Halſe und gab die Geſpräche dieſer drolligen Enthuſiaſten, welche jede Ziege für eine Gemſe hielten, zum beſten. Derlei Dinge wußte ich ſelbſt genug; ich unterbrach ſie daher und forderte Auskunft über die Scheiben, welche von Schüſſen durchbohrt an den Latten hingen. Bei beſonderen Feierlichkeiten zeigt ſich der Humor des Tiroler Künſtlers in der Art und Weiſe, wie er die Scheibe bemalt. So wurde Palmerſton als er von der Losreißung Italiens redete, auf einer Scheibe angebracht; bei einem

Hochzeitschießen sah sich die Braut zu ihrem Verdruß konterfeit, wie sie Würste machte, darunter die Verse Schillers:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben
himmliche Rosen ins irdische Leben.

Diese Scheiben, darunter auch solche, welche durch vorzügliche Schüsse ausgezeichnet sind, bewahrt man gewöhnlich auf dem Schießstande oder befestigt sie am First des Hauses, wo sie wie die Schilde an den Säulen griechischer Tempel die Stelle einer Chronik vertreten. Dieser Gebrauch verdient gewiß unbedingtes Lob, es wäre zu wünschen, daß er überall bestände.

Von Mayrhofen kann man sich links nach dem berühmten Zillergrunde oder rechts wenden, wo sich das Tal an einem wilden Felsenvorsprunge noch einmal gabelt. Nördlich gelangt man zu den Durern, einem Völklein ganz eigener Art; ich ging in die Zemmschlucht südöstlich. Ein schmaler Steg ist darüber gespannt, aus der dunkeln Tiefe steigt kaum noch feiner Wasserstaub empor, an den Wänden hängen einzelne Legföhren, zurückgebäumt, als ob sie sich vor dem Sturze fürchteten. Von hier an leitet der Weg, fast möchte man sagen treppauf treppab, in eine Wildnis. Wer mit ahnungsvollem Grauen die Spur gewaltiger Naturkämpfe betrachten will, wage sich hierher. Da liegen Blöcke im wüsten Wirrwarr übereinander, deren jeder außerhalb der Alpen einen Berg vorstellen könnte; manchmal balanzieren sie in einer Weise, daß man unwillkürlich den Schritt beschleunigt, aus Furcht, sie könnten stürzen. Und doch liegen sie vielleicht schon Jahrtausende so, sie sind von einer üppigen Rasendecke

überwachſen, Erdbeerranken hängen herab, aus jeder Spalte ragt ein Farrenbüſchel, während dort, wo das Waſſer niedertropft, üppige Polſter von Moos ſchwellen. Hier und da trifft man ein Brünnlein mit einem Heiligenbilde, Steine ſind roh zu einem Sitz übereinander gelegt; man empfindet dieſe freundliche Vorſorge in ſolcher Oede doppelt angenehm. Ich hatte nicht viel Zeit, mich umzuſchauen, da ich mich nicht von der Nacht überraſchen laſſen wollte. Schon brach die Dämmerung ein, als ich zu einem großen Steinblock gelangte, auf deſſen Gipfel Kartoffeln angepflanzt waren. So geizt der arme Gebirgsbewohner mit jeder Scholle ertragfähigen Bodens! Nach wenigen Schritten lag das Dörflein Ginzling vor mir, eingeklemmt zwiſchen ſchroffen Felſen, die Häuschen zum Teil an abgeſtürzte Bergtrümmer gelehnt, um ſich ſo vor den Lawinen zu ſchützen. Wie ein langerſehnter Liebesgruß klang mir das Abendgeläut des kleinen Kirchleins, welches jenſeit des Baches auf einem grünen Flecke ſtand. Ich ſuchte das Wirtshaus. Gewöhnt an Entbehrung, erwartete ich um dieſe Jahreszeit nichts Beſſeres als Maisbrot mit Butter und etwa noch ein Gläschen Schnaps. Da überraſchte mich der Wirt mit einem Stück feinem Hammelbraten, neben dem mehlige Kartoffeln dampften und auch ein Glas leidlichen Weins fehlte nicht. „Ich eſſe ſelbſt das Fleiſch lieber als Faſtenſpeiſe und habe davon immer vorrätig, auch wenn keine Fremden kommen," ſagte der Wirt, „und ein gutes Gläschen Wein tut meinen alten Gliedern auch nicht übel." Ein Bauer in der Stube ſetzte ſich zu uns, er fragte um die politiſchen Neuigkeiten, da ſeit Wochen keine Zeitungs-

nachricht in das Tal gelangt war. „Glückliche Unwiſſenheit," ſeufzte ich im ſtillen, „wer die Politik, von welcher dieſe wackern Leute, die den ganzen Winter eingeſchneit ſind, ein halbes Jahr wenig hören, nur für kurze Zeit an den Nagel hängen und ohne Rückſicht auf Kurszettel uſw. einige Monate in idylliſchem Frieden zubringen könnte!" Dann wurden die innern Zuſtände Oeſterreichs kritiſiert und auch hier hörte ich wenig Schmeichelhaftes. Es fehlt hier und da, wie Mirza-Schaffy ſagt, nicht an langen Ohren, aber hören wollen ſie doch nicht. Als es ganz dunkel geworden, kamen die Knechte von den Bergmähdern, ſie beteten ein Vaterunſer, darauf trug die Wirtin eine ungeheure Pfanne Hafermus herein, die mit lautloſem Schweigen eiligſt verzehrt wurde. Kaum den Löffel weggeworfen, ſprangen die Burſche auf und begannen zu tanzen. Einer blies die Harmonika, um jedoch an den Sprüngen der andern teilzunehmen, hielt er ſie zwiſchen den Lippen eingeklemmt und ſtampfte wacker mit, daß der Boden dröhnte. Nach tagelanger ſchwerer Arbeit ein ſolches Vergnügen, zeugt von unverwüſtbarem Lebensmute und nicht zu bändigender Kraft. Das waren aber auch Glieder, wie ſie eigentlich jeder deutſche Mann haben ſollte, und bei aller Reckenhaftigkeit mangelte die Grazie der Bewegung nicht. Für Ackerbau iſt zu wenig Boden vorhanden, die Bewohner nähren ſich daher faſt ausſchließlich von Viehzucht, manche ſteigen auch ins Gebirge, dort Mineralien zu ſuchen. Da findet man fauſtgroße Granaten, nur zu trüb, um als Edelſteine verwendet zu werden, funkelnde Amethyſte oft von einem halben Schuh Länge, zweifarbige Diopſiten, ſchneeweißen weichen Talk, der

ins Ausland geſchickt wird und dort gepulvert die Wangen eitler Städterinnen ſchminkt. Die Jagd trägt nicht viel ein, weil bereits alles abgeſchoſſen iſt; hier fiel im vorigen Jahrhundert der letzte Steinbock in Deutſchland dem tödlichen Blei eines Wildſchützen. Die Erzbiſchöfe von Salzburg, denen die Jagd gehörte, boten alles auf, dieſe edeln Tiere zu erhalten, auf die wildeſten Bergſpitzen wurden Wächterhäuschen gebaut und die furchtbarſten Strafen vollzogen; man band nämlich den Räuber lebendig auf die Hörner eines Steinbocks und ließ dieſen frei — es war jede Mühe vergeblich. Beſonders geſchätzt wurden die Hörner; man ſchnitzte Fingerringe daraus, denen man geheime Wirkungen in Liebesſachen zuſchrieb. Man ſieht hier und da noch einen, ſie kommen jedoch ebenſo außer Gebrauch wie die berüchtigten Schlagringe, an deren Reif ein kantig geſchnittenes Stück Eiſen geſchmiedet war, um dem Gegner den Schädel einzuſchlagen. Für beſonders kräftig hielt man jene, die aus einem auf der Alpe gefundenen Hufeiſen verfertigt waren. Man glaubt nämlich, daß der Teufel die Wirtſchafterinnen der Pfarrer nach ihrem Tode in Stuten verwandle und auf den Jöchern reite, wobei ſie bisweilen ein Hufeiſen verlieren, welches dann zu allerlei Zauber dient.

Am nächſten Morgen machte ich mich zeitig auf den Weg, der ſich zwiſchen den Steinblöcken der Schlucht hinwand und nur hier und da einen Blick in die benachbarten Hochtäler gewährte, auf deren Sohle ſich Gletſcher vorſchieben. Unter ihnen brechen Bäche hervor, vom ſchmelzenden Eiſe milchweiß und ſo kalt, daß ſelbſt die Forelle den Aufenthalt meidet. Dieſe Gletſchertäler

ſind erfüllt von ungeheuern abgerundeten Steinblöcken, den Reſten ehemaliger Moränen. Gewöhnlich ſind ſie ganz von einer Staubflechte überzogen, welche ihnen eine prachtvolle goldrote Färbung verleiht. Will man im Gegenſatz zu Italien vom trüben Norden reden, ſo paßt dieſes auf die Alpen gewiß nicht, denn hier iſt alles Licht und Farbe. Im Spätherbſt verbreitet ſich über dieſe Höhen und Täler ein feierliches Schweigen, das Jauchzen des Senners iſt verſtummt, die Herden mit den Glocken ſind in den Ställen untergebracht, nur ſelten ſtreift ein Zugvogel über die höchſten Gipfel, ohne ſich niederzulaſſen, denn die Sehnſucht nach dem Süden ſpannt ſeine Schwingen ſtraffer. Nach dem Süden! Zur Mittagsſtunde ſtand ich auf der Waſſerſcheide zwiſchen Adria und Schwarzem Meer, mir zu Füßen dehnte ſich das P f i t ſ ch, die Lärchbäume, deren Nadeln der Herbſt in Gold verwandelt hatte, loderten von der Sonne hell beſchienen wie Flammen empor, ringsum war alles einſam und öde. Nach Süden! Ich warf einen Blick auf die fernen Gipfel des Etſchlandes und wendete zögernd den Fuß nordwärts, um wieder das Inntal und die Eiſenbahn zu erreichen.

Der Granat

Eine lange Schnur von Granaten, mehrfach um den Hals geschlungen und mit breiten silbernen Schnallen befestigt, war meist der Schmuck süddeutscher Burgfrauen, bis sie endlich zu „Damen" avancierten. Jetzt tun wohlhabende Bäuerinnen stolz damit, während sich ärmere Mädchen mit roten Korallen begnügen, die ein unscheinbares Tierchen in der Tiefe des Meeres erzeugt. Der Fischer zieht die kleinen roten Bäumchen aus der Flut, die sodann geschnitten und geglättet werden.

Der Granat zählt zu den Edelsteinen niedrigen Ranges; dieser Name bezeichnet eine Gattung von Steinen, welche je nach ihren verschiedenen Eigenschaften in zahlreiche Arten zerfallen. Ihre chemische Zusammensetzung ist sehr mannigfaltig, unter den Bestandteilen erscheint die Kieselerde beständig und verbindet sich mit Kalk, Ton, Eisen usw. Der Granat kristallisiert bisweilen mit vierundzwanzig Flächen, meistens ist er jedoch von zwölf begrenzt; man nennt diese Form, weil sie vorzüglich bei ihm vorkommt, wohl auch Granatoeder. Die Flächen sind verschobene Vierecke oder Rauten; ähnlich sehen wir sie, weiße mit blauen wechselnd, im bayrischen Wappen. Er ist so hart, daß er Glas leicht ritzt und wie Stahl Feuer gibt und besitzt ein verhältnismäßig großes Gewicht.

Uebrigens erſcheint er nicht immer in der Form des Kriſtalles; auch Körner trifft man und ſelbſt wenn er kriſtalliſiert, ſind die Flächen oft ungleich ausgedehnt, ſo daß die Geſtalt geſtreckt erſcheint, rauh und löcherig, die Kanten weniger ſcharf, bisweilen faſt verwiſcht.

Kommen obige Eigenſchaften ſowie der Glasglanz, wenn die Flächen glatt ſind, dem Granat überhaupt zu, ſo ſind dafür die Farben und die Grade der Durchſichtigkeit derſelben um ſo verſchiedener. Da iſt der kaum durchſcheinende Melanit von Rom; der prächtige grasgrüne Uwarowit aus Sibirien; der Groſſelar von der Farbe der Stachelbeere; der ſchön durchſichtige honiggelbe und hyazinthrote Kamelgranat aus Piemont.

Granat im engeren Sinne nennt man die weinroten Abarten und unterſcheidet zwiſchen edlem und unedlem Granat; erſterer iſt gleichmäßig durchſcheinend und funkelt, letzterer dagegen iſt dunkel. Der edle Granat entlehnte ſeinen Namen von der feurigen Blüte des Granatbaumes oder vielleicht eher von den Körnern, denn offenbar ſtimmt ſeine Farbe mehr mit dieſen als mit jener. Der Namen iſt übrigens neuen Urſprunges; die Griechen bezeichneten ihn als Anthrax, die Lateiner als Carbunculus; beides hieß im Deutſchen Kohle, wobei die glühende vorausgeſetzt wird. Vom Latein iſt der Karfunkel abzuleiten; dieſer Name iſt gewiß keinem Leſer unbekannt und wird jetzt für einen Stein angewendet, deſſen Eigenſchaften die Sage ausſchmückt, ja der ihr wohl ganz gehört. Er leuchtet in den dunklen Schachten des Gebirges durch die Nacht, die Bergmännlein tragen ihn ſtatt des Grubenlichtes auf ihren Kappen, das gläubige Mittelalter ſchrieb ihm manche

Wunderkraft zu, welche in ihm zu entdecken der neuen Forschung nie gelingen wird.

Gewisse Arten edlen Granates unterscheidet der Juwelier mit eigenen Namen. Die geschätzteste von allen ist der helle bläulichrote Almandin, den bereits Plinius wegen der Aehnlichkeit mit der Farbe des Amethyst rühmt. Die Römer verwendeten ihn häufig zum Schmucke und als Ringsteine. Nicht selten findet man in den antiken Ruinen die sogenannten Granatschüsselchen: Granaten, welche vertieft geschliffen waren, um sie durchscheinender zu machen und dadurch die Pracht der Farbe zu heben. Auch rund wurden und werden sie noch geschliffen.

Am bekanntesten sind bei uns die böhmischen Granaten oder Pyropen (Feueraugen). Letzterer Name deutet auf den Feuerglanz, den schon der alte, ehrliche Agrikola erwähnt. Sie werden in Körnerform in Böhmen gebrochen, wenn sie im Serpentin eingewachsen sind, doch findet man sie auch lose wie Erbsen im Flußsande verstreut. Kantig geschliffen und durchbohrt werden sie auf Schnüre gezogen. Diese Arbeit ist dem Auge sehr verderblich und jene, welche sich damit beschäftigen, erblinden oft frühzeitig. Die Granaten waren früher ein sehr wichtiger Handelsartikel, jetzt sind sie weniger geschätzt. Man sortiert sie nach ihrer Größe, je nachdem 32, 40, 70, 100, 165 oder 400 auf ein Lot gehen. Solche, wovon 12 bis 18 ein Lot wägen, sind nicht häufig; selten findet man solche, wovon 4 bis 6 ein Lot schwer sind, noch größere haben einen verhältnismäßig hohen Wert.

Aber da müssen ja, denkt hier wohl mancher, das

Zillertal, das Pfitſch- und Oetztal unermeßlich reich ſein, denn da ſammelt man Granaten von der Größe einer Flintenkugel bis faſt zu der eines Kindskopfes. Nur ſchade, daß der Mineralog an ſolchen Stücken mehr Freude hat, als der Juwelier. Sie ſind nämlich zu dunkel. Deſſen ungeachtet hat man die Zillertaler Granaten ſchon geſchliffen. Sie ſind eingewachſen in den Schichten des ſchönen ſilberglänzenden Tonſchiefers, welcher von dem hinteren Zillertal über Pfitſch nach Gurgl und von da gegen den Ortelес ſteigt: ein Kriſtall am andern, oft mehrere verbunden. Das Geſtein iſt überdies von den ſchwarzgrünen Spießen der Hornblende durchſchoſſen und hat deswegen ein prächtiges Ausſehen. Das Volk, dem ſie keinen greifbaren Nutzen bringen, kümmert ſich ſonſt ſehr wenig um die Mineralien, aber am Timmeljoch, über welches man aus dem Oetztal in das Paſſeyertal gelangt, fiel der Granatſchiefer den Bauern doch auf. Er ſteht dort häufig zu Tage, die Aelpler nennen ihn das Pflaſter der ſaligen Fräulein und ſingen:

Vom Timmeljoch zum Rabenſtein
Die ſalig Frau legt's Pflaſter ein.

Die ſaligen Fräulein ſind holde Weſen der Sage aus dem Gefolge der Göttin Hulda; Hirten und Senner wiſſen gar viel davon zu erzählen und wir werden unſern Leſern demnächſt mehr von ihnen mitteilen.

Die gemeineren Sorten des Granates ſind gerade nicht ſelten. Außer den erwähnten Fundſtätten, wo ſie ſtets als Zwölfflächner auftreten, findet man ſie am Roßkogel bei Innsbruck mit lichtblauen Cyaniten und Hornblende, in Faſſa zwar klein aber ſchön als Vier-

undzwanzigflächner entwickelt; über die bayriſche Hochebene und an den Ufern aller Flüſſe, die aus den Alpen der Donau zueilen, ſind häufig Rollſteine oder Hornblende mit eingeſprengten Granaten zerſtreut. Das Geſtein nimmt ſich geſchliffen ſehr gut aus, iſt aber ſchwer zu behandeln. Man kann es auch als Zuſchlag beim Schmelzen des Eiſens verwenden.

Im Kaisergebirge

Vom Bahnhof bei Wörgl führt ein Pfad, das Dorf rechts lassend, durch Felder und Wiesen schräg an das Grattenbergl. Dieses Dorf hofft, als Knotenpunkt mehrerer Straßen und zweier Eisenbahnen, eine schöne Zukunft; es hat in der weiten Ebene Raum genug, sich auszudehnen, wenn es zu einer Stadt anschwellen und den Rang einnehmen will, den vordem eine in der Nähe gelegene römische Kolonie besaß und Rattenberg noch besitzt, obgleich es mit der Zerstörung seines Schlosses längst alles Anrecht darauf verlor. Das Grattenbergl erreicht zwar nur eine geringe Höhe, die steilen Felsen des Abhanges sind jedoch schwer zu erklimmen und gegen Westen schützt es die Ache; die Sage von einem römischen Kastell wird durch die Ueberreste bestätigt, die man 1809 beim Aufwerfen von Schanzen hier aus dem Boden grub. Der Gipfel wurde durch die Gletscher der Vorzeit zu einer Kuppe abgeschliffen, wo sich ein Kirchlein mit einer Einsiedelei nebenan erhebt. Die Burgen der stolzen Ritter sind meistens in Trümmer gesunken, dafür schauen Kapellen oder Kreuze von den Höhen in das Tal, zum Zeichen, daß der Katholizismus noch eine Macht in Tirol sei, zwar nicht mehr so unbeschränkt wie früher — die Wogen der Zeit spülen auch in diesen

Bergen manches an das Ufer — aber noch immer eine Macht, über deren Größe der liberale Städter selten klar ist und daher manche Täuschung erfahren muß.

Hier wollen wir den Kulturkampf unausgefochten lassen und uns des lichten Frühlings freuen, der das Eis des Winters gelöst und überall hin seine Blumen gestreut hat. Nur aus den Runsen des Hochgebirges schimmert der Schnee herab, im Tal ersetzen ihn die blühenden Bäume, am bräunlichen Gipfel der Salve ziehen schon grüne Streifen hin, und die Wolken, die sich dunkel über den breiten Flächen der Stubaierferner lagern, drohen ein Gewitter. Die Salve gilt als der Rigi Tirols; man genießt von ihrem leicht ersteigbaren, nur 5602′ hohen Gipfel eine prachtvolle Aussicht, die nur von der bis jetzt noch schwer zugänglichen Hochiß am Achensee übertroffen wird. Daher darf man sich nicht wundern, wenn das sehr mittelmäßige Gasthaus neben der Kirche nachts von solchen besetzt ist, die den Sonnenaufgang erwarten, und das Fremdenbuch Verse in allen Sprachen enthält, welche die Schönheit der Natur preisen wollen und nur die Geschmacklosigkeit ihrer Verfasser beweisen. Den Ursprung des weißen Kirchleins, das im Sonnenglanze so hell herab leuchtet, erzählt eine Sage:

In grauer Vorzeit lebte eine fromme Witwe, Frau Ehrentraut, welche einen Sohn besaß, an dessen wilder Natur alle Mittel der Erziehung fehl schlugen und an dessen verstocktem Herzen die Ermahnungen zum Guten wie Wasser vom Felsen abglitten. Endlich ward er Räuberhauptmann. Die Gegend wurde bald durch seine Untaten berüchtigt. Da raffte sich die Mutter ver-

zweifelnd auf, ihn zu ſuchen und durch ihr Flehen zu bekehren. Drei Tage irrte ſie umher; endlich auf der Höhe der Salve angelangt, ſank ſie, ermüdet von Kummer und Anſtrengung, in Schlaf. Gegen Morgen hatte ſie ein Geſicht. Leuchtend ſchwebte das Haupt des heiligen Johannes über den abgeſchlagenen blutigen Häuptern ihres Sohnes und ſeiner Mordgeſellen. Sie erwachte und betete brünſtig zu Gott, daß er ihn erleuchten möge. Da hörte ſie Fußtritte und ſah den Verlornen, wie er traurig nachdenkend emporſtieg. Sie ſtürzte ihm entgegen mit dem Ausrufe: „Sohn, erkenne deine Miſſetaten, tue Buße und rette deine Seele!“ Betroffen erzählte ihr dieſer, daß er heute Nacht einen Traum gehabt habe, welcher mit jenem der Mutter völlig übereinſtimmte. Dieſe erkannte den Wink des ewigen Richters und beſchwor den Räuber, ihr zu folgen — zum Gerichte. Von Reue erſchüttert tat er es und nach kurzem Verhöre wurde er mit ſeinen Genoſſen zum Tode verurteilt und vom Henker hingerichtet. Die Mutter verkaufte Haus und Hof; auf der Stätte, wo ſich ihr Sohn bekehrt, ließ ſie eine Kapelle bauen und widmete ſie dem heiligen Johannes.

Es beſuchen jedoch nicht bloß fromme Wallfahrer und frohe Naturbummler dieſen Ort, auch luſtig gerauft und gerobelt wurde in früheren Jahren auf den grünen Wieſen da droben. Am Tage Mariä Himmelfahrt verſammelten ſich nämlich hier die Senner aus der ganzen Gegend und rangen um den Preis der Stärke. Da es hier ebenſo wenig als bei den Turnieren des Mittelalters ſtets glimpflich abging, ſo legte ſich endlich die Obrigkeit drein, ließ die keckſten Burſche abfangen, in

den Soldatenrock ſtecken und dieſen wacker mit dem Haslinger ausklopfen. Vielleicht iſt die Salve eine altdeutſche Kultusſtätte, wie ſo mancher andere Berg mit ſeiner Kapelle.

Kehren wir auf unſeren Sitz zurück. Wir haben ſchon die Schanzen erwähnt, die 1809 hier aufgeworfen wurden. Auf den Feldern drüben verlor am 13. Mai General Chaſteler gegen Wrede eine Schlacht, weil er ſeine Truppen, die ſich beim erſten Anprall der Bayern in die Berge flüchteten, in der Ebene aufgeſtellt hatte, wo ſie ſich nirgends anlehnen konnten und auch von den Schützen keine Unterſtützung erhielten. Er rettete ſich auf ſeinem ſchnellen Pferde über Rattenberg nach Schwaz, das bald darauf in Flammen aufloderte und dann an den Brenner, wo er endlich vor der Acht des Korſen zu atmen wagte. Sein Denkmal befindet ſich in einem Winkel der Kirche S. Croce zu Florenz und erzählt von den Siegen, die er in den rhätiſchen Bergen gewonnen.

Dort, wo die Straße ſich hinter dem Gehäng des Tales verbirgt, ſteht ein Häuschen, das ein berüchtigter Zauberer und Hexenmeiſter bewohnte, deſſen Geſchichte, zu undelikat um wiedererzählt zu werden, ein trauriges Licht auf den Bildungszuſtand unſeres Volkes wirft. Wir wollen hierbei einer ebenſo bezeichnenden Begebenheit aus der Nähe von St. Johann gedenken.

Ein junger Bauer bewirtſchaftete ſein ſchönes Gut; da riß plötzlich eine Seuche unter dem Vieh ein und verödete ſeine Ställe. Wer konnte daran ſchuld ſein als eine Hexe? Allſogleich befragte man einen in ſolchen Dingen vielerfahrenen Hirten; dieſer kam in das be-

zauberte Haus, ließ alle Bewohner an einen runden Tiſch treten und öffnete eine Schachtel, in der ein großer ſchwarzer Käfer ſaß. Bleibe er ruhig, ſo ſeien die Anweſenden unſchuldig, laufe er auf einen zu, ſo ſei dieſer der Hexenmeiſter. Unglücklicherweiſe befand ſich auch die Mutter des Bauern hier und der Zufall wollte, daß der Käfer ſich gegen ſie wendete. Allſogleich ergriff der Sohn einen Knittel und jagte ſie fluchend aus dem Hauſe.

Vom Grattenbergl führt ein anmutiger Fußſteig über ſanfte Waldhügel und durch Wieſen nach Hering, dann höher in das Bergwerk. Die Braunkohle erreicht faſt die Güte der Steinkohle, iſt jedoch zu wenig ausgiebig, um auf die Gewerbe des Landes Einfluß zu üben. Das ohnehin ſchon arme Tirol iſt von der Gefahr des Holzmangels bedroht und leider iſt keine Hoffnung vorhanden, dieſem durch die aufgeſpeicherten Schätze des Gebirges zu begegnen, ſowie auch der Torf, wenn einmal die Vorurteile gegen ſeine Verwendung gehoben ſind, nur einen geringen Teil des Bedarfes decken wird. Dafür kann der Paläontolog auf den Schutthalden eine reiche Ernte zuſammenleſen; zahlreiche Arten von Palmen, Zimtbäumen und Tropenkräutern, Pflanzen, deren Verwandte wir jetzt am Kap finden, ſchmückten die Ufer einer warmen Bucht, in deren Tiefen Haifiſche tummelten. Von jenen blieben die verkohlten Reſte in den Brandſchiefern, dieſe hinterließen in den grauen Mergeln ihre Zähne, mit denen ſie ſchwerlich die Muſcheln aufknackten, zwiſchen denen ſie zerſtreut liegen.

Von Hering bis Schwoich iſt die Gegend wunderlieblich, ſtets wechſelt die Szenerie von Wald und Feld;

zwiſchen Obſtbäumen liegen Höfe mit zierlichen Söllern, von denen Blutnelken und blühende Ranken niederhängen. Bisweilen lugt ein blondes Mädchen herab und ruft dir einen freundlichen Gruß zu, daß du gleich das Schnadahüpfel ſingen möchteſt:

Du flachshaarig's Dianl,
Wia han i Di gearn,
I möcht wegen Deinar
A Spinnradl wearn!

Ein ſolches Dirndl traf ich auch im Walde, wo es einen gewaltigen Stier durch die hohen Tannen trieb. „Wohin mit dem Buben da?" rief ich ihr zu. Sie betrachtete mich wegen dieſer Unart erſt mit großen Augen und erwiderte dann lachend: „Zu dir in den Heimgart!" Auf dieſe Weiſe wacker abgetrumpft, trollte ich von dannen. Ich widerſtand dieſes Mal der Verſuchung, Steine zu klopfen, mannhaft und wandte mich zu einer Felſenwand, welche ſteil zur Weißach abſtürzt. Hier mußte ich nach Bärenſtatt emporklettern. Bald war ich auf dem Fußpfade, der nach Söll führt, angelangt und folgte ihm vorſichtig zu einer hohen Felſenwand, welche ſteil gegen den Bach abſtürzt. Das Geſtein war, wo ſich ein Vorſprung, eine Furche zeigte, von Schuhnägeln zerkratzt und dieſer Spur ſtieg ich nach. Sie leitete mich vorüber am ſchwindlichen Abgrund zu einer Scharte, wo ich das Wetzen der Senſe hörte. Ein Schritt aus den Bäumen und vor mir lag eine prächtige Mulde, die gerade ein Bauer mit Knechten und Mägden zu mähen begann. Steine und Felſen verengen in den Alpen den Raum für die Nutzpflanzen, wo ſich aber eine Hand voll fruchtbarer Erde ausbreitet, gedeiht alles voll

Ueppigkeit; das Auge erfreut ſich am ſaftigen Grün und den Blumen, die es bunt durchwirken, ſo daß man eine Biene oder ein Käfer ſein möchte, um hier nach Herzensluſt zu ſchwelgen. Einem Menſchenfeind, der ſich zurückzieht um nur der Natur zu leben, empfiehlt ſich ſchon der Name Bärenſtatt. Links die himmelhohen Wände des Kaiſers, die nur für zwei Bauernhäuſer und ihre Aecker Raum laſſen, rechts ein Grat mit dunkeln Tannen, in der Mitte ein tiefer See, ſchöner als der Smaragd, darüber hinaus der Blick auf das herrliche Unterland; was kannſt du mehr fordern, wenn du mit dir allein über die böſe Welt brummen willſt! Dort ragt aus Buchen und Föhren ein rotes Dach, tritt hinzu, es iſt eine Kapelle, wo du unſerem Herrn im Elend deine Klagen vorbringen kannſt. Er nimmt dich immer auf, er lehrt dich den Menſchen verzeihen und dann lernſt du vielleicht auch, ſie wieder lieben. Die Seele ernſt und feierlich geſtimmt, ſetzte ich mich auf die ſteinerne Schwelle; die Sonne war geſunken, die Berge loderten im Abendglanze, vom Grat des Kaiſers ſchwang ſich eine purpurne Wolke wie ein glühendes Gebet in den blauen Himmel, da klangen die Abendglocken: Friede! Friede! Friede! Ja, Friede; möge er ſich über dieſe Täler breiten wie der Sternenmantel der Nacht, möge jedes Wort der Zwietracht und des Haſſes, des Fanatismus und der Unduldſamkeit verſtummen!

Das Kaiſergebirge zeigt einen ſehr regelmäßigen Aufbau von den älteren bis zu den jüngeren Schichten. Jene beſtehen zumeiſt aus weichen ſandigen und mergeligen Schiefern, dieſe aus einem harten ſchrundigen Kalk, wo die Witterung ſcharfe Gräte und Zacken aus-

ſägte, die den Kamm zuſammenſetzen. Er ſtreicht von Oſt nach Weſt, ſenkrecht auf ihn ſind in das weiche Geſtelle ſanftgeneigte Mulden und Tälchen eingeſchnitten, feſtere Zwiſchenlagen, die den Maſſen widerſtanden, fügen ſich zu breiten Terraſſen, dem Untergrund einer berühmten Alpenwirtſchaft. Auch für die Gemſe ſcheint das Gebirg wie geſchaffen, aber nur ſelten entrinnt eine dem Blei des Jägers, denn der Tiroler kann der Verſuchung, auf alles was kriecht und fliegt zu ſchießen, nicht widerſtehen und müßt' er's auch mit dem Zuchthaus büßen. Das iſt auch national-ökonomiſch von großem Nachteil; Gemſen und Murmeltiere ſuchen ihre Nahrung auf jenen Schrofen, wo kein Vieh weidet und würden bei einem verſtändigen Jagdbetrieb durch den Ertrag an Fleiſch und Fell auch dieſe Wüſten nutzbar machen. Die Kurzſichtigkeit der Bauern, mit der ſich oft der ſchmutzigſte Geiz verbindet, weiß aber hier nicht zu rechnen, oder beſſer geſagt, der Neid des einen gönnt dem andern keine Klaue oder Feder, die er vorweg ſchießen könnte. Der Naturfreund, der in unſeren Steinrieſen herumklettert, horcht vergebens auf den Pfiff einer Gemſe oder das Gackern des Schneehuhnes, nur das eintönige Geſchrei der Jochkrähe begleitet ihn.

Ich ſtieg raſch durch eine Runſe des roten Sandſteines in das Tal nieder, es war völlig dunkel geworden, als ich zu Ellmau anlangte. Beim Eintritt in die Stube des Poſthauſes dampfte mir Brennſuppe entgegen, ein mageres Kerzchen erhellte dürftig den Raum, ſo daß ich über ein paar dicke Waden ſtolperte und erſt jetzt den Schwarm Dienſtboten erkannte, der ſich zum Tiſchgebet vor Stühlen und Bänken niedergekauert

hatte. Kaum war das „Amen“ gesagt, so stürzte alles an die mächtige Tafelrunde und wie beim Einhauen einer Kürassierschwadron hörte man nur das Klirren und Klappern der eisernen Löffel bis auf den Boden der Schüssel. Da sich niemand um mich kümmerte, konnte ich ruhig die ungeheure Leistungsfähigkeit im Essen, welche man ohne weiteres mit den Taten eines Grandgoschiers von Rabelais vergleichen dürfte, bewundern. Ein Berg Nudeln war, obwohl noch das heiße Schmalz pritzelte, eben so schnell verschwunden, wie die Suppe; dann erhob sich die Versammlung, jeder suchte wieder einen Platz zum Knien und man begann den Rosenkranz herabzuleiern. Endlich erbarmte die Kellnerin sich auch meiner, stellte ein Seitel Wein auf und ging dann in die Küche, das Nachtmahl zu bestellen. Das Dienstbotenwesen ist der fressende Schaden des reichen, üppigen Unterlandes, so daß der Reinertrag der gesegnetsten Felder oft kaum sehr mäßige Prozente abwirft. Während im Oberinntal die zu weit getriebene Zerstückelung der Güter ein Bauernproletariat geschaffen hat, das, weil Grund und Boden nicht mehr das nötige Brot liefert, im Sommer auswandern muß, um durch Handarbeit etwas zu verdienen, herrscht im Unterlande die Sitte, einem Sohne alles zu übergeben und heißt die übrigen Geschwister vom heimatlichen Herde weichen. Das sichert freilich einen behäbigen Wohlstand, die Scholle wird jedoch nicht in einer Weise angestrengt, daß sie gäbe, was sie geben könnte. Es gibt Bauern, die entweder 99 oder 101 Kühe im Stalle haben, die Zahl hundert meidet man. Namentlich wußten die Wirte, die stets in Tirol

die Hauptrolle ſpielten, ſich nach und nach große Güter zu erwerben. Darüber iſt man jedoch auch einverſtanden, daß, wo jetzt eine Familie lebt, ebenſo reichlich vier ihre Nahrung ernten könnten. Die Beſitzer ſolcher Güter arbeiten wie ihre Knechte, ohne ſich vor ihnen durch beſſere Koſt und Kleidung auszuzeichnen; das Recht zu befehlen iſt ihr einziger Vorzug. Da fragt man ſich: wozu ſo viel Mühe — oder ißt, wer 100 Kühe hat, mehr, als wer 10 beſitzt? Sie haben aber den Brauch von den Eltern und Ureltern übernommen und bewahren ihn, ja ein Bauer wäre verrufen, der es anders wollte. Das iſt ein konſervativer Bauern-Adel, oft ſtatt des Wappens mit eigenen Zeichen am Hauſe; was die Reihe der Ahnen betrifft, ſo könnte ihn mancher Stiftspropſt beneiden. Solche Güter brauchen viele Hände, die Art der Erbfolge bringt es jedoch mit ſich, daß nur wenige heiraten können und daher darf man ſich nicht wundern, wenn Mangel an Arbeitskräften herrſcht und dieſe ſehr koſtbar ſind. Das wiſſen die Dienſtboten, ſie ſind daher übermütig, der Bauer muß ihnen täglich fünfmal warme Koſt auf den Tiſch ſtellen. Jeden Feierabend kommen die Nudeln: Schmalzkuchen mit Weinbeeren. „Was auf dem Gute wächſt, ſoll auf dem Gute verzehrt werden!“ lautet ein Spruch im Unterinntal. Wegen des großen Verbrauchs bleibt daher wenig für den Verkauf und der größte Bauer hat von ſeinem Beſitz nicht viel. Bei dem Eifer, mit dem die Leute ſich mäſten und anſchoppen, bleiben auch die Krankheiten nicht aus. Beſonders unter den Kindern räumt der Tod auf; im Unterinntal iſt ein Kind nur dann ſchön, wenn es kaum ſeine Fettwampe vor ſich her-

ſchieben kann. Jetzt, wo überall die Konkurrenz erwacht, können dieſe Verhältniſſe nicht fortbeſtehen, die Bauern müſſen mehr für die Verbeſſerung von Grund und Boden tun; vor allem bedarf jedoch das Dienſtbotenunweſen einer Regelung. Indes naht für das Uebel im Norden bereits die Hilfe aus dem Süden. Es ſind die ſchwarzäugigen Mädchen und Weiber aus Ladinien, die in Scharen wie die Zugvögel über den Brenner wandern und dem deutſchen Bauern ihre fleißigen Hände zur Saat- und Erntezeit vermieten. Hier wenigſtens dürfen wir keine Verwelſchung fürchten und wenn hier auch ein deutſcher Michel zu tief in ein ſolches ſchwarzes Augenpaar guckt, tut es auch nichts, denn dieſe Mädchen ſind brav und arbeitſam.

In der Poſtſtube wurde es indes leerer, die Schläfrigen ſuchten ihr Bett, am großen runden Tiſch blieben noch einige Knechte zurück, zu denen ſich ein alter Senner geſellte. Er erzählte haarſträubende Geiſtergeſchichten, beſonders vom Alberer. Wenn nämlich die Hirten vom Gebirg abgezogen ſind, ſo fährt ein feuriges Geſpenſt durch die Luft, nimmt von Hütten und Geſchirr Beſitz und wirtſchaftet dort in unheimlicher Weiſe. Es iſt intereſſant, wie hier die Sage ein natürliches Phänomen ergriffen und ausgeſchmückt hat. Der Alberer ſpukt meiſtens im Anfang November, bekanntlich die Zeit, wo die feurigen Luftmeteore am häufigſten glänzen. Nach der Anſicht des Volkes iſt der Alberer ein Senner, der das Gut ſeines Herrn unredlich verwaltet hat und dafür in Flammen büßen muß. Die Sagen Tirols ſind nahezu erſchöpfend geſammelt, hier, wie faſt überall in Deutſchland, handelt es ſich nicht mehr um einzelnes,

ſondern zunächſt um die Ausmittelung des geographiſchen Verbreitungsgebietes und dafür könnte noch manches geſchehen. In Tirol, wo ſich nicht nur die deutſchen Stämme im Wirrwarr der Völkerwanderung miſchten, ſondern auch romaniſche und etruskiſche Abkömmlinge mit eingeſchmolzen, vielleicht ſogar den Grundſtock bildeten, iſt dies doppelt wichtig, aber auch doppelt ſchwierig. Das Gebiet, wo wir uns aufhalten, iſt bis zum Ziller von echt bayariſchem Vollblut bewohnt. Dafür entſcheidet die Sage, die Geſchichte, die Mundart und der Körperbau. Der Dialekt zeigt gegenüber dem harten Dorismus der Oberinntaler einen weichen ioniſchen Charakter, die Vokale werden breit und voll ausgeſprochen, der Auslaut „el“ in „ai“ umgeſchmolzen, ſo daß man „Schüſſai“ für „Schüſſel“ oder „Moidai“ für „Mädel“ hört.

Unſer Senner fand mit ſeiner Erzählung nicht unbedingt Glauben, ein Knecht beſtritt das Vorhandenſein von Geiſtern und Hexen überhaupt und meinte, das ſeien Erfindungen furchtſamer Leute oder pfiffiger Schelme, die dadurch Geld zu verdienen wüßten. Da rief einer lachend: „Wenn er einmal das Geſpenſt ſieht, das den Peternader erſchreckte, wird er ſchon auch das Kreuz machen.“ — „Und was iſt's mit dieſem Geſpenſte?“ rief der Senner, froh, einen Gehilfen für ſeine Worte gefunden zu haben. — „Das war ſo,“ fuhr er fort, „der Peternader tat auch nichts als räſonnieren und ſpotten, da flog plötzlich Donnerstag nachts, wo die Hexen ſchwärmen, ſeine Kammertür mit lautem Krachen auf und herein ſtürzte ein Bock, des Teufels Poſtroß, alle Zotteln mit blauen Flammen brennend. Peternader

schrie freilich: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!", das kümmerte aber den Bock wenig, wie besessen rannte er herum, stieß Peternader, der indes voll Angst aus dem Bett gesprungen war, zu Boden und verschwand plötzlich wieder durch die Tür." — „Da habt ihr's," rief triumphierend der Senner, „der Bock war zweifelsohne der Teufel und Peternader wird wohl am nächsten Morgen einige Messen bezahlt haben, zum Dank, daß ihn die Mutter Gottes rettete." — „Was den Bock anlangt," erwiderte jener schmunzelnd, „so könnt ihr ihn gegenwärtig auf der Alm bewundern; um Peternader, diesen Maulauf zu züchtigen, hatte man ihn mit Branntwein begossen, diesen angezündet und ihn so in die Stube laufen lassen. Was die Meßgelder betraf, haben wir sie Tags darauf versoffen, denn Peternader mußte blechen, sonst drohten wir, die Geschichte überall zu erzählen. Freilich schaute auch eine Magd zu und von dieser ging der Lärm aus; ihr wißt ja, wie die Weiber sind!" Ein lautes Gelächter erscholl und die Gesellschaft ging auseinander.

Ich zog mich auf mein Zimmer zurück; um früh auf dem Wege zu sein, legte ich mich bald nieder. Des Morgens hatte der Wind umgesetzt, es blies ein kühler Nord, der an die Bergspitzen Wolken warf. Als ich aus dem Walde vor St. Johann heraustrat, überraschte mich eine eigentümliche Erscheinung. Gegen Ost zieht ein Ausläufer des Kaisers, eine zwar nicht hohe, aber steile Felswand. Von ihr stürzten wie Wasserfluten im breiten Strom die Nebel nieder, um sogleich in der wärmeren Luft des Tales zu zerfließen. Dieses Spiel hörte jedoch bald auf, indem den ganzen Himmel ein

gleichförmiges Grau überzog. Bald begann es zu tröpfeln und als ich das Haus meines Freundes, des geistvollen Dr. Christian Schlechter betrat, goß der Regen in Strömen nieder.

St. Johann ist ein sehr ansehnliches Dorf mitten in einer weiten fruchtbaren Ebene, auf welche einerseits der wilde Kaiser, anderseits das Kitzbichlerhorn mit seiner Kapelle niederblickt. Merkwürdigkeiten darf man hier keine suchen; es sei denn, man wollte die Kuppel der Kirche auf dem Friedhofe, die von dem einst hochgeschätzten Tirolerkünstler J. Schöpf al fresco gemalt ist, für eine solche gelten lassen, oder die Einsiedelei dort an der Felsenwand vom Klausner, der hier so schön das Waldhorn blies, wie uns Christian Schneller erzählt.

Zu St. Johann ist ein Straßenknoten, ähnlich dem von Wörgl. Ein Weg führt über Waidring nach Lofer, der andere, welcher jedoch für schweres Fuhrwerk nicht geeignet ist, über Hochfilzen ins Pinzgau. Nachdem der Himmel sich geklärt hatte, wandte ich mich gegen Pillersee, ein Tal, das an ernster Schönheit fast mit dem Achentale wetteifert. Trotzdem wurde es von Fremden nur selten besucht und auch jetzt, wo die Gisela-bahn den Verkehr erleichtert, ziehen sie sich lieber nach Kitzbüchel: es ist eben die Mode, welche den Touristen den Weg vorschreibt. Ich ließ dieses Mal die teueren Wirtshäuser und den Wildsee mit seinen Porphyriden und Ariniten hoch droben im Gebirg rechts liegen und schritt links gegen Norden. Ein schmaler aber langer, dunkelgrüner See spiegelt die Wälder, die stolzen Gipfel des Kalkgebirges, welches im Jahre 1809 vom wilden Kampfgeschrei der Tiroler und Bayern widerhallte. Sie

ruhen auf einem Schiefer, dem Porphyr eingelagert ist, ein seltenes massiges Gestein, über dessen Ursprung hier die Geologen streiten. Etwa an der Mitte des Ufers liegt ein friedliches Dörfchen, aus dem sich ein massives, schloßartiges Gebäude erhebt — das Strafhaus für den Klerus der Salzburger Diözese. Hier an dem stillen See mag schon mancher junge Priester nachgedacht haben, ob denn die Sünde gar so groß, daß er, statt dem Bilde der Madonna, die droben im Himmel thront, an ein hübsches Mädchen von Fleisch und Blut dachte, oder vielleicht ein Gläschen über den Durst trank.

Am nördlichen Ende des Sees ragt ein Hügel aus grünen Wiesen mit einem gotischen Kirchlein auf der Spitze. Es ist dem heiligen Adolar geweiht und der Sage nach das älteste in der Gegend. An der Innenwand befinden sich zwei Gemälde, die Leonardo da Vinci gemalt haben soll, obwohl er nie über den Brenner gekommen. Nun verengt sich das Tal, der Bach läuft durch eine Schlucht, welche nicht von zusammenhängenden Felswänden, sondern von einzelnen Schrofen, die in allerlei kühnen Stellungen den Einsturz drohen, gebildet ist. Nachdem man aus dieser Wildnis hervorgetreten, öffnet sich das Tal wieder, einzelne Höfe liegen unter Ahornbäumen am Abhange zerstreut, auf dem die einfache Kirche von Waidring steht. Es war Abend geworden, im Gebüsch stimmte die Drossel ihr Lied an und die Glocken der heimkehrenden Herden bimmelten durch die Luft. Ich setzte mich auf einen umgestürzten Baumstamm und lauschte dem Rauschen der Ache, ihre Wellen plauderten von den Schlachten und Kämpfen, die hier den Tiroler Adler mit Ruhm

verherrlicht; die ſinkende Sonne verklärte mit ihrem Glanz die Berge, wie die Erinnerungen der Jugend das Antlitz eines Greiſes. Dort, wo ſich von beiden Seiten des Tales die Felſen wie gigantiſche Athleten an einander drängen — ſchon ſenkt ſich die Dämmerung auf die Höhen nieder und dunkle Schatten tauchen empor — dort vertieft ſich der Paß Strub; hier warf 1805 Hager Deroy zurück, hier hielt 1809 Oppacher mit 300 Schützen Wrede und Lefebre einen ganzen Tag auf und wich erſt, als er von allen Seiten umgangen war, um noch einmal hinter Waidring den grimmigen Kampf zu beginnen, unterſtützt von Ruprecht Winterſteller, der ſpäter bei Unken mit Speckbacher einen glänzenden Sieg erfocht. Jetzt alles ſo ſtill und friedlich! Langſam ſteigt der Mond, eine Schar Raben ſucht laut krächzend die Nachtſtätte; ſoll ihr grelles Geſchrei auf dieſem geweihten Platze vielleicht daran erinnern, daß es leider Deutſche waren, die hier im brudermörderiſchen Kampfe gegen Deutſche Ruhm erwarben? Traurige Bilder der Vergangenheit, ſchwindet hin in Nacht, denn aus Deutſchland ſchimmert ein ſchöneres Morgenrot! Noch ſteht der Turm, der den Paß ſperrte, halb zerfallen, wie die Mauer, welche am Berg emporzieht. Jetzt erinnert ein Denkmal an die Kämpfe jener Tage.

Das Poſthaus iſt ein großes, ſtattliches Gebäude, wie man es in einem ſchlichten Dorfe gar nicht erwartet. Freilich war es für andere Zeiten berechnet, wo noch die Eiſenbahn nicht allen Verkehr an ſich geriſſen hatte und abends oft, trotz der langen Reihe von Zimmern, keine Unterkunft zu finden war. Im Flur des Hauſes iſt ein kunſtloſes Gemälde aufgehängt, welches aus der

Vogelperſpektive eine Ueberſicht der Gefechte am Paß Strub gibt, denn der Großvater des Poſtmeiſters war einer der Anführer. Auf dem Friedhofe liegt der Schützenhauptmann Schlumpf begraben, der am Berg Iſel ehrenvoll mitfocht, begleitet von ſeinem weißen Pudel, welcher bei jedem Sturm voranlief und ihm bei den Franzoſen einen Spitznamen eintrug. Vor ihm ſtarb noch 1842 ſein Sohn Sigmund, ein talentvoller junger Poet. Er ruht fern in welſcher Erde zu Padua, wo er Medizin ſtudierte. Seinem Andenken werde ich bei Gelegenheit einige Zeilen widmen.

Gedichte von großer Innigkeit enthalten die Frühlieder und das neu erſchienene „Tiroler Dichterbuch". Ein tiefes Naturgefühl mit einem Hauch von Pantheismus zeigt die ſchöne Strophe:

„Allweſen Du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Biſt Du nicht Abendrot und Stern
Und ſtille See, unſterblich Lied!"

Der Poſtmeiſter redete mir zu, die Kammerkar zu beſteigen, indem er mir die herrliche Ausſicht pries, die gar wohl neben der hohen Salve gerühmt zu werden verdiene, leider aber zu wenig bekannt ſei, um die Fremden anzulocken.

Mit dem Grauen des Morgens ſtieg ich das ſehr ſteile waldige Gehäng hinan, von Zeit zu Zeit raſtend, oder einen Blick auf die Landſchaft werfend, welche in der Dämmerung vor mir lag, während die höchſten Bergſpitzen bereits roſig leuchteten. Der Weg iſt ſehr bequem, indem er ſich in langſamen Zickzackbiegungen nur allmählich erhebt. Als ich die erſte Terraſſe erreicht

hatte, glänzte bereits das volle Sonnenlicht durch die Bäume; ich schritt durch den Wald rüstig vorwärts, indem ich, wie Dante vor dem Berg des Fegefeuers, besorgt emporblickte, wo es mir gelingen werde, die pralle Wand des Megalodoskalkes, der wie eine unbezwingliche Festung dem Dolomit auflagert, zu überwinden. Plötzlich schlängelt sich ein Pfad empor, dort, wo er zu schmal war, um das Vieh aufzutreiben, durch Steinplatten ergänzt. Die Sonne schien glühend an die weißen Schrofen, so daß man sich fast die Hand versengte, wenn man die Kanten, um emporzuklettern, erfaßte. Man durchquert hier allmählich die Schichten vom Keuper bis zum oberen Jura; überall ragen Versteinerungen aus den Platten. Bei dieser üppigen Weide vergaß ich Schweiß und Mühe und arbeitete bis gegen 4 Uhr mit Meißel und Hammer, daß die Splitter flogen. Endlich war der Magen nicht mehr zu beschwichtigen; sehr zufrieden mit dem Erfolge, versteckte ich die Beute unter Gestrüpp, kehrte auf den Pfad zurück und erklomm das höchste Plateau, welches, völlig von Bäumen entblößt, aber prangend in üppigem Grün, auf einer Unterlage von rotem Marmor sich ausbreitete. Zwischen den kleinen Hügelwellen lagen die Almhütten. Ich betrat eine derselben, um jene zu erfragen, welche dem Postmeister zu St. Johann gehörte und wo ich übernachten sollte. Am Herde saß ein hübsches Mädchen mit Backen, rot wie die Aepfel; ein alter Mann nebenan, mit grauem Haar, ihr Vater, rauchte ruhig sein kurzes Pfeifchen; beide pflegten das Vieh, welches draußen graste. Sie gaben mir freundlichen Bescheid; da die Alm des Postmeisters kaum zweihundert Schritte

entfernt war, so ging ich ohne weiteren Aufenthalt dahin. Der Senner war von meinem Kommen schon unterrichtet und erbot sich also gleich, mir einen Schmarrn zu kochen. Während er dazu Anstalten traf, lief jenes hübsche Mädchen daher und brachte mir den Hammer, den ich vergessen hatte. „Schau, schau," rief lachend der Senner, „Ihr habt Glück, daß Euch ein so schönes Dirndl nachrennt!" — „Ich meine," erwiderte ich, „die Sache ist anders und der Hammer läg' noch leicht drüben, wenn du nicht hier in der Kaser wärst." Da beide rot wurden, so hatte ich allerdings ins Schwarze geschossen. Ich ging in die Stube nebenan, wo ich freilich nicht aufrecht stehen konnte, so niedrig war die Decke. Hatte ich schon am Herde das spiegelblanke Geschirr mit Wohlgefallen betrachtet, so überraschte mich auch hier die größte Reinlichkeit. Die Wäsche des Bettes war weiß, die Diele blank gefegt, die Fenster sauber, kurz, diese Junggesellenwirtschaft übertraf an Nettigkeit manche Handwerkerwohnung in der Stadt. Meine Betrachtungen unterbrach plötzlich der Ruf des Senners: „Fertig ist's!" Ich ging in die Küche und er schüttete den Schmarrn auf einen hölzernen Teller, neben welchen er eine Schüssel rahmige Milch stellte. Nachdem ich mich herzlich satt gegessen, ging ich wieder vor die Hütte. Die Sonne war unterdessen tiefer gegen Westen gesunken, ein kühles Lüftchen wehte und die Kuppe des Joches schimmerte so einladend im goldenen Grün, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, hinaufzusteigen. Rund um dieselbe zog sich ein Band von rotem, wohlgeschichtetem Marmor, der zu Tischplatten und Kirchenschmuck gebrochen wird und wenn

er nicht so hoch im Gebirg stände, gewiß allseits verwendet würde. Der Paläontolog kann hier eine Nachlese von versteinerten Ammoniten halten; das Beste holte schon der Pfarrer Dötzkirchner von Reit im Winkel für das geologische Museum zu München.

Der Weg zum Joch zieht sich sanft über Mähder, aus welchen sich ein kleiner, von Zwergföhren überwachsener Felsgipfel mit der Triangulierungspyramide erhebt. Bald war dieser erklettert. Der Postmeister hatte recht; man genießt hier wirklich einer unvergleichlichen Fernsicht. Im Bogen schimmern die Schneehörner und Gletscher der Zentralalpen, in greifbarer Nähe ragen die Felsen der Kalkkare empor und dann das Labyrinth der grünen waldigen Vorberge, vor welchem sich das bayrische Flachland mit dem Chiemsee in ungemessene Weiten ausdehnt.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, einige schmale Wolkenstreifen verhüllten sie wie Schleier, bis sie wieder blitzend durchdrang; endlich wurde ihr Flammenglanz matter und der ungeheure purpurrote Ball sank hinter den fernen Hügeln Schwabens. Die Wolken loderten und glühten, bis endlich ihre Farbe aus dunkelviolett in grau überging. Auf diesen Höhen bricht die Nacht schnell ein; deshalb mußte ich mich sehr beeilen, um ohne Gefährde zurückzukehren. Vor der Hütte begegnete mir der Senner; ihm schien es unbegreiflich, daß ich wegen des Unterganges der Sonne auf das Joch gestiegen, das sehe man ja alle Tage, wenn nicht etwa der Himmel trübe sei. Unser Sinn für schöne Landschaften und die Reize der Natur ist ein Resultat der Bildung. Bei den meisten Touristen ist freilich die Bewunderung der Natur

auch nur eine Mode, die mitgemacht werden muß; wir zweifeln nicht, daß diese wieder einer anderen Platz machen werde und vielleicht entdeckt man auf Gebieten, die man jetzt übersieht und nicht beachtet, Reize, welche mehr locken, als die wilde großartige Schönheit der Alpen, die eigentlich im Grunde genommen nur wenigen verständlich ist. Darin gleichen die Berge den Klassikern, man kann sie durchlaufen und hat auch davon Genuß und Belehrung; ihre volle Schönheit, ihre Eigentümlichkeit enthüllen sie aber nur dem, der ihnen mehr als ein Jahr widmet und von verschiedenen Seiten, zu verschiedenen Zeiten vor sie hinzutreten wagt. Sollte vielleicht gar der Naturforscher Recht haben, der die Frage: „Was ist für ein Unterschied zwischen einer Schar Touristen, welche der Führer auf das Joch geleitet und einer Herde Schafe, die der Senner hinauftreibt?" — dahin beantwortete: „Jene setzen sich auf der Spitze droben in das Gras, diese fressen das Gras." Manchmal gewiß!

„Früh schlafen und früh auf" ist Grundsatz auf der Alm, dem ich nicht widersprach. Ich warf mich daher bald auf das Bett und schlummerte, nachdem ich noch in der Odyssee geblättert, bald ein. Nebenan befand sich der geräumige Stall, in den allabendlich das Vieh eingetrieben und worin es an der Kette befestigt wurde. Das geschieht nicht auf jeder Alm, gewöhnlich überläßt man die Tiere sich selbst, oder man sperrt sie in einen Pferch, der mit einer Mauer aus roh gefügten Bruchsteinen eingefaßt ist. Hier mögen sich denn die Rinder auf dem Boden, der aus weichem Mist und feuchter Erde zu einem Brei geknetet ist, behelfen, wie sie können.

Auch die Almhütten gleichen in anderen Gegenden des Landes eher einem Schweineſtall, als der Wohnung menſchlicher Weſen, ſo daß die Franzoſen nicht erſt nach Polen hätten gehen dürfen, um den Schmutz als fünftes Element kennen zu lernen. Dem entſpricht gewöhnlich die Tracht der Senner. Den Leib überkruſtet eine Borke von Kot, das Hemd wird während des Aufenthaltes im Gebirge nie gewechſelt und gleicht daher einer ſchmierigen Leimtaſche; die Entſchuldigung, welche man für dieſen Unflat hört, lautet dahin, dieſes ſei das beſte Mittel gegen Ungeziefer. Der Senner verbringt die langen Stunden des Tages gewöhnlich in göttlicher Faulheit; iſt das Wetter ſchlecht, liegt er auf dem Heu und horcht behaglich dem Klopfen des Regens zu, ſcheint die Sonne, ſo ſucht er einen weichen Grasfleck, flackt auf dem Bauche, deckt ſich mit dem Hintern zu und qualmt einen Tabak, deſſen Geſtank ſich nur mit dem ſeiner Wäſche vergleichen läßt. Ueber das Dolce far niente der Senner — und dieſes iſt vorzüglich der Grund, warum ſie ſich ſo nach der Alm ſehnen — ließe ſich ebenſo gut ein Kapitel ſchreiben, wie über das der Neapolitaner. Der Müßiggang wird nur durch das Melken des Viehes, die Bereitung der Butter, die, zu großen Ballen geſchlagen, in ſogenannte Männlein aufgeſtockt wird, des Käſes, welcher ebenfalls im Gaden in Reih und Glied ſteht und vor allem durch das Kochen eines ſchmalzigen Breies, der tagein tagaus als Koſt dient, unterbrochen. Die Steine, welche über die Alm zerſtreut den Graswuchs hemmen, aufzuſammeln, fällt einem ſolchen Schlingel nur ſelten ein. Daher iſt die Almwirtſchaft in manchen Gegenden Tirols nicht ſo ein-

träglich, als sie es unter anderen Voraussetzungen sein könnte, ja sie nimmt, wie sich statistisch nachweisen läßt, sogar von Jahr zu Jahr ab, indem der ausgesaugte Boden immer weniger Vieh ernährt.

Der Leser erwartet, ich werde ihm nun auch von den Sennerinnen erzählen, etwa in der Art, wie er Stücke auf der Bühne gesehen hat, wo alles parfümierte Empfindsamkeit atmet. In Tirol versehen auf der Alm fast ausschließlich Senner den Dienst; der Klerus, welcher strenger geworden, eifert überall gegen die Dirnen und es läßt sich nicht leugnen, daß früher Männlein und Weiblein in nackter Paradiesesseinfalt da droben auf den Bergen zusammenlebten. Was man jetzt von Weibsleuten auf der Alm trifft, ist gewöhnlich so garstig, daß man gewiß keine mit einer Stange anrühren möchte. Ob das Mittel geholfen hat? Daran zweifelt jeder, der das Unterland kennt, wo das sechste Gebot wohl im Katechismus steht, aber den Buben und Mädeln nicht immer ins Blut übergegangen ist.

Als der erste Schimmer des Tages durch die Spalten des Stalles drang, wurden meine gehörnten Nachbarn unruhig und begannen zu muhen, so daß ich nicht mehr schlafen konnte und das Weite suchte. Noch ehe die Sonne aufging, stand ich vor der Marmorsäule, welche mit dem Wappen Tirols, Bayerns und Salzburgs geschmückt, die hier zusammenlaufende Grenze dieser drei Länder bezeichnet. Nach einer Sage hätten die Fürsten derselben einmal hier getafelt und der Stuhl eines jeden sei auf seinem Gebiet gestanden. Eine ähnliche Grenze finden wir in Dantes „Hölle" am Gardasee.

Von hier wendete ich mich westlich, es dem Zufall

überlaſſend, wohin er mich über Stock und Block führen würde, wußte ich doch, daß ich in das Tal der Ache gelangen mußte. Durch den Wald niederſteigend, kam ich an die bewachſenen Reſte einer Schanze, die eine Verbindung zwiſchen Köſſen und Waidring gedeckt hatte und von hier zu einem Bauernhof, deſſen Herr ſeit uralter Zeit ein eigentümliches Vorrecht übt. Der Geiſtliche des Dorfes, dem er eingepfarrt iſt, darf nämlich die Chriſtmette nicht früher beginnen, bis jener eine ſchwere Butterkugel auf den Altar niedergelegt hat.

Der Weg in das ſchöne Talbecken von Köſſen iſt von Tannen beſchattet; nach Oſten werden bereits die Berge niederer und reichen nicht mehr über die Holzgrenze, jenſeits derſelben beginnt das hügelige Vorland der bayriſchen Ebene. Hier grünt noch die ſchöne Weißbuche, welche, durch ganz Oeſterreich und Salzburg verbreitet, ihre weſtliche Grenze bei Kufſtein berührt.

Die Ebene iſt unverkennbar der Boden eines ehemaligen Sees, von dem der Walchſee ein Ueberreſt iſt und deſſen Waſſer durch die Spalte von Klobenſtein abfloſſen. So heißt ein Felſenriegel öſtlich von Köſſen, welcher, durch einen Riß bis zum Grunde geborſten, der Ache kaum Platz läßt und ſie, wenn im Sommer häufige Regen ihre Flut ſchwellen, oft weit zurück ins Tal ſtaut. Hier ſei Maria von Herodes verfolgt worden, und als ſie an die Felſen gelangte, wo kein Ausweg mehr war, öffneten ſich dieſe, um ihr einen Pfad zu bahnen. Nebenan ſteht ein vielbeſuchtes Kirchlein unter der Obhut eines Klausners.

Auf dem waldigen Wege von Köſſen erhebt ſich als einzige Merkwürdigkeit eine Säule, das Andenken des

Bruderkampfes zwiſchen Bayern und Tirolern. Sie trägt die Jahreszahl 1703; an dieſer Stätte wurden einige hundert Bauern, welche, um zu rauben, aus Bayern eingebrochen waren, niedergemetzelt. Köſſen iſt übrigens den Geologen wohlbekannt; ein wichtiger Schichtenkompler hat von dem Dorfe den Namen.

Der Walchſee, in deſſen Wäſſern ſich die Kalkſchrofen des Kaiſers ſpiegeln, iſt faſt regelmäßig oval und von keinem großen Umfange. Der Weg in das Inntal geht durch eine Waldſchlucht, die im groben Konglomerat der Tertiärformationen eingegraben iſt; Ausbiſſe und Schmitzen von Braunkohle veranlaßten bereits manchen erfolgloſen Schürfverſuch. Am Eingange des Inntales im Wirtshauſe der Sebi, wo die Straße von Chiemſee mündet, mag man wohl ein Viertelſtündchen raſten; während die Hitze des Tages verkühlt, ſchlürft man hier gern ein Glas Wein und bewundert das herrliche Landſchaftsbild. Die Linien ſind allerdings zu unruhig, zu raſch wechſelnd, ja faſt zu geknickt, als daß ein Maler ſie auffaſſen möchte; hier jedoch, wo es ſich nicht um einen Fleck Leinwand handelt, ſondern ungeheure Berge, wie der Pendling, deſſen Pyramide hoch über die niedere Waldkette emporreicht, den Umriß in den blauen Himmel zeichnen, hier freut man ſich an den prächtigen Einzelheiten, welche Sonnenglanz und Farbe doch zur Harmonie verbindet. Wer mutet einem Künſtler zu, das Panorama des Unutz oder des Kammerkar wiederzugeben, oder den Sternenhimmel zu malen? Es gibt Dinge, die ſich durch ihre Größe dem Rahmen entziehen, ihn zerſprengen; auch hier zeigt ſich der Meiſter in der Beſchränkung.

Weil es mir einerlei war, ob ich Kufstein bei Tag oder Nacht erreichte, so schlenderte ich langsam durch die Erlenau von Ebbs und gelangte erst beim Einbruch der Dämmerung an die Gallasschanze, ein ehemaliges Vorwerk der Festung, welches sich, an einen Sporn des Kaisergebirges lehnend, zum Inn zieht und den Zugang vollständig sperrte. Wall und Graben sind noch gut erhalten, jedoch von Gras überzogen, die Kasematte ist in eine Schnapskneipe umgewandelt.

Ein steiler Fels, an der Nordseite vom Inn bespült, trägt die alte Festung Kufstein. Was sich in der Gegend Bedeutendes zugetragen, knüpft sich an ihre Wälle, die, völlig sturmfrei, nur durch Aushungerung oder Batterien, die auf höher liegenden Punkten errichtet sind, bezwingbar sind. Die Mauern aus Tuffstein, der die Kugeln eindringen läßt, aber dabei nicht zersplittert, haben eine Dicke von 2—3 Klaftern; sie konnten daher gewöhnlichem Geschütz festen Widerstand leisten, vor dem Gruß gezogener Kanonen würden sie sich bald neigen müssen.

Früher waren alle Plätze, welche die Umgebung beherrschten, mit Festungswerken gesichert; auf der Zellerburg, die jenseits des Inn Kufstein überhöht, standen zwei Blockhäuser; von hier bis zum Maistallerberg war das Tal durch eine Reihe zusammenhängender Schanzen und Redouten, in deren Mitte eine Kaserne die Straße sperrte, geschlossen, ebenso hatte man den vorliegenden Lausbüchl nicht außer acht gelassen. In der langen Zeit des Friedens verfielen diese Werke; neuerdings hat man jedoch diesem Passe gegen Bayern wieder Aufmerksamkeit geschenkt. Als die Eisenbahn

eröffnet wurde, baute man in der Nähe des Bahnhofes nach den neuesten Regeln der Befestigungskunst ein Fort, das zwar viel Geld kostete, jedoch als ein militärisches Schaustück in neuester Zeit dem Abbruch überlassen wurde. Die Eisenbahn zu decken, genügen einige Minen am Inn bei den Felsen der Zellerburg.

Kufstein hat mehrere Belagerungen ausgehalten; zum ersten Male eroberte es Kaiser Max, der den Kommandanten Pienzenauer hinrichten ließ. Dieser hatte die Majestät dadurch beleidigt, daß er auf jeden Kanonenschuß zum Spott die Mauern mit einem Besen abzukehren befahl, bis die schwersten Geschütze jener Zeit, Burlepaus und Weckauf, aus dem Zeughause von Innsbruck geholt wurden und die Mauern zertrümmerten. Das geschah 1504. Im Jahre 1703 ging die Festung durch Ratlosigkeit des österreichischen Kommandanten an Bayern verloren. Während des Aufstandes 1809 verteidigten sie diese heldenmütig gegen die Bauern unter Speckbacher, der vergebens alle List aufbot, sie zu bezwingen. Der wilde Kampf, der Haß gegen die Unterdrücker hatte in seiner Brust jedes Gefühl von Ritterlichkeit erstickt. Unbekannt ist die folgende Anekdote. Die Gräfin Trautmannsdorf, die Mutter des bekannten Politikers Norbert Pfretzschner, besaß zu Kufstein ein Wirtshaus. Sie war spät abends in ihrem Zimmer, da öffnete sich plötzlich leise die Türe und der furchtbare Tiroler Bauernführer stand vor ihr. Er war durch eine Dachlucke eingestiegen. Nun redete er ihr in jeder Weise zu: „Sie solle die bayrischen Offiziere, welche bei ihr einkehrten, vergiften!" — Die edle Frau wies diesen Anschlag mit Entrüstung zurück und er verschwand wie-

der durch das Dach. An Oeſterreich wieder zurückgegeben, diente die Feſtung bis jetzt als Gefängnis für Verbrecher und politiſch Kompromittierte. Hier ſaß eine Zeitlang die Pariſer Göttin der Vernunft Theroigne Mericourt; droben auf dem Kaiſerturm brummten 1830 mehrere Polen, für welche ich als unreifes Studentlein in den Ferien ſchwärmte. Einer durchbrach die dicken Mauern und entrann, 1849 war hier eine ungariſche Gräfin eingeſperrt; hier vertrauerte Roßa Sandor, der Geier der Pußta, ſeine Tage in langer Gefangenſchaft. Früher wurde dieſer kühne Räuber von vielen Neugierigen beſucht, welche ihn mit Wein und Zigarren beſchenkten: da erwachte ſein magyariſcher Stolz und er forderte vom Kommandanten der Feſtung, daß niemand mehr kommen dürfe, ihn wie ein wildes Tier zu betrachten. Trotzig und verſchloſſen auf dem Strohlager liegend, brütete er langſam hin, bis er begnadigt an die Sümpfe der Theiß zurückkehren durfte, wo er als Räuber endete. Außer den Erinnerungen der Geſchichte bietet Kufſtein wenig Merkwürdiges. Die alte gotiſche Kirche iſt moderniſiert; Beachtung verdient ein Grabſtein aus rotem Marmor an der linken Wand, reiche Wappenſchilder und kunſtreiche Schnörkel geben Zeugnis von dem biderben und ehrenreichen Ritter, dem Gott eine glückliche Urſtänd verleihen wolle. — Noch ein Grab! Aber nicht hier, ſondern am Fuße des Calvarienbergleins, wo ſo viele Fremde die ſchöne Ausſicht bewundern. Ein Grab ja! Hinter dem eiſernen Gitter auf dem Friedhofe ruht Fr. Liſt, der große Nationalökonom, der hier ſeinem traurigen Leben durch einen Piſtolenſchuß ein Ende machte und nun in der ewigen Ruhe nicht

mehr an den Dank denkt, den ihm das deutsche Volk schuldete, aber nicht zollte. Dieses Grab ist ein schönes Zeichen der Duldsamkeit, welches den Kufsteinern Ehre macht.

Den nächsten Tag benutzte ich zu einem Ausflug nach Thierberg, einer Ruine, die sich mitten aus den Bäumen eines rauhen Kofels erhebt. Ihr jetziger Besitzer hat sie vor gänzlicher Zertrümmerung gesichert. Eine Kapelle nebenan ist dem heiligen Johannes geweiht und steht unter dem Schutze einer Einsiedelei, welche noch vor kurzem ein armes Weib bewohnte. Wie die Sage erzählt, vertrieb die Gräfin eine schwangere Bettlerin, welche Almosen heischte, hart und mitleidlos. Diese tat den Fluch, sie solle bei der ersten Entbindung so viele Kinder erhalten, als Tage im Jahr. Richtig gebar sie 365 fingerlange Knirpse, welche der Priester in einer Schüssel taufte. Die Geschichte muß wahr sein, denn sie ist auf einer hölzernen Tafel abgebildet und die Frauen, welche Nachkommenschaft wünschen, wallfahrten fleißig, vielleicht suchen sie dort Lessings Einsiedler. Im Walde liegen einzelne Höfe, echt germanische Ansiedlungen, wie denn die Bewohner dieser Gegend überhaupt von reiner bavarischer Rasse sind. Auf dem Mittelgebirge sind mehrere Seen zerstreut; es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn man plötzlich aus den dichten Tannen heraustritt und die ruhige dunkle Wasserfläche zu Füßen sieht. An dieser einsamen Stätte, deren Stille höchstens der Schrei eines Falken unterbricht, erinnert man sich gern an den reizenden „Alpsee" von Christian Schneller, oder an den düsteren Lenau; ich habe unter den Bäumen des

Ufers, mit der Büchse zur Seite, hier manche Stunde verträumt.

„Auf wilder Höhe liegt der See
Er spiegelt klar der Alpen Schnee."

Den Rückweg von Thierberg suchte ich quer durch den Wald gegen Kiefersfelden, ein Dorf, welches durch seine Bauernkomödien berühmt war, an denen auch viele Arbeiter der Eisenschmelze teilnahmen. Unweit davon erhebt sich links an der Straße die Ottokapelle in reichem gotischen Stile, mit einem Unterbau von Quadern. An dieser Stelle nahm Prinz Otto von Bayern Abschied von seinen Eltern, welche ihn bis an die Grenze begleitet hatten, als er nach Griechenland reiste, um die Krone dieser undankbaren Slaven zu tragen und dann schmählich zu verlieren.

An der Schattenseite der Zellerburg reichen die Alpenrosen bis in das Tal. Wenige Schritte davon steht das Kirchlein des heiligen Leonhard, den das Volk zum Patron der Pferde erkor. An seinem Feste versammelten sich früher alle Bauern der Gegend und galoppierten mit ihren Rossen dreimal um das Gebäude, in der Meinung, dadurch das Vieh im ganzen Jahr gesund zu erhalten. Von hier führt eine prachtvolle Lindenallee zur Naggelburg, einem Wirtshause, wo die Festlichkeit gewöhnlich mit Zechen und Raufen geschlossen wurde.

Quer über den Sattel des Kaisersgebirges führt ein Einschnitt bei Sparchen, einer Mühle am Ausgange des Bärentales. Selten hat der absichtslose Zufall dem Künstler ein fertiges Bild geliefert, das er ohne weitere Zugabe einfach abzuzeichnen braucht; hier findet er ein

ſolches und er kann es dem Photographen nur durch den Reiz der Farben zuvortun. Links eine Felſenwand, an der ſich kühn ein Pfad emporwindet, rechts der Abhang mit großen Föhren, in der Mitte die Schlucht mit einem rieſigen Steinblocke, deſſen Spitze ein großes Kreuz ziert, im Vordergrund die Mühle mit dem ſchäumenden Bach; das iſt ein kleines Meiſterſtück von künſtleriſcher Anordnung.

Der Steg an der Felſenwand führt zu mehreren Bauernhöfen, welche die Kufſteiner nicht ſelten beſuchen, um ſich an Alpenluft und friſcher Milch zu laben. Ich ſtieg in die Schlucht, in deren Tiefe ſich der Bach durcharbeitet, hinab, denn in der Felſenwand iſt eine ſchattige Höhle vertieft, wo ſich angeblich Tierknochen befinden ſollen. Wild und ſchroff war der Weg, einzelne Tannen hatten ſich mit dem Wurzelgeflecht feſt in das Geſtein eingekrallt, als fürchteten ſie, ſchwindelnd in den Abgrund zu ſtürzen; mich ſtellenweiſe an Aeſte und Stämme haltend, dann wieder im Sprunge vorwärts auf den eckigen Kanten oder die Hand an einen Grasbüſchel klammernd, erreichte ich endlich die weite Mündung der ſteinernen Halle. Der Boden beſtand aus feinerem Grus, zum Teil durch den aufgelöſten Kalk verkittet, in dem ich bald Klauen, Zähne und Knochen von Bären entdeckte, gemengt mit den Ueberreſten der Wiederkäuer, welche jenen zur Nahrung dienten. Man muß jedenfalls den Geſchmack der Familie Petz loben, die hier ihre Wohnung aufſchlug, wo die ſchroffe Wand alle Sicherheit gewährte und das Rauſchen des Baches die Trägen bei der Sommerſieſta gar angenehm in Schlummer lullte. Uebrigens können die Knochen auch

von alten Höhlenbären ſtammen, leider war kein Stirnbein erhalten, das die Beſtimmung erleichtert hätte. Sei dem, wie ihm wolle, dieſe Knochenhöhle iſt jedenfalls als einzige bis jetzt in Tirol entdeckte für den Naturfreund von Belang.

Der Charakter der Gegend wurde immer düſterer, Felſen und Bäume hemmten jede Fernſicht und ich atmete frei auf, als mir endlich ein offener grüner Fleck mit einer Almhütte winkte. Die Sennerin, wenn auch kein ſchönes, doch ein friſches, geſundes Mädchen, bot mir bereitwillig Milch und Butter. Ich wollte ihr dafür ein paar Sechſerln bieten, ſie lehnte es aber kopfſchüttelnd ab mit dem Beiſatz: „das wäre ein neuer Brauch auf dem Kaiſer, wenn man ein Tröpflein Milch zahlen wollte.“ Mich erfreute dieſe Gaſtfreundſchaft um ſo mehr, da ſie auf den andern Almen faſt zur Mythe geworden. Als ich vor die Türe trat, heftete ich den Blick zufällig auf einen grünen Fleck hoch oben in den Kalkfelſen; das Mädchen bemerkte es und erklärte, das ſei des Teufels Wurzgarten, wohin er aus Neid alle Kräuter verſetzte, die dem Menſchen nützlich ſein könnten. Die Bauern bevölkern dieſe ſchauerliche Felſenöde, die ſich vortrefflich zu einem Hintergrunde für die Einleitung zu Lenaus Fauſt eignen würde, mit Geſpenſtern; hieher verbannen fromme Kapuziner die Seelen derjenigen, welche nach ihrem Tode an der Stätte ihrer Sünden rumoren und die Leute ſchrecken. Hinter der Alpe erhebt ſich das Stripſenjoch, deſſen Schneide man über grüne Wälder in einer halben Stunde bequem erreicht. Jenſeits ſenkt ſich der Weg durch eine ſteile Rinne nieder, bald betritt man wieder

Grasboden, über welchen die Blöcke der Carditaſchichten mit zahlloſen Verſteinerungen zerſtreut ſind. Plötzlich fielen mir einzelne Tropfen auf die Hand, der Sturm begann um die Felſenzacken zu toben und ein furchtbares Gewitter brach los. Ich ſtand in einer verlaſſenen, halb zerfallenen Schäferhütte unter; einige Ziegen, die mäckernd daherſtürzten und den Regen ſcheuten, leiſteten mir Geſellſchaft. Endlich war der Orkan vorübergebrauſt, alles glänzte wieder taufriſch und farbenbunt; ich kehrte, obwohl ich nach St. Johann nur zwei Stunden gebraucht hätte, wieder nach Kufſtein zurück, oft gehemmt von den Bächen, die durch jede Rinne abfloſſen.

Am nächſten Morgen ſchlug ich den Weg über den Kufſteinerwald ein. Die Straße iſt jetzt an den Inn verlegt und dadurch die Höhe, welche man ſonſt nur mit Vorſpann überwinden konnte, umgangen. Auf dieſem einſamen Wege fällt dem Wanderer manche Räubergeſchichte ein, die noch im Volke nachklingt und bald verklingt, weil ſie der Lärm der Eiſenbahn übertönt. Das Dorf Kirchbühl mit ſeinen im Wald zerſtreuten Höfen iſt eine anmutige Idylle. In dieſer Einſamkeit entſtand die religiöſe Sekte der Manharter, welcher der Papſt nicht mehr rechtgläubig genug war, ſo daß ſie die Weihe der Prieſter nicht anerkannte. Die Leute waren von puritaniſcher Sittenſtrenge; der letzte Manharter liegt, weil er die Sakramente auf dem Sterbebette zurückwies, unter dem Apfelbaum ſeines grünen Angers.

An jenem einſamen Grabe vorüber ſchritt ich langſam weiter zum Eggendorfer Walde. Das Volk erzählt von einer verſunkenen Stadt, die Schaufel des Bauern

traf auf zerbröckelte Urnen mit Knochenasche und Bronzegeräte. So nah liegen hier Heidentum und Christentum friedlich nebeneinander.

Ich traf rechtzeitig in Wörgl ein, um mit dem Dampfwagen Innsbruck vor Abend zu erreichen.

Die tiroler Schützen

Wer hätte nicht schon die Lieder der Tiroler Sänger gehört, sei es nun auf einem Jahrmarkt in schmutziger Bude oder im glänzend erleuchteten Konzertsaal? Nur schade, daß diese Nationallieder vom Volke in Tirol gar nicht gesungen werden und ihm oft ganz unbekannt sind. Man kann sie freilich nebst mancher andern erlogenen Gemütlichkeit in den Wirtshäusern des Zillertales hören, da sind aber im Dorfe auf Kosten des Fremden ein Paar Vögel künstlich abgerichtet, die sie komödiantisch aufgeputzt für Geld zum Besten geben. Das Volk in Tirol singt wenig mehr: wenn die Leute ins Schuldbüchlein schauen, vergeht ihnen die Lust dazu; an manchen Orten hat man wohl gar die Zithern als Werkzeuge teuflischer Lust zerschlagen. Freilich hört man hie und da ein Schnadahüpfl zu Ehren eines saubern Dirdnls oder auch zu Unehren von Menschen und Ständen, welche das Gesetz vor derlei Angriffen zu schützen pflegt. Jene sogenannten Nationalgesänge wissen viel von Gemsen, lustigen Sennerinnen und kühnen Jägern. Was die Gemsen betrifft, so muß es sich mancher ehrliche Gaisbock gefallen lassen, daß seine Haut auf den Namen des stolzen Vetters zu Handschuhen verarbeitet von den Hausierern, die nicht in, wohl aber außerhalb Tirol jedermann dutzen, durch ganz Deutsch-

land verkauft wird. Die Gemſen ſind viel zu ſelten, um all' das Leder zu liefern; noch ſeltener aber die ſchönen Sennerinnen, oder eigentlich zum Jammer des berühmten Berliner Gemſenjägers gar nicht mehr vorhanden. Die Milchwirtſchaft wird jetzt faſt überall auf den Alpen von oft ſehr unflätigen Sennern betrieben; denn man hat ſich, beſorgt für die Tugend der Lämmer, darein gelegt, daß keine Mädchen mehr auf die Alm kommen. Hie und da ſieht man allerdings eine Sennerin, da möchte man ſich aber davor kreuzigen und ſegnen. Nur in einem kleinen Teile des Unterinntales, der zur Diözeſe Salzburg gehört, iſt es beſſer; doch wir reden von Tirol überhaupt. Nun, da wird's mit den Schützen auch nicht mehr weit her ſein, den luſtigen Buben, keck genug, dem Teufel ein Horn abzubrechen, wenn er Luſt hat zu raufen. Ja es iſt nimmer viel damit; der letzte Steinbock wurde vor mehr als hundert Jahren im Zillertal geſchoſſen und vielleicht ſtirbt ihm, ehe hundert Jahre verfloſſen ſind, der letzte echte Wildſchütz nach und ein Paläontolog ſammelt unter einer Felſenwand ſeine zerſchellten Knochen etwa wie die des Mammuth für ein Muſeum. Alles hat ſeine Urſachen; ſo läßt ſich gar mancher Grund angeben, warum dieſe originelle Menſchengattung im Verſchwinden begriffen iſt. Der wichtigſte iſt wohl, daß der Wildſtand überall ſehr vermindert, ja in manchen Gegenden faſt ganz vernichtet wurde. Sieh dir die herrlichen Zentralalpen Tirols an mit ihren grünen Matten, darüber der Gürtel dunkler Zirbelbäume und zu höchſt die ſchimmernden Gletſcherkronen: Du hörſt das Krächzen der Jochdohle, aber ſelten das Falzen des Auerhahnes; da und dort klingelt

das Glöckchen des Leitſchafes, der grelle Pfiff der Gemſe iſt jedoch verſtummt und wohl wühlt die Alpenmaus die Erde auf, vom zierlichen Murmeltier erzählt jedoch kaum die Sage. Nicht oft mehr ſiehſt du einen Adler durch die Luft ſchwimmen, den letzten Lämmergeier haben vor dreißig Jahren die Ampezzaner — aufgegeſſen. Das Muſeum zu Innsbruck, welches dieſen letzten Mohikaner für ſeine Sammlungen zu beſitzen wünſchte, erhielt einige wertloſe Federn. Wo nichts iſt, hat auch der Kaiſer das Recht verloren und niemand kann dort etwas ſchießen, daher wird ſich auch nur mehr in den wildeſten Gegenden Tirols der klaſſiſche Typus des Wildſchützen ausbilden. Seit 1848 iſt die Jagdbarkeit großenteils in den Beſitz der Gemeinden übergegangen. Das hat nun allerdings die Folge, daß die Bauern das Wild, welches ihnen ſelbſt gehört, nicht mehr ſtehlen, weil ſie die Jagd verpachten wollen und niemand auch nur einen Pfennig dafür gäbe, wenn das Wild nicht einigermaßen ſicher wäre. Die Pächter ſind aber nicht ſelten Leute, die von dem edlen Waidwerk ungefähr ſo viel verſtehen, wie ein Damenhündchen, und daher, um den Schilling herauszuſchlagen, für ein paar Groſchen jedem geſtatten, ſein Pulver im Wald zu verpuffen und ſo kracht es den ganzen Tag, daß ſelbſt arme Finken und Meiſen von überſtandener Lebensgefahr zu pfeifen wiſſen. Hie und da übernimmt allerdings ein verſtändiger Mann die Sache und dann hebt ſich in kurzer Zeit der Wildſtand auf wunderbare Weiſe. Aus dem Geſagten ergibt ſich, daß das Handwerk des Wildſchützen nicht ſehr einträglich iſt; der Glücklichſte verdient ſich kaum das Schmalz auf die Suppe und während jedes andere Gewerbe ſeinen

Mann nährt, ist hier der Hunger Koch. Früher war es freilich anders! Da besaß der Adel geschlossene Wildstände, die sorgfältig gehegt wurden; jetzt hat er aber in Tirol abgewirtschaftet; aus den Zimmern zerfallender Schlösser, wo noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die lustige Lisel, die Schwester des großen Josef, Statthalterin war, der Jubel zechender Jäger schallte, guckt jetzt der Bauer und raucht sein Pfeiflein. Dazu kommen noch die strengen Paragraphen des Kriminalkoder, welche gegen Wilderer unnachsichtlich gehandhabt werden; da hat gar mancher lustige Bua, weil er ein Hirschlein anbleite, jahrelang im Zuchthaus Wolle krempeln müssen.

Ist die Gemsjagd schon für den Berechtigten, der die Gendarmerie nicht zu scheuen braucht, voll Gefahr, so muß der Wilderer noch mehr wagen, indem er, um von niemand gesehen zu werden, die gewöhnlichen Pfade gar nicht betreten darf. Dafür hat aber dieser eine bewunderungswürdige Fertigkeit im Klettern; wo er in der kahlen Wand nur die Spitze eines Fingers einzuhacken vermag, zieht er den ganzen Leib nach und schwingt sich empor. Deswegen üben sich die Schützen gern im „Haggelen": zwei starke Männer fassen sich an dem Mittelfinger der rechten Hand und ziehen und zwar so lang, bis einer nachgeben muß. Bei diesem scheinbar harmlosen Spiel, das seinen guten Zweck hat, werden oft große Wetten gewonnen und verloren. Im Karwendelgebirge war einmal ein Schütze schon von den bayrischen Jägern umstellt, kein Ausweg schien mehr offen, denn vor ihm türmte sich himmelan eine Wand, über welche hinaufzulaufen nur einer Fliege möglich

ſchien. Die Jäger, ihrer Beute gewiß und auf großen Lohn hoffend, wenn ſie den berüchtigten, langverfolgten Wilderer einlieferten, brachen in lauten Jubel aus. Sie verkauften aber den Pelz, ehe ſie Petz hatten. Der kletterte, als ob er Flügel hätte, über den Schrofen hinauf und ließ, nachdem er ſich glücklich gerettet, den verblüfften Jägern zum Trotz ein luſtiges Spottliedl erſchallen. — Zu Abſam iſt ein berühmter Wallfahrtsort, der wegen der wunderſchönen Lage und des guten Weines, den man beim Bognerwirt trinkt, gerne beſucht wird. An einem Sonntag fand ich in der Nähe der Kirche einen Wilderer aus Leutaſch, mit dem ich hie und da, wenn er einem Gemslein und ich ſeltenen Kräutern nachſtieg, im Hochgebirg zuſammengetroffen war. Ich redete ihn an: „Was tuſt denn du da, Jagg, mit einer Kerze groß und dick wie dein Bergſtock, willſt du ſie der Mutter Gottes zum Opfer bringen?“ — „Ja freilich,“ antwortete er, „denn hätt' mir dieſe nicht geholfen, ſo tät' ich auch keinen Roten mehr trinken.“ Aufgefordert zu erzählen, blinzelte er mit dem linken Auge auf die Umſtehenden, ich verſtand das und lud ihn nach der Meſſe zu einer Halben Wein ins Wirtshaus. Er kam bald, wir ſetzten uns ſeitab in eine Laube. „Von wegen der Mutter Gottes, die mir aus der Patſche geholfen,“ begann er, nachdem er einen Schluck getan und eine Priſe geſchnupft, „iſt es eigentlich ſo. Im letzten Spätherbſt bin ich übers Karwendl nach Bayern geſtiegen, da hat es angefangen zu ſchneien und ich mußte in einer Höhle unterkriechen; denn das wißt Ihr ſelbſt, daß man, will man nicht ausgeliefert werden, weder bei einem Wirt noch bei einem Bauern einkehren darf. Drei Tage

hockte ich frierend und hungernd in dem Loche, hätt' ich nicht ein bißchen Enzianbranntwein bei mir gehabt, so wär' ich ſicher drauf gegangen. Hab' auch ſchon geglaubt, es ſei mein letztes End', da hat ſich der Himmel aufgetan und die Sonne hell und warm zu ſcheinen angefangen. Nun war eine Gefahr anderer Art. Es wäre niemand möglich geweſen, über die Felſen zu klettern und ſo mußte ich die gewöhnlichen Gangſteige aufſuchen, wo die Jäger hin- und herſtreichen. Die ſpürten mich denn auch richtig von weitem aus, was übrigens keine Kunſt war, denn auf dem weißen Schnee konnte man einen Menſchen recht gut bemerken und dann mit dem Fernrohr erkennen, was er für ein Handwerk treibe. Als ich um eine Ecke bog, ſchrie mir ſchon von unten einer entgegen; ich kehrte um, da hatte mich von oben ein anderer umgangen. Jetzt wo an und wo aus? Ja, wenn Sommer geweſen wäre, hätte ich gelacht; ich wäre in die Runſe nebenan geſprungen und auf dem Steingeröll in das Tal gerodelt. Dieſe lag aber voll Schnee und ich wußte nur zu gut, daß der erſte Schritt hinein eine ungeheure Lawine loslaſſen und mich in die Tiefe reißen würde. Sollte ich mich dieſen bayriſchen Jägern ergeben? Mich mißhandeln und mit gebundenen Händen vors Landgericht ſchleppen laſſen? Nein! da wagt's ein ehrlicher Tiroler lieber auf den Tod, ich nahm den Hut ab, — die Kerle werden wohl gemeint haben, es geſchehe aus Untertänigkeit vor ihnen, — betete ein Ave Maria und empfahl mich der Gnade Gottes. Ein Sprung, es begann zu krachen und zu rumpeln, wildes Schneegeſtöber wirbelte auf, ich flog in den Abgrund, ja was wär' die Eiſenbahn dagegen!

— Nur daran weiß ich mich noch während dieſer Höllenfahrt zu erinnern, daß ich mir dachte, ich werde wohl im Himmel aufwachen, weil ich ſo fleißig gebetet, allein ich wachte eine Stunde tiefer im Tal auf; ringsum lag der Greuel der Verwüſtung, ungeheure Eisſchollen, Baumſplitter und Raſenſtücke, — ich war aber durch ein Wunder obenauf geblieben. Da ſprang ich in die Höhe, jauchzte laut und ſchoß vor Freude den Stutzen los. Nicht einmal das Schloß war ruiniert und als ich meine Kleider anſah, war freilich die lederne Hoſe hinten geplatzt, ſonſt aber gar nichts geſchehen. Die lederne Hoſe kann ich doch nicht zur Erinnerung an dieſes Wunder in der Kirche aufhängen, ſo hab' ich halt der Mutter Gottes eine Kerze gekauft." — „Aber merkſt du denn nicht, du Hauptſpitzbube," rief ich lachend, „daß dich die Mutter Gottes nur deswegen erhalten hat, damit du Buße tueſt für all' die geſtohlenen Hirſche, Rehe, Gemſen und Auerhähne." — „Warum nicht gar!" erwiderte er, „Gott Vater läßt das Wildzeug nicht bloß für die hohen Herren und ihre Jäger wachſen und wenn ſich da einer zu Gaſt ladet, iſt's nicht geſtohlen. Wär's Sünde, ſo hätt' mir die Mutter Gottes nicht durchgeholfen und mir zu lieb ein Mirakel getan!" Er kehrte wieder in die Leutaſch, die Mutter Gottes ſtrengte ſich aber für ihn nicht mehr an; denn als er wieder nach Bayern ſchlich, kehrte er nimmer zurück. Wahrſcheinlich vermodert mein guter Freund Jagg irgendwo auf einer Schutthalde, vom Blei eines Grenzjägers niedergeworfen. Das traf früher nicht ſelten ein; weder die eine noch die andere Partei machte in dieſem Falle viel Aufhebens, denn man wollte der leidigen Prozeſſe, Verhöre und Unterſuchungen

ledig ſein, weil dadurch doch kein Toter lebendig wird. Hie und da ſieht man einen Wildſchützen, der um ein Glied zu wenig hat; frägt man ihn, wo er darum gekommen, ſo ſpielt ein keckeres Lächeln um den Mund, er weiß ſich aber nicht mehr recht zu erinnern, ungefähr wie der Fuchs, der den Schwanz oder eine Pfote im Schlageiſen zurücklaſſen mußte. Die Wildſchützen machen mit den Jägern auch nicht viel Federleſens; bisweilen wurde der Kampf mit furchtbarer Grauſamkeit geführt. So fand man einen toten Jäger nackt bei den Füßen an einem Baumaſt ſo aufgehängt, daß ſein Kopf einen Ameiſenhaufen berührte. Wohl hatten Kohlenbrenner eine Zeitlang bei Nacht das Schmerzgeſchrei des Unglücklichen gehört, ſie meinten jedoch, der Teufel habe ſie zum Beſten, beteten einen Roſenkranz und legten ſich auf das andere Ohr. Ein berüchtigter Wilddieb war der vor kurzem verſtorbene Grünauer, der ſich Monate lang im Gebirge bei Partenkirchen aufhielt, ſo daß die bayriſche Regierung endlich einen Preis auf ſeinen Kopf ſetzte. Die Jäger ſuchten ihn überall, ein Förſter fand auch die Stelle, wo er Breipfanne und Schnappſack verborgen hatte. Er packte ſeine Beute zuſammen und ſchleppte ſie freudig nach Hauſe, jedoch dem Grünauer nicht unbemerkt. Er ſchlich ihm nach; als ſich dieſer nichts Böſes ahnend in der Stube mit ſeinem Weibe an den Mittagstiſch ſetzte, ſo ſprang jener herein, ſchlug den Stutzen an und drohte den Förſter allſogleich niederzulegen, wenn er die Sachen nicht herausgäbe. Als ihm das Weib das Verlangte überliefert, ſchied er mit luſtigem Gruße. Der Grünauer war überhaupt in Bayern ſo gefürchtet, daß die Bauern

gar nicht einmal in der Kirche neben ihm ſtehen wollten, in der Meinung, er habe mit dem Teufel einen Vertrag, der ihn unſichtbar und ſchußfrei mache. Da war große Gefahr, er werde ihn bald holen und damit er nicht den Unrechten erwiſche, trat jeder ſo weit als möglich beiſeite. Zwei Mittel ſind es, welchen die Wildſchützen beſonders vertrauten: Allermannsharniſchwurz, die langgeſtreckte, oft zweigabelige, mit feinem Faſergeflecht überzogene Zwiebel einer auf Alpen heimiſchen Lauchart, die man einem Ritter im Kettenpanzer vergleicht und welche, in der Johannisnacht Schlag zwölf Uhr ausgegraben, unverwundbar macht; dann die Gemskugel, ein Ballen aus Haar mit einer braunen Kruſte überzogen; man trifft ſie bisweilen im Magen kranker Tiere und verkauft ſie manchmal das Stück um einen Dukaten an abergläubiſche Narren, denn wer ſie bei ſich trägt, iſt unſichtbar. Um nicht dem gefährlichen Schwindel zu verfallen, verzehren manche Schützen ein Stück rohe Leber von der eben geſchoſſenen Gemſe. Dem Grünauer half aber der Zauber nicht viel; er wurde endlich ertappt und unter das Militär geſteckt. In der Gegend von Benediktbayern einquartiert, riß er aus, ſchwamm über den Kochelſee, ſuchte ſein in einer Schlucht verborgenes Gewehr und wilderte wie ehedem. Aber die Jäger waren ihm ſcharf auf der Kappe. Eines Abends kehrte er in einer verlaſſenen Sennhütte ein, nachdem er einen feiſten Gemsbock geſchoſſen, den er am andern Tage über Mittenwald nach Haus bringen wollte. Die Türe ſchloß er feſt, denn von ferne ſchlichen ihm einige Jäger nach; endlich überließ er ſich jedoch, weil er ihnen auf einer Seitenſteig außer Sicht ge-

kommen, ohne Sorge der Raſt. Plötzlich polterte es an der Türe, er fuhr empor und fragte: „Wer draußen?“ Gebieteriſch erſcholl die Antwort: „Aufgemacht, dann wirſt du es ſehen, ſperrſt du nicht auf, ſo wird man dich ſchon wie eine Grille aus dem Loch herausbringen.“ Grünauer wußte alſo gleich, wie viel es geſchlagen und rief trotzig: „Steck einer die Naſe herein und er ſitzt in der Hölle, eh' er noch Reu' und Leid gemacht.“ Von den Jägern hatte keiner Luſt, den Vogel aus dem Neſt zu holen, ſie zündeten daher die Hütte an. Er aber dachte: „Noch habt ihr mich nicht!“ räumte leiſe die Balken von der Türe, ſchob alle Riegel bis auf einen zurück, riß einen Sparren vom Dache und begann damit die Schindeln wegzuſtoßen. Die Jäger, in der Meinung, er werde hier durchbrechen, poſtierten ſich auf dieſer Seite; er aber ſprang plötzlich zur Türe hinaus, ſchoß den nächſten nieder und entrann in den Wald. Er wollte jedoch den Einfall in Bayern nicht vergebens unternommen haben und ſtreifte daher ſo lange umher, bis er eine Gemſe und ein Reh erlegt hatte. Schwer keuchend unter ſeiner Laſt kam er zu einem Vorſprung; bei einer Tannengruppe ſaßen zwei bayriſche Jäger, die Büchſen an einen Stein gelehnt verzehrten ſie ruhig plaudernd Speck und Brot. Grünauer ſchlich hinzu, bemächtigte ſich der Gewehre und trat nun mit geſpanntem Hahnen vor die Erſchrockenen. „Jetzt könnten wir eigentlich abrechnen,“ fuhr er ſie an, „indes will ich chriſtlicher ſein als ihr und ſchenke euch das Leben. Dort liegt Reh und Gemſe, jeder von euch nehme ein Stück auf die Schulter und trag es mir über den Berg nach Tirol.“ Wohl oder übel, ſie mußten dran. Hinter ihnen

ging der Wildschütz, sie nicht aus dem Auge lassend. Als die Grenze überschritten war, ließ er sie laufen.

Rührend ist die Geschichte eines Unterländer Bauernknechtes, der auch lieber mit der Büchse als der Mistgabel hantierte. Ohne Hoffnung, je von der Gemeinde die Erlaubnis, seinen Schatz heiraten zu dürfen, zu erhalten, beredete er das Mädchen, mit ihm in die Wildnis zu gehen. Dort baute er ihr hoch droben in den Wäldern, wo sich der Felsen tief einwärts wölbte, eine Wohnung. Als die Zeit um war, genas sie eines frischen Knäbleins; er trug es in die Jachenau und legte es vor die Türe einer reichen Bäurin, wo es gut aufgehoben ward. Endlich verriet aufsteigender Rauch das Paar: Gendarmen und Jäger verhafteten beide. Sie wurde bald freigelassen, er jedoch ins Zuchthaus geschickt. Dort erhielt er, weil er sich übrigens sehr brav und bescheiden benahm, vom Verwalter die Erlaubnis, verschiedene Schnitzwerke in Holz auszuführen. Er schnitt in eine Tafel die Geschichte seiner Gefangennehmung und ließ sie durch eine gefällige Hand dem Fürsten zustellen, in dessen Wäldern er am ärgsten gewirtschaftet. Dieser, von Mitleid gerührt, bewirkte die Abkürzung der Strafzeit, so daß er bald in Freiheit gesetzt wurde. Nun suchte er eiligst sein Mädchen, bald war die Hochzeit und beide machten sich auf den Weg, ihr armes Kind bei der Bäuerin abzuholen. Diese hatte jedoch den Rangen sehr lieb gewonnen und gab ihn nur unter der Bedingung zurück, daß er alle Jahre ein paar Monate zu ihr auf Besuch komme. Der Schütz lebte nun zufrieden und glücklich, seinen Unterhalt verdient er sich mit Holzschnitzen, besonders loben Jagdfreunde seine Tierköpfe.

Hermann Schmid hat eine ähnliche Geſchichte als Novelle bearbeitet; die hier erzählte iſt jedoch wahr, die Akten darüber liegen beim Bezirksgericht zu Hall. — Iſt das Zuſammentreffen von Schützen und Jägern meiſtens feindlich, ſo regt ſich doch bisweilen auch ein menſchliches Gefühl und man ſucht anſtatt durch Bleikugeln durch verſöhnliche Worte zu vermitteln.

Nicht leicht machte ein Wildſchütz den Jägern ſo viel zu ſchaffen als der Hois von Münſter; faſt noch Knabe, begann er ſein Raubwerk und war mit ſiebenzehn Jahren ſchon berühmt oder berüchtigt. Dem kleinen Männchen mit der breiten Bruſt ſah niemand die Kraft und Verwegenheit an, welche jedes Angreifers ſpottete. Wo kein Pfad war, wußte er einen zu finden, ſein Hündchen, das er überall mitnahm, pflegte er an den ſteilſten Wänden in den Schnappſack zu ſtecken und zu tragen. Es war an einem Sonntag, als er wieder die gewohnten Steige am Rothſtein hinabkletterte. Er bog um eine Ecke und vor ihm ſtand der rieſige Förſter, ein braver, ehrwürdiger Mann mit ſchneeweißem Haar. Hois riß allſogleich den Stutzen von der Achſel, um ſich zu verteidigen, jener aber winkte abwehrend mit der Hand und ſagte: „Laß das gut ſein, dort lehnt mein Gewehr; hätte ich dich treffen wollen, du tätest keinen Schnaufer mehr, denn ſchon ſeit einer halben Stunde ſeh' und erwarte ich dich. Darum iſt es mir nicht zu tun; aber als Menſch und Chriſt will ich mit dir reden, denn du biſt noch jung, ſonſt brav, arbeitſam und wacker, wie mir deine Landsleute meldeten. Es kann alſo aus dir noch was Rechtes werden." Hois ſtand betroffen, ſo was war ihm noch nie begegnet, faſt entſank das Ge-

wehr seiner Hand. Nun redete ihm jener so ernst in das Gewissen, stellte ihm die Folgen seines Tuns so unumwunden dar, daß dem Burschen die Tränen in das Auge stiegen und er dem Alten tiefgerührt in die Hand versprach, nie mehr zu wildern. Er hat Wort gehalten und ist jetzt selbst als braver Jäger angestellt. Ueberhaupt läßt man den Wildschützen gern ein Hintertürchen offen, man stellt sie wegen der genauen Kenntnis des Terrains und des Waidwerks gern als Forstwarte und Jäger an, sie sind dann durchaus zuverläßlich und hüten die Gemsen vor jedem unberechtigten Eingriff. Dadurch hat man in neuerer Zeit die Wildschützen weit mehr vermindert, als sonst der blutigsten Verfolgung gelang. Das sind dann meist sehr „frische" Jungen, gern gesehen bei den Mädchen, putzen sie sich kokett auf; den grünen Hut ziert ein prächtiger Gemsbart und Spielhahnstoß, der Bart ist aufgedreht, am kleinen Finger steckt ein silberner Schlagring und die drallen Waden umspannen Strümpfe, in welche bunte Schnörkel gewoben sind.

Ein gefährlicher Feind des Schützen sind die — Heren. Sie sammeln, wie einst der alte Zeus, die Wolken, die seinen Pfad verhüllen, daß er nimmer heim weiß; ihnen gehorcht der Regen, welcher die Felsen schlüpfrig macht und der Blitz, der ihn tot in den Abgrund schleudert. Ein Schütz stieg einmal zum Gamsboden im Stubai empor. Dort angekommen, sah er zu seinem Schrecken ein Wölklein, das sich vor ihm wirbelnd herumdrehte. Er zog sein Messer und warf es, nachdem er gebetet, in die Wolke. Sie verschwand, aber auch das Messer fand er trotz alles Suchens nicht

mehr, was ihm sehr leid tat, weil der Griff mit silbernen Knoten geschmückt war. Nach mehreren Jahren streifte er in Bayern herum; einmal kehrte er auch in einem Wirtshause ein, um dort zu übernachten. Da sah er sein Messer im Oberboden stecken. Ohne merken zu lassen, daß es ihm gehöre, fragte er den Wirt, was denn das zu bedeuten habe? Dieser erwiderte: „Der dem es gehört, wird es gewiß nehmen wollen, sobald er es erblickt hat. Dann kommt er aber auch nicht lebendig nach Hause, denn vor drei Jahren lag meine älteste Tochter mit dem Messer im Halse tot vor der Türe ihrer Kammer."

Nicht selten sind die Schützen mit dem Teufel im Bund, der sich selbst gern in einen Jäger verkleidet auf Tanzböden, wo es locker zugeht, einstellt, ja sogar liederlichen Dirnen an das Fenster steigt. Er verleiht ihnen die Macht, sich unsichtbar zu machen oder den Leib in Tierform zu verwandeln. Ein Wildschütz im Kaisergebirg konnte die Gestalt einer Gemse annehmen und trieb sich so als stattlicher Bock in den Felsen herum, ohne die Tiere, welche er zur Beute auserkoren, zu verscheuchen. Sein Sohn wußte nichts davon; als er einmal abwesend war, schlich er mit einem Gewehre fort und erlegte den eigenen Vater, den er unter einer Rudel hoch auf einem Schrofen erblickte. Auch die Gewalt, das Wild festzubannen, schenkt der Böse seinen Hörigen. Zu Kauns lebte der Wiesjaggl, von Jugend auf ein leidenschaftlicher Jäger, obwohl er ein hübsches Anwesen besaß. Dem sagte ein alter Raubschütz, daß man das Wild stellen könne, wenn man während der Wandlung, wo der Priester die Hostie emporhält, auf ein Kruzifix

ſchieße. Jaggl verabredete ſich mit einem Spießgeſellen, der ihm das Zeichen geben ſollte, wenn in der Kirche die heilige Handlung vor ſich gehe. Es geſchah. In dem nämlichen Augenblick jedoch, wo er den Schuß abfeuerte, loderte ſein Haus in Flammen auf und keine menſchliche Anſtrengung vermochte es zu löſchen. Nun wollte er den Verſuch machen, ob er das Wild ſtellen könne. Er ging in den Wald, wo damals noch mehr Hirſche und Rehe umliefen, als jetzt Eichkätzchen auf den Bäumen ſpringen. Und ſiehe, hundert Schritt von ihm blieb eine Hirſchkuh ſtehen, ohne daß ſie ſich zu rühren vermochte, als er nahe hinzutrat, um ſie zu erlegen. So trieb er es viele Jahre, bis ſich endlich das Gewiſſen regte. Gequält von Angſt ging er zum Pfarrer und erzählte ihm ſeinen Frevel. Dieſer ſagte, er wolle ihn einmal auf die Jagd begleiten. Sie gingen alſo mitſammen und der Geiſtliche nahm die geweihte Stola mit. Als nun wieder ein Reh vor ihnen ſtehen blieb, legte er die Stola an, fing an zu beten und ſprach endlich zu Jaggl: „Jetzt ſchau unter meinem Arm durch das Reh an.“ Jener gehorchte, aber welch ein Schrecken! Der Teufel ſtand dabei, hielt es bei den Hörnern und dem armen Tiere rannen blutige Zähren aus den Augen. Voll Angſt klammerte ſich der Wildſchütz am Kleide des Prieſters feſt und gelobte die ſtrengſte Buße zu tun. Willig ertrug er alle kirchlichen Strafen und noch einmal einen Hirſch zu ſchießen, ja das hätte er um die ganze Welt nicht mehr getan. Dieſe Sagen zeigen, von welchem Geſichtspunkte das Volk den Wildſchützen betrachtet. Es bewundert ſeine Kühnheit, freut ſich, wenn es ihm gelingt, die Jäger zu foppen und hält es für keinen Diebſtahl, pirſcht er Gemſen, Rehe

und Hirſche weg; aber er bleibt ihm ſtets ein unheimliches Weſen, das mitunter von verbotenen Dingen mehr weiß, als ſich für einen Chriſten ſchickt.

Ja, wo iſt denn bei dieſer Lage der Dinge noch ein echter Tirolerſchütz, den nicht die Kultur des bürgerlichen Geſetzes beleckt hat, aufzutreiben? fragt der Leſer voll Ungeduld. Am eheſten in der Nähe jener Bezirke, wo noch ein ausgiebiger Wildſtand vorhanden iſt; alſo nicht in den prächtigen Zentralalpen, ſondern in dem Kalkgebirge, welches Bayern von Tirol ſcheidet. Hier haben hohe Herren, wie der Herzog von Koburg, die Jagd auf Jahre gepachtet und ein großer Wildſtand wird ſorgfältig gehegt. Wir fahren mit der Eiſenbahn nach Schwaz. Zur Linken erheben ſich die weißen Pyramiden des Falljoches, Stanzergrates und der Lampſen, davor breitet ſich terraſſenförmig mit einzelnen Höfen zwiſchen den dunkeln Tannen der Gnadenwald aus. Dort war Speckbachers Heimat, dort lebt ein Verwandter von ihm, ſeines Zeichens ein Schneider, der aber nicht in die Schoten fällt, wenn ein Schuß kracht, ſondern als Wildſchütz den Stutzen tüchtig zu handhaben weiß und erſt vor kurzem eingeſperrt war, weil er an einer Rauferei mit Totſchlag teilgenommen. Das iſt ein wilder Geſelle, den der Teufel aus ſeiner Kraxen verloren hat, wahrſcheinlich treibt er ſich jetzt im Lavatſch um und macht einer Gemſe ſein Kompliment.

Wir ſind zu Schwaz angelangt und ſteigen aus dem Waggon. Ein Feldweg nimmt uns auf, dort erhebt ſich ein Hügel mit einem behäbigen Hofe. Der Bauer, welcher dort horſtet, iſt weitum als Wildſchütz berühmt, im übrigen jedoch als ein durchaus ehrenhafter Mann

geachtet, der von des Nächſten Gut auch nicht einen Halm nehmen möchte. Schon ſein Großvater trieb das gefährliche Handwerk. Wenn er ſchießen ging, brachte er immer eine oder mehrere Gemſen mit nach Hauſe. Da aber die Jäger nie eine Klaue zu Geſicht kriegten, beneideten ſie ihn und brachten es dahin, daß ihm die Gemeindevorſtehung das Schießen verbot. Als er nun einmal am Wirtstiſche ſaß, zogen ihn die Jäger auf: jetzt werde er wohl ſeinen Stutzen in den Rauchfang hängen, weil er ihn nicht mehr benützen dürfe. Er ſagte gleichgültig: „Allerdings brauche ich ihn jetzt nicht mehr, denn ich kann mir die Gemſen ja auch mit der Hand fangen.“ Zugleich bot er die Wette, er werde ihnen drei Gemsböcke am Strick ins Wirtshaus führen. Man verhöhnte ihn als einen Narren, nahm jedoch die Wette zum Spott an. Er ging und die Zecher hatten bald vergeſſen, daß er da geweſen. Eh' aber noch die Dämmerung angebrochen, flog die Türe auf und der Alte zerrte drei Gemsböcke beim Strick in die Stube. Nun kann ſich der Leſer auch den Enkel anſchauen. Dort ſitzt er unter dem Obſtbaum und dengelt die Senſe. Das wäre ein Wildſchütz? Keine Federn auf dem Hut, keine grünen Strümpfe, ſo gar nichts am Kleide, was ihn auszeichnen könnte. Gemach! Er ſteht auf und muſtert dich. Sein Auge flackert nicht unſtät, es bohrt ſich dir aber aus den buſchigen Brauen hervor der Blick in die Seele; — du biſt ihm nicht verdächtig, ein Lächeln überfliegt das braune, furchige Antlitz, deſſen ſcharf gebogene Naſe an den Adler mahnt. Um die Stirn flattern einige Strähne Haar, du wüßteſt ihre Farbe nicht zu bezeichnen, denn Wind und Wetter hat ſie verändert, die offene

Bruſt iſt mit dichtem Filz bedeckt, er beut dir die magere, ſehnige Hand. Das iſt ein Wildſchütz, wie nur je einer in Tirol war. Vorſchnell forderſt du ihn auf, dir von ſeinen Abenteuern zu berichten, noch einmal muſtert dich ſein Auge und er ſagt endlich: „Mein Gott, da hat man Euch wohl was aufgebunden; ich ein Schütz und iſt im ganzen Haus kein Gewehr!“ Er traut dir jetzt nicht mehr, denn du trägſt einen herriſchen Frack. Nun iſt jede Frage vergeblich; gern erzählt er dir von ſeiner Oekonomie, von Feld und Wald, das haſt du aber nicht begehrt. Im Herbſte, ſobald der Mais geerntet iſt, verſchwindet er regelmäßig auf einige Wochen; erkundigt man ſich, wo er hingegangen, ſo erwidert der Nachbar: „Einige verlorne Schafe holen!“ Dieſe verlornen Schafe ſind aber eben Gemſen. Er treibt die Jagd nicht um des Gewinnes willen, er hat ja ohnedem zu leben; wie aber im Herbſt Wanderluſt die Schwalben ergreift, ſo faßt ihn zur Jagdzeit die Sucht mit dämoniſcher Gewalt, er verläßt ſeinen wohlgeordneten Haushalt und klettert zu jenen Höhen empor, wo er vermutlich früher oder ſpäter den letzten Atemzug tun wird. Das iſt ſo Schützenweiſe und man begreift, warum dieſe Leute ernſt und verſchloſſen ſind. Doch bricht auch hie und da ein Zug derben Humors hervor. Im Frühling hatte ich mich einmal mit einem Schützen verabredet, ihn auf das Joch zu begleiten, um einen Auerhahn zu verhören. Abends zuvor gingen wir in das Wirtshaus, wo gerade Muſik war. Er tanzte bis Mitternacht, daß der Staub aufflog; auch ich kam ſpät zu Bette. Morgens hatte ich richtig verſchlafen, ich tröſtete mich aber damit, es werde jenem auch nicht anders gegangen ſein.

Als ich aber das Fenſter öffnete, fand ich bereits ſeine Viſitenkarte. Auf einer Stange baumelte ein krepiertes Ferkel mit einem Spielhahnſchweif hinten auf, hinter dem Zaun guckte er lachend hervor und rief: „Nun ſeht, da habt Ihr auch was vom Falz!“

Ueber die Lebensweiſe des Alpenwildes, die Art der Jagd und ihre Abenteuer kann ich es mir erſparen, etwas mitzuteilen, es liegen darüber bereits treffliche Werke vor.

Am Strom der Nibelungen

. . . . . .

Uzer Medeliche uf handen wart getragen
Manic goltvaz riche, darinne braht man win
Den gesten auf diu straze und bat si willechomen sin,
Ein wirt was da gesezzen, Astolt was der genannt,
Der wiste sie diu straze nider in osterlant
Gen Mutaren, diu Tuonowe nider . . . . .

Nibel, avent. XXI.

Die geologiſchen Formationen der Tiroler Alpen habe ich dies- und jenſeits des Brenners fleißig durchforſcht und dem Minerialienkabinett der Innsbrucker Univerſität viele Handſtücke für den Unterricht eingereiht; um ſie nun nach anderer Richtung zu ergänzen, beſchloß ich, die Pfingſttage für einen Ausflug in die Gebirge zu verwenden, welche der Böhmerwald nach Süden vorſchiebt. Einige Mitteilungen über dieſes Gebiet dürften nicht unwillkommen ſein und wenn ſie hie und da aus der Idylle der Landſchaft ſich in das Geklapper der Politik verlieren, ſo iſt das ja auch ein Zeichen der Zeit, die bisher vergebens auf die Erleuchtung durch den heiligen Geiſt harrt.

In wenigen Stunden brachte mich der Waggon an das Geſtade des Chiemſees, der einem reichen deutſchen Gau den Namen verlieh und jetzt, als ſich die Archive von Hohenaſchau und der Frauen-Inſel öffneten, die wichtigſten Beiträge für die Kulturgeſchichte lieferte. Dieſe iſt freilich der Tummelplatz von Dilettanten, welche allerlei bunte Steinchen in ein pikantes Bild zu-

ſammenfügen, wo die Frauen beſonders Trachten und Moden intereſſieren; Dr. Peez hat uns aber gezeigt, wie hier die Wiſſenſchaft ihr Wort mitreden darf und aus trockenen Rechenbüchern die friſchen Züge der Vergangenheit hergeſtellt. Was alltäglich iſt, erregt plötzlich unſere Aufmerkſamkeit und das Neue wird uralt; aus der Gegenwart flattern die Fäden zurück an die Tore des römiſchen Juvavia und die Viehraſſen deuten auf die Verwandtſchaft ferner Gegenden, aus denen ſie vielleicht mit der Bronze einwanderten. Das Auge ruht gern auf ſolchen ſtillen Oaſen und betrachtet eine ſtufenweiſe Entwicklung von Zuſtänden, während jetzt der Sprung ins Dunkle als Weisheit gilt. Wendet man ſich von den Alpen weg, ſo hat die Landſchaft mit ihren Torfmooren und Heidefilzen einen faſt nordiſchen Charakter; fern ſenkt ſich der blaſſe Himmel herab, welchen die Dünſte des Waſſers erfüllen.

In Seeon ſtieg ein älterer Herr mit dem Bändchen des Eiſernen Kreuzes ein. Wir waren bald im Geſpräche und als ſich der Grat des mythiſchen Untersberges vor uns im Sonnenlichte erhob, fragte ich: „Was tut etwa Kaiſer Karl? Jetzt wäre es wieder Zeit, daß er ſich rühren ſollte, die Trauben blühen und der alte Wein gärt im Faſſe.“ — „Ja, ſo geht die Sage,“ erwiderte jener, „und er wird wohl bald an den Heerſchild ſchlagen, wenn er ſieht, wie die Slaven ..... Den Birnbaum auf dem Walſerfeld hat Bubenhand umgehackt, es ſcheint faſt, die Diplomaten ließen ſich Holz-Tabakdoſen ſchnitzen, aus denen ſie im Halbſchlaf hie und da eine Priſe nehmen.“ — Ich legte warnend den Finger auf den Mund, denn wir hatten die öſter-

reichiſche Grenze überſchritten, allein das Eiſerne Kreuz ließ ſich nicht bändigen, es ſagte in der Eile noch ſo ſchreckliche Dinge, daß ſich mein loyales Gewiſſen erſt im prieſterlichen Salzburg beruhigte.

Bis Linz bietet die Gegend wenig Abwechslung; als ich hier ankam, überraſchte es mich, die meiſten Gebäude reich beflaggt zu ſehen. Da Feſttag war, konnte es wohl zu Ehren eines Heiligen ſein, allein woher dann ſchwarz-rot-gold? Die römiſche Kirche hatte ſchwerlich einen Hohenſtaufen kanoniſiert. Im Kaffeehaus ſagte mir ein Kellner mit ſchiefem Geſicht, es ſei zu Ehren des Deutſchen Schulvereins und überreichte mir zugleich ein Blatt, wo der gewaltige Biſchof von Linz die Kanonen aufgepflanzt hatte; das Pulver verbreitete jedoch keinen angenehmen Duft und die Geſchoſſe verdarben den Feſtgäſten durchaus nicht den Appetit. Er hütet übrigens ſeine Schafe ſehr ſorgſam, daß ſie keine Böcke werden. Man erzählt folgende drollige Anekdote: Ein alter Offizier hielt ſich eine Köchin, da ließ ihm der Seelenhirt ſagen, er möge ſie abdanken. Der Offizier entgegnete: Mit Vergnügen, wenn mir der Hochwürdigſte einen Theologen ſchickt, der mir die Suppe kocht und die Stiefel putzt. Damit war die Sache abgetan und wir zweifeln nicht, daß der Biſchof die Pfarrhäuſerinnen ſeines Sprengels eben ſo ſorgfältig überwacht.

Weſtlich von Linz ſteigt langſam der Freinberg an. Auf der Höhe links ſteht das Kloſter der Jeſuiten in einem der koſtbaren Feſtungstürme, die man dann verkaufen mußte, weil man ſie nicht brauchen konnte, und bildet die Garniſon für die heilige Glaubenseinheit des frommen Oberöſterreich. Einſt war es hier anders;

Luthers Evangelium zündete auch hier, Adel und Bauern hielten feſt zuſammen und ſchworen, die Waffen in der Hand, zur Bibel. Der tapfere Anführer Stefan Fadinger fiel 1626 durch tückiſche Liſt, die Bauern erlagen im mannhaften Kampfe und ihre Leichen deckt ein Raſenhügel bei Gmunden. Heuer, im Geburtsjahre Luthers, ſetzt man dieſen Glaubenshelden eine Granitſäule als Denkmal. Die Zähne, welche man beim Umgraben fand, wurden um teueres Geld verkauft; die Bauern tragen ſie jetzt als Berloques an den Uhrketten. Mögen ſie dabei ſtolz ihrer Ahnen gedenken! Ein großer Teil des Adels, der ſeinem Glauben treu blieb, wanderte aus, ihre Güter erhielten Anhänger des Papſtes. Hier ſei der ausgewanderten Katharina Regina von Greifenberg, Freiin auf Seyſenegg, einem Schloſſe unweit der Donau bei Ybbs, gedacht, welche unter dem Beinamen „die Tapfere" die Vorſitzerin der Lilien-Zunft in Nürnberg war. Großes Aufſehen erregte ihre „Urania", die im Jahre 1662 dort erſchien. Es iſt eine Sammlung geiſtlicher Sonette und Lieder, entſprungen aus einer tief beſchaulichen Natur, die man unter die Literatur-Denkmale aus Oeſterreich aufnehmen ſollte. — Nun begann das ſchreckliche Werk der Gegenreformation. Auf einen kurzen Lichtblick unter der großen Maria Thereſia und ihrem herrlichen Sohne folgten Metternich und Sedlnitzky und ſo wurden die Oeſterreicher, was ſie ſind, nein — was ſie waren, denn die Deutſchen raffen ſich jetzt überall empor.

Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn!

Die Geſchichte der Gegenreformation in Oeſterreich bis zur Vertreibung der Zillertaler im Jahre 1838 iſt

noch nicht geſchrieben. Wer ſie ſchreiben will, tauche die Feder tief in Blut und Tränen und hat er ſie der Wahrheit treu geſchrieben, dann darf man ſie in Oeſterreich nicht — drucken.

Rechts wendet ſich der Weg zu einer flachen Kuppe. Leiſe fließt im Abendſchimmer am Felſen die Donau vorbei, während Haine von Obſtbäumen Blütenblätter auf den Weg ſtreuen und alles mit Duft erfüllen. Der Verſchönerungsverein von Linz hat dieſem Platze ſeine Obhut zugewendet; die Liebespärchen würden ihm ſehr dankbar ſein, wenn er die Bänke mehr ins Gebüſch gerückt hätte.

Ich ſetzte mich am Saum des Wäldchens nieder, vor mir wogte ein Roggenacker im Abendwind; die Türme der Wallfahrtskirche auf dem Pöſtling, dieſer Akropolis von Linz, wie ſie Gilm nannte, blicken herüber. Zu beiden Seiten überſchaute das Aug' weithin das kornreiche Land an der Donau und die blauen Hügelketten und dann im Süden die Alpen, voran der Traunſtein, noch halb mit Schnee bedeckt, übergoſſen von dem hellen Roſenlicht des Abends. Solche Pracht bietet der Rhein doch nicht, obwohl die Kultur alles für ſeine Geſtade tut; die Donau iſt urſprünglicher, elementarer, einſamer und darum größer. Auch ſie hat ihre Sagen; das Donauweibchen, welches einen Ritter liebt, hat nur nicht ſeinen Dichter gefunden, obwohl der Stoff öfters dramatiſiert wurde. Warum gingen Raimund und Schwind daran vorüber? Jetzt iſt es zu ſpät, wir ſind Realiſten und bewundern bocklederne Hoſen, Blatternkruſten und Miſthaufen in konkreteſter Natürlichkeit. Ich konnte mich von meinem Platze nicht trennen, bis die höchſte Spitze

in Dämmerung getaucht war und ſtieg dann raſch zum Calvarienberg nieder; eine ſogenannte heilige Treppe mit Marmorſtufen und lebensgroßen hölzernen Stationsfiguren, welche in ihrem Grimm, ihrer Blutrünſtigkeit nur auf die Andacht berechnet ſind, leitet zur Landſtraße an der Donau. Wer eine beſonders ſchwere Bürde von Sünden trägt, ſoll auf den Knien hinaufrutſchen. dann wird ihm leichter und leichter und wirft er droben einen blanken Gulden in den Opferkaſten, ſo fällt das letzte Gewicht von ſeinem Nacken. Näher der Stadt gelangte ich an ein ſteinernes Rundkirchlein, vor dem ſich Mädchen und Frauen drängten. Ich ſah neugierig hinein, auf dem Altare ſtand, zwiſchen Blumen und Kerzen hoch aufgerichtet, die Statue der unbefleckten Gottesmutter. Die katholiſche Kirche hat ihr zart und ſinnig den Mai gewidmet und tägliche Andachten eingerichtet, durch welche ein ſchöner Hauch von Poeſie zieht, umſomehr an dieſer Stelle, wo ſich die Mädchen und Frauen von Linz Männer und Kinder erbitten. Ich war zu alt, um hier noch auszuhelfen und ſetzte mich daher als ruhiger Zuſchauer neben die Quelle, die klar und kühl aus dem Gneis ſprudelt. Ich wünſche den Linzerinnen Erfolg ihrer Gebete, denn ſie ſind ſo ſchön, als ſie der Ruf malt; dieſer bezeichnet ſie aber leider auch als ein bißchen proſaiſch, worüber eigentlich nur die zwei Dichter von Linz, Gilm und Stifter, entſcheiden könnten. Da es Nacht geworden, lud ich mich in die „Goldene Kanone", welche ich jedermann empfehlen möchte. In der Frühe beſichtigte ich noch die Stadt, welche einen durchaus modernen Charakter trägt und folglich nicht viel Merkwürdigkeiten hat. Die Dreifaltigkeitsſäule

mit ihren ſteinernen Wolkenknödeln war wohl einſt das Entzücken des Roccoco und wird es vielleicht noch einmal, da wir bereits ins Roccoco zurückgelangt ſind. Das kleine Innsbruck umſchließt an Kunſtwerken jeder Art gewiß mehr als das reiche Linz; Urſache mag zum Teil der Sinn der Bevölkerung ſein, wie denn überhaupt die Phantaſie nicht zu den Vorzügen des Oberöſterreichers gehört, der ſonſt einen in jeder Beziehung braven und tüchtigen Volksſtamm bildet.

Auf der Lände wimmelte es bereits von Feſtgäſten und Linzern, welche ſich von ihnen verabſchieden wollten. Ein brauſendes Hoch folgte noch dem Dampfer, der uns zu der reizenden Landſchaft von Grein entführte. Die Häuſer waren mit Fahnen geſchmückt, von einem Söller ſchwang ein anmutiges Fräulein die ſchwarz-rot-goldene Trikolore. Daß man ſie jetzt vervehmen will, gehört eben zu den vielen Unbegreiflichkeiten Oeſterreichs, wo man jedem danken ſollte, der ſie aufhißt. Schon Salluſtius wußte, daß eine Macht nur durch die Mittel erhalten wird, welche ſie gründeten und Oeſterreich ſchufen doch wohl die Deutſchen. Sie ſchreiben den Einheitsſtaat und deſſen Grundgeſetze auf eine Fahne, die nur das Symbol ihrer Einheit und Einigkeit iſt. Allerdings möchten gewiſſe Politiker ein ſlaviſches ultramontanes Oeſterreich dem deutſchen proteſtantiſchen Norden entgegenſtellen. Iſt das pfiffig oder — dumm? Zur Zeit Maria Thereſias, welche im langen Kampfe mit dem großen Fritz rang, ſuchte man andere Pfade und Oeſterreich iſt dabei groß geworden. Sie erfahren jedoch jetzt, daß ſie die Rechnung ohne die Deutſchen gemacht haben, die, obſchon ſich ein großer Teil ihres Adels und Klerus

zu den Gegnern ſtellt, dennoch nicht als weicher Teig in die neue Form paſſen und ſich auch nicht zu Wurſtfleiſch zerhacken laſſen. Daher der Zorn von Slaven und Ultramontanen, welche ihre Fahnen frei entfalten dürfen, das Drohen der Karyatidenvölker Hebbels, die für den Dienſt einer höheren Kultur, aber nicht zum Herrſchen berufen ſind. Und dann! Sollte wirklich niemand mehr vorhanden ſein, in deſſen Bruſt die tückiſche, neidige Revanche kocht, die mit barbariſchem Johlen, rechts Jeſuiten, links Kroaten, Deutſchland und Italien niedertreten möchte, damit das Aſiatentum in Europa ſchalte? Laſſen wir den Vorhang über dieſe dunkle Höhle fallen! Aehnliche Reden und andere, die ich vergeſſen habe, wurden auf dem Schiffe ausgetauſcht und ſie kamen nicht aus dem Munde ſchlechter Männer.

Da wichen die Berge zurück und machten einer kleinen Ebene Raum, hell glänzte das weiße Schloß Perſenbeug, wo der bürgerliche Kaiſer Franz ſchlicht und einfach wie jeder Gutsbeſitzer der Nachbarſchaft den Sommer zu verbringen pflegte. Einſt beſuchte ihn eine ſeiner Schweſtern; da ſie ihm zu ſpät aufſtand, berief er alle Hirten der Gegend und ließ ihr mit Kuhhörnern, Schalmeien und Trompeten ein luſtiges Morgenkonzert blaſen, ſo daß die ganze Nachbarſchaft erſchreckt aus den Federn fuhr. Der kleine Mann mit dem ſchwarzen Seidenhut und braunen Rock verſtand aber auch, andere Märſche zu ſpielen. Als ihm einmal, wie die Sage erzählt, Biſchöfe aufwarteten und in Bezug auf Kirche und Schule Anſpielungen machten, die ihm nicht gefielen, richtete er ſich auf und ſagte im gemütlichſten Wiener-

deutſch: „Se, in Eſterreich is Aner der anſchafft und der bin i.“ Dabei blitzten ſeine blauen Augen, die ſonſt ſo kalt und ruhig blickten, daß die Hochwürdigſten eilig abzogen. Wie er in ſeinen Staaten dem Biſchof Hohenlohe das Wunderwirken unterſagte, iſt männiglich bekannt. Es lag in ſeiner trockenen Manier ein gewiſſer Witz, der ſchärfer wirkte als der ſtrengſte Befehl. Ich weiß, wie ihn die moderne Geſchichte, Hormayer voran, ſchildert, bin jedoch überzeugt, daß einmal quellenmäßige Forſchung ſein Bild beſſer zeichnen wird; wenigſtens wußte er ſtets, was er wollte und ſuchte es dann durch die Mittel, welche er als die richtigen erkannt, auszuführen, ohne von heute auf morgen in den Geſichtspunkten zu wechſeln.

Pechlarn, die Herilungiburg Ermanrichs!

Schlagt das Nibelungenlied auf und im Glanz der Dichtung ſchwebt euch über den grauen Türmen Rüdiger entgegen.

Wo mochte der Sänger ſeine Züge geborgt haben? Sie ſind echt öſterreichiſch, aber keine Urkunde nennt jenen, und die Chronik, welche Vater und Sohn dieſes Namens aufführt, erwies ſich als eine Fälſchung des ſiebzehnten Jahrhunderts. Was liegt daran, er lebt in den Strophen des Liedes ein höheres Leben und wer ein Wort für Mannestreue ſucht, hat ihn, um den noch immer Gotelinde und die holde Tochter an Giſelhers Seite trauert. Links abwärts das Schloß Weiteneck an einem ſchmalen Felſen hoch über der Donau. Hier mag man den Saal ſuchen, wo der Markgraf die Gäſte in der Kühle des Abends bewirtete. Die Geſchichte weiß wenig davon; es diente zumeiſt als Fronveſte und wurde

im dreißigjährigen Kriege, als es einige Soldaten verteidigten, von den Schweden erobert. Was von den Gebäuden erhalten blieb, diente eine Zeitlang als Armenhaus. Jetzt liegt es in Trümmern. Von den beiden Ecktürmen steht nur noch der obere mit seinen Wehrgängen auf Bogenstellungen; der untere wurde vor etlichen Jahren abgebrochen und so die Gegend eines herrlichen Schmuckes beraubt. Dafür gedeiht droben auf ihrem Berge die Wallfahrt Maria-Taferl. Herdenweise ziehen die Pilger mit wallenden Fahnen heran. Droben kaufen sie das Bild der wundertätigen Madonna in fußlangen Goldrahmen und hängen es an einer Seidenschnur um den Hals, daß es sich ausnimmt wie ein Schild gegen die Anfechtungen des Teufels. „Oder wie eine Kuhglocke!" fügte ein Herr bei. Sie können sich leicht vorstellen, wie mein frommes Tirolerherz ob dieser Lästerung zürnte. Maria-Taferl ist wohl eine uralte Kultusstätte; auf den Steinen, wo der Sage nach die christlichen Pilger ihr Mahl hielten, feierten die Deutschen wahrscheinlich ihre Opfer. In dem Becken am rechten Gestade erwuchs die Macht der Babenberger, unter denen Oesterreich seine jugendliche Heroenzeit feierte. Dieses herrliche Heldengeschlecht hatte höhere Ziele als die Gründung einer Hausmacht; es stellte sich mit Schwert und Schild als Vorkämpfer gegen den Feind aus Osten und wo es an der Leitha und Thaya die Sprachgrenze vorgeschoben hatte, ist sie bis heute geblieben. Daß unter ihrem Schirm die schönste Blüte des Minnegesanges und Heldenliedes gedieh, weiß jedermann. Nach ihnen war langes, langes Schweigen, und als endlich die Grillparzer, Grün und Lenau ihre

Stimme erhoben, fanden sie von oben keine Gunst, um so schöner war der Kranz, den ihnen das Volk reichte. Der Pfeil des Mongolen, welcher Friedrich den Streitbaren als den Letzten seines Stammes bei Wiener-Neustadt niederstreckte, war das größte Unglück für Oesterreich, denn nun folgten lange Jahre der Zwietracht und Verwüstung. Und wer waren die Leute, welche die Babenberger vom Joche ungarischer Knechtschaft befreiten? —

Slaven! — Ueberall haften ihre Namen an der Gegend; wir wissen aber aus Urkunden, daß sie auch später als Ansiedler einrückten, daß aber ebenfalls deutsche Bauern, vorzüglich aus Bayern, berufen wurden, welche Boden erhielten und aus solcher Mischung entstand die Bevölkerung Niederösterreichs, die jetzt einen rein deutschen Charakter trägt. Das zeigt, was auch später und an anderen Orten hätte geschehen können, um gewissen Fragen, welche jetzt Oesterreich bis auf den Grund zerspalten, vorzubeugen.

Jetzt zerteilt sich die Donau in mehrere Arme, welche feuchte Auen mit üppigen Pappeln, Weiden und Erlen umfassen. Hie und da steigt schwerfällig ein grauer Reiher empor und vermehrt den Eindruck ernster Einsamkeit. Hier halten die Schiffer und pflegen der Nachtruhe; an Sonn- und Festtagen werden dann die Tore der Kirche von Mölk weit geöffnet und es fließen mit dem Lichterglanz des Hochaltars auf sie die Gnaden der kirchlichen Handlung nieder. Hoch auf dem Felsen tront das fürstliche Stift Mölk, das Medeliche der Nibelungen, welches in den Jahren von 1702 bis 1738 durch den Tiroler Prandauer in das Roccoco umgebaut

wurde; Manieriſten wie Rottmayer bemalten die Gewölbe; Farben-Virtuoſen, die unſere modernen Meiſter trotz alles Dünkels, daß wir es ſo herrlich weit gebracht, nicht bloß um die techniſche Gewandtheit, ſondern manchmal auch um ein bißchen Geiſt beneiden könnten. Ich kenne das Stift von einem früheren Beſuche und habe zu den Naturforſchern desſelben freundliche Beziehungen, mag aber nicht beſchreiben, ſondern nur etliche Merkwürdigkeiten anführen. Ueber der Eingangshalle prangt in großen Lettern die Inſchrift: „Absit gloriari nisi in cruce“; ſie wurde verſchieden, auch boshaft, überſetzt, bezieht ſich jedoch wahrſcheinlich auf das große Stück des Kreuzes Chriſti, welches, von Herzog Rudolf 1363 in Gold und Juwelen gefaßt, das Kleinod und der Ruhm des Kloſters iſt. Andere Schätze liegen in den tiefen Kellern unten, dieſe werden jedoch den Gläubigen nicht gezeigt. Die Laterne, mit der die Kuppel der Halle abſchließt, heißt im Munde des Volkes der Metzen und das bezeichnet des Kloſters reiche Einkünfte an Korn, welche ſich allerdings durch die Aufhebung des Zehents etwas vermindert haben. Auch die Stifte Göttweig und Kloſterneuburg haben ihre Deviſen; jenes „zum klingenden Pfennig“, dieſes „zum rinnenden Zapfen“. Da man in einem Kloſter doch auch beten ſoll, ſo führe ich die Leſer in eine Kapelle, wo ein alter Chriſtus am Kreuze hängt. Die Füße, die Schenkel und die Knie ſind ihm jedoch weggeſchnitzelt und es lieferten die Splitter ein untrügliches Mittel gegen das Zahnweh. Noch ſteht der Glaube daran feſt, und wenn er ſich verbreiten ſollte, wird von dem armen Herrgott wohl bald nichts mehr übrig ſein. Doch gehen

noch nicht geſchrieben. Wer ſie ſchreiben will, tauche die Feder tief in Blut und Tränen und hat er ſie der Wahrheit treu geſchrieben, dann darf man ſie in Oeſterreich nicht — drucken.

Rechts wendet ſich der Weg zu einer flachen Kuppe. Leiſe fließt im Abendſchimmer am Felſen die Donau vorbei, während Haine von Obſtbäumen Blütenblätter auf den Weg ſtreuen und alles mit Duft erfüllen. Der Verſchönerungsverein von Linz hat dieſem Platze ſeine Obhut zugewendet; die Liebespärchen würden ihm ſehr dankbar ſein, wenn er die Bänke mehr ins Gebüſch gerückt hätte.

Ich ſetzte mich am Saum des Wäldchens nieder, vor mir wogte ein Roggenacker im Abendwind; die Türme der Wallfahrtskirche auf dem Pöſtling, dieſer Akropolis von Linz, wie ſie Gilm nannte, blicken herüber. Zu beiden Seiten überſchaute das Aug' weithin das kornreiche Land an der Donau und die blauen Hügelketten und dann im Süden die Alpen, voran der Traunſtein, noch halb mit Schnee bedeckt, übergoſſen von dem hellen Roſenlicht des Abends. Solche Pracht bietet der Rhein doch nicht, obwohl die Kultur alles für ſeine Geſtade tut; die Donau iſt urſprünglicher, elementarer, einſamer und darum größer. Auch ſie hat ihre Sagen; das Donauweibchen, welches einen Ritter liebt, hat nur nicht ſeinen Dichter gefunden, obwohl der Stoff öfters dramatiſiert wurde. Warum gingen Raimund und Schwind daran vorüber? Jetzt iſt es zu ſpät, wir ſind Realiſten und bewundern bocklederne Hoſen, Blatternkruſten und Miſthaufen in konkreteſter Natürlichkeit. Ich konnte mich von meinem Platze nicht trennen, bis die höchſte Spitze

in Dämmerung getaucht war und ſtieg dann raſch zum Calvarienberg nieder; eine ſogenannte heilige Treppe mit Marmorſtufen und lebensgroßen hölzernen Stationsfiguren, welche in ihrem Grimm, ihrer Blutrünſtigkeit nur auf die Andacht berechnet ſind, leitet zur Landſtraße an der Donau. Wer eine beſonders ſchwere Bürde von Sünden trägt, ſoll auf den Knien hinaufrutſchen, dann wird ihm leichter und leichter und wirft er droben einen blanken Gulden in den Opferkaſten, ſo fällt das letzte Gewicht von ſeinem Nacken. Näher der Stadt gelangte ich an ein ſteinernes Rundkirchlein, vor dem ſich Mädchen und Frauen drängten. Ich ſah neugierig hinein, auf dem Altare ſtand, zwiſchen Blumen und Kerzen hoch aufgerichtet, die Statue der unbefleckten Gottesmutter. Die katholiſche Kirche hat ihr zart und ſinnig den Mai gewidmet und tägliche Andachten eingerichtet, durch welche ein ſchöner Hauch von Poeſie zieht, umſomehr an dieſer Stelle, wo ſich die Mädchen und Frauen von Linz Männer und Kinder erbitten. Ich war zu alt, um hier noch auszuhelfen und ſetzte mich daher als ruhiger Zuſchauer neben die Quelle, die klar und kühl aus dem Gneis ſprudelt. Ich wünſche den Linzerinnen Erfolg ihrer Gebete, denn ſie ſind ſo ſchön, als ſie der Ruf malt; dieſer bezeichnet ſie aber leider auch als ein bißchen proſaiſch, worüber eigentlich nur die zwei Dichter von Linz, Gilm und Stifter, entſcheiden könnten. Da es Nacht geworden, lud ich mich in die „Goldene Kanone", welche ich jedermann empfehlen möchte. In der Frühe beſichtigte ich noch die Stadt, welche einen durchaus modernen Charakter trägt und folglich nicht viel Merkwürdigkeiten hat. Die Dreifaltigkeitsſäule

nigst ausheben sollte? Ich habe allerdings manches runde Bäuchlein unter der Kutte des heiligen Benedict gesehen, aber auch im schwarzen Frack fleißiger Staatsbürger. Faullenzer gibt es überall, der ganzen Gesellschaft darf man nicht diesen Schimpf antun. Die österreichischen Orden waren von ihrer Stiftung an Mittelpunkte der Kultur für weite Gegenden; ihr Grundbesitz liegt nicht in toter, sondern in sehr arbeitsamer Hand und da ihnen größere Mittel auf verschiedenen Bodenlagen zur Verfügung stehen, so schaffen sie ökonomische Versuchsstationen, auf deren Kosten der kleinere Besitzer sich Rats erholt. Zudem versehen sie eine größere oder kleinere Anzahl Pfarren mit Priestern, halten Konvikte, deren Verwaltung als musterhaft gilt und liefern die Professoren für die Gymnasien, welche damit verbunden sind. Klöster, die sich als Trutzburgen des Ultramontanismus gegen den Staat wenden, soll dieser wie schädliche Raupenbrut mit ehernem Fuß zertreten; unsere Benedictiner haben zu Hetzereien keine Zeit, sie lassen ihre Professoren an den Universitäten ausbilden und ich muß nach einer Reihe von Jahren bestätigen, daß die Herren, welche aus der Klosterzelle in den Hörsaal kamen, zu meinen pflichttreuesten, eifrigsten Schülern gehören. Aber das Klosterleben ist nicht mehr zeitgemäß! Wer hat darüber zu entscheiden? Wenn sich Leute zusammentun, die so verbunden leben wollen, geht das euch was an, die ihr in allen Kaffeehäusern Freiheit predigt? Wird einer oder der andere unglücklich, so ist das seine Sache, man kann in jedem Stand seinen Beruf verfehlen. Die Rechtlichkeit des Besitztitels dieser Klöster kann niemand anfechten; wenn ihr schon ans

Konfiszieren geht, so fangt bei den Baronen der Börse an, welche ihre Millionen wohl nicht immer mit reinen Händen aus dem Wohlstand verkrachter Familien destillierten und sie nicht auf so gemeinnützige Weise verwenden. Urteilen muß man von Fall zu Fall, nicht nach der Schablone einer Phrase.

Die Chronik des Stiftes Mölk führt uns eine Reihe hochverdienter Männer vor; so dichtete ein Mönch im zwölften Jahrhundert ein Marienleben, dessen zierliche Handschrift die Bibliothek bewahrt; unter den Musikern gewann Max Stadler hohes Ansehen; der greise Geschichtsschreiber Keiblinger wurde von der Akademie der Wissenschaften in Wien als Mitglied aufgenommen. Von politischem Freisinn zeugt es, daß der verstorbene Abt Eder ein Freund Schmerlings war. Möge nie das ätzende Gift des modernen Ultramontanismus in diese uralten Stiftungen einfließen!

Das Kloster Mölk bewahrt wie eine Hochburg das westliche Tor der Wachau, Göttweig das östliche; so hieß schon zu Karls des Großen Zeiten das enge Tal der Donau etwa in einer Ausdehnung von sieben Stunden. Der Bau der Landschaft ist hier von der geologischen Zusammensetzung abhängig und diese bringt sie mit Böhmen in näheren Zusammenhang, so daß der Fluß die beiden Gebiete nicht scheidet.

Der Böhmerwald setzt sich in eine breite Hochebene fort, in welche ein tiefes Spaltental eingerissen ist. Fährt man auf der Donau dahin, so blickt man rechts und links zu Bergen fast in der Höhe von dreitausend Fuß empor, wie der Jauerling. Die steilen Gehänge derselben sind selten von einer Talrinne gefurcht; steigt

man aufwärts, ſo erreicht man keine Gipfel, ſondern hat einen welligen Boden vor ſich, der ſich weithin an den Horizont zieht und auf der rauhen Fläche nur den einförmigen Wechſel von Wald, Acker und Wieſe zeigt. Man wandert unbefangen vorwärts, plötzlich ſteht man vor dem Abhang einer tiefen Schlucht, die man gar nicht erwartete. Ein ſteiler Pfad geht zum Bach in die Tiefe und dann wieder bergauf bis zu einem Dorfe, welches ſehr nahe ſchien. Gegen Süden zeigt ſich die gleiche Erſcheinung; das Donautal iſt verſchwunden, darüber weg ſetzt ſich das Hochland fort, daran ſchließt ſich ein blaues Waldband, über das ernſt die Alpen niederſchauen. Das ſind die Landſchaften, welche Adalbert Stifter ſo meiſterhaft ſchildert. Geniale Geologen ſtellten wohl die Hypotheſe auf, daß die Alpen, als ſie ein Druck falten wollte, ſich an unſerem Maſſiv von Graniten, Gneiſen und Schiefern ſtauten und dadurch zu ſo mächtiger Höhe anſchwollen. Da es niemand geſehen hat, braucht es auch niemand zu glauben. Die Wachau iſt auch für den Botaniker nicht ohne Intereſſe, da ſich hier drei verſchiedene Pflanzengebiete berühren. In feuchten Senkungen wächſt die Grünerle der Alpen, an den Wänden, welche die Sonne erhitzt, erhebt ſich neben der blauen Schwertlilie ein Gras mit ſilbergrauen langen Grannen, das auch auf den Puſzten Ungarns wächſt. Der Betyar ſchmückt den runden Filz damit, auch hier ſammeln es die Kinder und ein Mädchen, das ich danach fragte, hieß es „Unſer Frauenhaar“. Der Grundſtock der Kräuter iſt wohl hercyniſch. Dieſe Gliederung des Bodens nach Höhe und Tiefe bedingt auch den Unterſchied des Landbaues. Der Nordwind,

der oben über die wellige Fläche hinbraust und die Schneemassen wälzt, stürzt nicht zur Donau nieder, welche sich so nahe an die Felsen drängt, daß Acker und Wiese wenig Raum finden und an manchen Orten die Häuser staffelweise übereinander stehen. Dafür trifft die niedere Wintersonne senkrecht an die Lehnen, deren dunkles Gestein die Wärme bindet und so ist das Klima verhältnismäßig südlich. Während droben alle Knospen streng geschlossen sind, prangen unten die roten Pfirsichblüten, deren köstliche Frucht weithin versendet wird, Steinplatten stützen die gelbliche Erde, welche die Donau in der Diluvialzeit zurückgelassen und hier gedeiht ein blasser blumiger Wein, zu dem man „Sie" sagen muß, wie der Arbeiter meinte, der mir die Handstücke aus dem Steinbruch trug. Früher stieg die Rebe weit höher empor, man gab jedoch den Anbau auf, weil man dem Kunstessig nicht mehr Konkurrenz zu halten vermochte. Muß ein gut' Tröpflein gewesen sein, vor dem uns Gott stets in Gnaden bewahren wolle! — Im Triumphzuge des Bacchus zieht nicht bloß der Rausch und die Lust einher, es hinkt auch die Armut und das Elend nach. Der Weinbau fordert sorgfältige Pflege und braucht daher viele Hände; weil er sich hier nicht im großen treiben läßt, führt er die Zersplitterung der Güter herbei; der Ertrag hängt mehr als jeder andere von der Laune des Wetters ab und läßt sich auch nicht annähernd voraus berechnen; dadurch wird der Bauer leichtsinnig und verzagt und kommt nicht dazu, ein Grundkapital anzulegen. Der Winzer am Rhein und der Häuer an der Donau sind eben Schicksalsgenossen.

Wohlhabender ſind die Korn- und Holzbauern des Hochlandes.

Mein Beruf führt mich überall unter das Volk, ich gucke den Leuten in die Töpfe und verkehre mit ihnen gern; nicht aus idylliſcher Sentimentalität, denn ſie verduftet bei näherem Einblick ſehr bald, ſondern weil ſie eben auch zur Natur gehören. Da fiel mir auf den erſten Blick der Unterſchied von den deutſchen Bauern Tirols auf, ſei es nun am Inn oder der Etſch. Dieſe ſind ſelbſtbewußt und fühlen ſich jedem gegenüber gleichberechtigt; die Trutzfeder auf dem Hut verkündet: „Ich bin auch da und iſt's dir nicht recht, trag' ich den Schlagring am Finger"; jene ſind zwar gutmütig, freundlich, fleißig und arbeitſam, aber ohne den Ausdruck bewußter Kraft, faſt möchte man ſagen, es liege etwas Scheues in ihrem Weſen.

Und doch war es einmal anders. Wie ſchildert uns Nithart von Riwental, deſſen luſtige Tanzweiſen vor dem letzten Babenberger erklangen, das Treiben der übermütigen Dörper, wie ſie es den Rittern an Pracht gleichtun, hoffärtige Kleider tragen, eſſen, trinken und raufen und ihnen das erſte Veilchen ſtehlen! So recht wie Oſtade oder Teniers.

Wie und warum iſt es anders geworden?

Der Tiroler hat mit der Büchſe in der Hand die Geſchichte ſeines Landes ſelbſt gemacht, für den Oeſterreicher wurde ſie gemacht, daher dort der Entſchluß des Handelns, hier ſtumme Ergebung. Doch gehen wir vom Vergleich zu Tatſachen über. Die Habsburger brachten den ſtolzen Adel in größere Abhängigkeit, weil ſie als Landesfürſten deſſen Ueberhebung nicht dulden konnten;

dieſer unterwarf ſich dafür den Bauern, welcher aus der Freiheit, inſofern er ſie überhaupt beſaß, in das Verhältnis der Untertänigkeit gezogen wurde. Seine Laſten wuchſen mehr und mehr und als die Predigt des Evangeliums zu Erhebungen führte, wurden dieſe überall blutig niedergeworfen. Dazu kam hier ein anderer Umſtand. Ein Teil des Adels, der mit den Babenbergern Oeſterreich den Ungarn entriſſen hatte, hing der Reformation an und mußte auswandern; ſeine Güter erhielten die Söldlinge und Bluthunde der Gegenreformation und dieſe knebelten dann zur größeren Ehre Gottes den Bauer noch mehr. Der Schrecken desſelben waren die Patrimonialgerichte, wo nur zu oft das Recht von der Willkür gebeugt wurde. So ein Beamter, der früher mit der Serviette hinter dem Stuhl des Herrn aufwartete und ſeinen Poſten als Abfertigung erhielt, konnte den beſten Bauern auf die Bank legen und prügeln laſſen. Daß es noch in den vierziger Jahren geſchehen, erzählte mir ein alter Bezirksrichter, der ſelbſt eine ſolche Exekution mitanſah. Milder wurden nur jene behandelt, deren Weiber Geflügel und Butter in die Küche der gnädigen Frau Schreiberin lieferten. Die Aushebung der Rekruten für den langen und damals ſo ſchrecklichen Militärdienſt geſchah nicht durch das Los, wie in Tirol, ſondern nach der Wahl des Beamten. Da mußte manches ſchöne Schweſterlein den armen Bruder loskaufen. Der Italiener hätte ſich mit einem Dolchſtoß gerächt und wir fragen jeden, der nicht bloß den Koder des Juriſten im Kopf, ſondern auch das Herz eines Mannes in der Bruſt trägt, ob er ihm nicht dafür die blutige Hand drücken würde. Man darf jedoch des-

wegen auf die Oesterreicher nicht verächtlich herabblicken; Deutschland hatte ähnliche Zustände, wenn sie auch in Oesterreich länger dauerten. Noch unter Friedrich dem Großen fuchtelten die hochadeligen Offiziere der Garde ungestraft bürgerliche Leute, wie denn überhaupt nur der Wappenbrief eine Karriere ermöglichte und auch heute noch unseres Wissens der Junker an der Spree nicht ausgestorben ist. Die Revolution von 1848 wischte den Spruch aus: „Rustica gens, optima flens!", nachdem bereits der große Kaiser Josef manche Kette gebrochen hatte, die den Bauern vom Menschen zur Sache entwürdigte. Im Oktober 1848 warteten die Studenten freilich vergeblich, daß die Bauern mit ihnen gegen die Kroaten des Jellacic und die Tschechen Windischgrätz' kämpfen würden; sie blieben zu Hause. Dankbar war es nicht, aber klug, denn sie hätten das Schicksal Wiens, welches die Wetterwolken zum Teil durch eigene Schuld über sich versammelt hatte, kaum gewendet und höchstens den inneren Krieg verlängert.

Nach dieser Abschweifung verlasse ich den Dampfer und lade den Leser ein, mit mir zu Aggsbach ein Stück Rostbraten zu verzehren. In dem kleinen Dörflein legt eine der wenigen Fähren über die Donau an und so ist hier doch wenigstens einiger Verkehr, während man auf der Landstraße stundenlang laufen kann, ohne daß einem wer anders begegnet, als ein Ochs oder ein Heuwagen. Und doch war dies einst der große Völkerweg nach Wien, nach Ungarn und dem Orient. Die Eisenbahn reicht nur bis Mölk und läßt dann die Wachau nördlich liegen, deswegen hören hier mit den Touristen auch die schwarzfrackigen Kellner auf, die uns so verständnisinnig

die hohle Hand vorhalten. Aber auch mancher Komfort, den das verweichlichte Stadtkind nur ungern vermißt, iſt in dieſe Lücke des großen Verkehrs noch nicht vorgedrungen. Die einfachen Wirtshäuſer ſind durch einen Tannenzweig bezeichnet; Delikateſſen darf man hier nicht ſuchen, doch finden wir meiſtens guten Wein, jungen und alten, und in den reinen Betten ſchläft es ſich auch ohne Federmatratzen wohl. Dafür iſt aber auch die Zeche ſo billig, faſt möchte ich ſagen, wie zu jener Zeit, als Hagen und Volker bei Aſtolt einkehrten. Und doch ſind dieſe Gegenden ſchön und reich an großen Erinnerungen, ſo wohl gelegen für Pfingſt-Ausflüge, daß ich meinte, ich müſſe unter jeder Buche einen luſtigen Wiener Studenten finden, welcher Waldmeiſterlein zu Maitrank pflückt.

Nach Tiſche wanderte ich mit dem Hammer vorwärts; bald ſtand Aggſtein, die berühmteſte Burg Niederöſterreichs, vor mir. Ich hatte ſo oft von unten hinaufgeſchaut, warum ſollte ich nicht auch einmal von oben herabſchauen? Der Zutritt iſt jedoch nicht ſo leicht als man meint. Um die vorhandenen Reſte vor mutwilliger Zerſtörung zu ſchützen, ließ der Beſitzer, Graf Lamberg, ein feſtes Tor anbringen, von dem ein Schlüſſel bei dem Wirt, der andere bei dem Förſter nebenan hinterlegt iſt; hier muß man ſich melden. Der Wirt erwartet, daß man bei ihm etwas verzehre und macht dann die — Rechnung. Der Förſter ſchickt einen Knecht oder eine Magd mit, der man ein Trinkgeld zahlt. Mich begleitete ein hübſches, blondes Dirnchen auf dem ſanft anſteigenden Waldwege und plauderte mir in der Stunde, bis wir an das Tor gelangten.

allerlei vor. Das Schloß ist in und auf den Felsen gebaut, dabei wurde jeder Vorteil des Bodens für die Befestigung benützt, so daß es, wenn es auch rückwärts von Hügeln überhöht wird, im Mittelalter nur schwer angreifbar war. Im Innern ließ der Herr zur Bequemlichkeit der Fremden, die es oft besuchen, Stiegen anbringen, welche die sonst unzugänglichen Teile mit einander verbinden. Es ist noch so viel vorhanden, daß man sich von dem Grundriß einer mittelalterlichen Burg, die sich im wesentlichen alle gleichen, eine gute Vorstellung machen kann. Dem Philister gruselt hier vor dem Loch ins dunkle Burgverließ, das oben geschlossen wurde; er blickt in die geräumige Küche und erst in die weiten Keller — wenn sie nur noch voll wären, er würde zum Firmwein gewiß kein Wasser aus den dumpfen Ziehbrunnen gießen und dann auch in der gotischen Kapelle nicht beten. Die Windmühle hoch droben beweist, daß sich die Verteidiger zu langem Kampfe vorbereiteten. Ein enges, niederes Pförtchen führt auf einen Felsenvorsprung, den die Mauer des Gadems quer abschneidet. Er ist zu einer Altane geglättet, etwa in der Länge von fünf, in der Breite von drei Schritten. Vorne schießen die kahlen Wände des Gneises senkrecht in den Abgrund und wird nicht so bald einer hinab- oder heraufsteigen. Das ist das bekannte Rosengärtlein, wohl im spöttischen Anklang an Chriemhildens Rosengarten so genannt, wie ja auch das nahe Mölk in der deutschen Heldensage als Isenburg erwähnt wird, wenn die Degen auf der Suche nach dem Münch Ylsan vorüberreiten. Einst saß die Göttin Ran da heroben, die Lorelei der Donau, welche die Schiffer in das Verderben zog. Auf die Gegend

fallen die Schatten der uralten deutſchen Mythologie, der grüne Aegir taucht auf als winterlicher Stromgott, der mit der Eiskette die Waſſer bindet, bis man ihn durch Menſchenopfer ſühnt. Er heißt auch Agaz, was Schrecken bedeutet und daraus erklärt ſich der Name der Burg. Wie in anderen Gegenden Züge von jenen Göttern auf Menſchen, gingen ſie auch hier von ihm auf geſchichtliche Perſonen über. Die Verantwortung für dieſe Angaben überlaſſe ich den ſcharfſinnigen Germaniſten, denen ich ſie danke. Ich kehrte mit dem Mädchen in den Schloßhof zurück, wir ſetzten uns zwiſchen den Tannen auf mooſige Steinblöcke, ſie erzählte wie Scheherazade die dunklen Sagen, welche an dieſen Trümmern haften und blickte mich, wenn ich eine Querfrage tat, treuherzig mit den blauen Augen an. Das habe man von den älteſten Leuten und ſei ſogar in ſchönen roten Büchern gedruckt. Allerdings, ſogar in Geſchichtswerke ſind dieſe Erzählungen aus dem Mund des Volkes übergegangen, Künſtler haben ſie gemalt und dennoch hielten ſie der modernen Kritik nicht ſtand. Was die Forſchung bietet, iſt freilich viel magerer — farbloſer, aber der Leſer wolle es als wahr hinnehmen. Die Burg reicht in die Mitte des elften Jahrhunderts zurück; wahrſcheinlich wurde ſie von einem der mächtigen Chuenringe erbaut. Zur Zeit Friedrich des Streitbaren gehörte ſie Hadmar und Heinrich, welche man wohl auch die Hunde hieß, ein Name, den ſich ſchon ältere Mitglieder der Familie beigelegt hatten. Hadmar war ein kühner Recke, der nicht nur mit dem Minneſänger Ulrich von Lichtenſtein tioſtete, daß die Trünzune der Lanzen in die Luft ſtoben, ſondern ſich auch gegen ſeinen jungen

Herrn, Friedrich den Streitbaren, empörte, um im Bunde mit Ungarn und Böhmen die Unabhängigkeit zu erringen. Der Babenberger rückte 1231 vor Aggstein, erstürmte und brach die Burg, gab sie jedoch bald wieder an Hadmar, den er zu Gnaden annahm. Dieser war kein Raubritter, hat nie Schiffe auf der Donau geplündert und wurde auf keinem solchen durch List gefangen. Daß bei jenen Fehden alles ringsum verwüstet wurde, begreift sich von selbst; es gehörte zur Art des christlichen Mittelalters, so zu wirtschaften und gar fromm mag Hadmar auch nicht gewesen sein, da er bald darauf, 1231, im Kirchenbanne starb und gar nicht einmal in geweihter Erde begraben wurde, was zum Hunde paßt. Das Geschlecht trat in der Geschichte nicht mehr hervor und erlosch endlich ruhmlos im sechzehnten Jahrhundert. Indes war die Burg an die Schrecke übergegangen, deren einer sie den Bedürfnissen neuerer Kriegsführung gemäß umbaute. Das verkündt eine rote Marmortafel ober dem Tore, deren Inschrift so lautet: „Das purkstal hat . angevangen . tze . pawen . Her Jörig . der schekch . von wald . des nachsten Mantag . nach . vnser Frawntag nativitatis . da von krist gepurd warn . ergangen MCCCCXXVI . Jahr." Er war jedoch ein Erzschelm und Bösewicht, der sogar die Mönche von Mölk zu zehnten wagte, welche damals die Geschichte schrieben und erhielt bald den Spitznamen der Schreckenwald. Seine Gefangenen stieß er ins Rosengärtlein, so daß ihnen nur die Wahl zwischen dem Hungertode und dem Sprung in die Tiefe blieb. Viele Opfer erlagen schon seiner Grausamkeit, da gelang es einem jungen Ritter, dem Tode zu entgehen, wie, erfahren wir

nicht; vielleicht hat ihm ein Engel oder ein Paar Steigeisen geholfen. Er bot seine Freunde auf, nahm den Böſewicht gefangen und ließ ihn enthaupten. Wir empfehlen ihn einem künftigen Walter Scott als Helden, wie denn überhaupt die Geſchichte des Erzherzogtums reich iſt an den ſchönſten Stoffen. Unter dem Volke ſoll ſich lange der Spruch erhalten haben: „Er ſitzt in des Schreckwald Roſengärtlein", wenn einem Menſchen kein Ausweg bleibt, einem großen Elend zu entrinnen.

Das Schloß war nun landesfürſtliche Beſitzung, bis 1606, wo es an die Freiin Anna von Polheim durch Kauf überging. Sie lebte dort als Witwe und wird als eine ſehr fromme, dem Proteſtantismus treu ergebene Frau geſchildert. Sie liegt zu Ottenſchlag an der Seite ihres Gemahls begraben; Job Hartmann Freiherr von Ennenkel widmete ihr ein Epitaphium in deutſchen Reimen. Aggſtein blieb nun noch lange Jahre der Sitz des Richters und Pflegers für die Gegend und wurde, weil es als Veſte keine Bedeutung mehr hatte, dem allmählichen Verfalle überlaſſen. Nur ein kleines Kämmerlein iſt erhalten; möge Graf Lamberg, der für die Beſucher der merkwürdigen Burg ſchon ſo vieles getan, in dasſelbe einen Invaliden ſetzen, welcher als Torwart die Aufſicht beſorgt und allenfalls gegen ein kleines, beſtimmtes Trinkgeld die Fremden herumführt, denn es iſt nicht jedermann angenehm, lang zwiſchen dem Herrn Wirt und dem Herrn Forſtwart zu parlamentieren, bis der eine oder der andere den Schlüſſel überreicht. Unten im Tale ging ich am rechten Ufer weiter bis Spitz, wo mich ein Kahn überſetzte. Schwallenbach, Spitz, St.

Johann ſind Ortſchaften mit manchem mittelalterlichen Zuge, doch nahm ich mir nicht Zeit, jedes alte Schloß abzuklettern und jede Feſtungsmauer, welche man gegen die Türken errichtet, zu beſichtigen. Beiläufig geſagt, bin ich gegen die blaue Blume der Romantik in ſolchen Burgen ziemlich gleichgültig, ich liebe ſie nur als landſchaftliche Dekoration oder wenn ſich die Erinnerung an einen merkwürdigen Menſchen oder eine Tat der Geſchichte daran knüpft. In den meiſten dieſer Steinhaufen iſt ja nichts anderes geſchehen, als was noch täglich in jedem Hauſe geſchieht; Menſchen werden geboren, eſſen, trinken, zeugen Kinder, ſündigen und fahren endlich, nachdem ſie ſich und den Nächſten zu Tode gequält, in die Grube. Iſt da etwas zu bewundern? — und wenn, ſo verkündet ja eine Marmorplatte oder der Partezettel die faule Lüge. Zu St. Michel raſtete ich auf der Mauer vor der Kirche, die unterhalb der Straße liegt. Der Bau gehört einer ſehr ſchönen Spätgotik, Türen und Fenſter ſind mit reichem Maßwerk geſchmückt. Der breite Turm mit den Quadern an den vier Kanten, dem Zinnenkranze und den Erkern, läßt eine ganz andere Beſtimmung erraten, als für den Gottesdienſt; aus den Scharten blitzten die Wallbüchſen, wenn ſich Türken näherten. Gerade in der größten Gefahr 1509 wurde er gebaut, die Kirche 1523. Ueber dem Firſt des Chores ſitzen der Reihe nach tönerne Tiere, wohl keine Haſen, zu denen ſie ſpäter die Sage machte, als ob einmal der Schnee bis zu dieſer Höhe gereicht hätte. Hinter der Kirche liegt die Totenkapelle, ohne Fenſter und Glocken, dort ſollen die Knochen fuderweiſe liegen, weil früher viele Gemeinden hieher eingepfarrt waren. Jetzt wird

nur noch zweimal im Jahre die Meſſe geleſen, zuletzt am Tage des heiligen Michael, des Schützers der armen Seelen. In Tirol, wo oft ein kleines Tal jährlich Tauſende von Gulden nicht für die Schule, aber für Meſſen verſtiftet, wäre ein ſolcher Greuel der Verwüſtung nicht möglich; dort ſind oft Dorfkirchen ſchöner, als ich ſie in großen Orten Niederöſterreichs geſehen. Und doch iſt hier der religiöſe Sinn unerſchüttert. Auf der Straße begegnete mir ein Wagen mit Wallfahrern, Männlein und Weiblein waren je der Reihe nach auf Sitzen unter einer Blache verteilt und beteten die Strophen des Roſenkranzes gegen einander. Vor der Kirche zieht ſich eine Mauer an den Berg, gegen die Donau iſt ſie von einem ſtarken Rundturm gedeckt; ſie diente alſo hier zur feſten Talſperre.

Die Donau rauſchte ſacht in der Dämmerung dahin, ich ſteckte die Skizze ein, die ich entworfen und eilte gegen Weißenkirchen. Hier kehrte ich beim Salomon ein. Und dieſer iſt weiſer, als ſein Namensahn in der Bibel. Er hat nur ein Weib und kümmert ſich um die anderen weniger als um den Weinbau. Wäre mein Freund Greuter bei mir, er riefe wohl auch einſt, wie in Venedig vor dem Cipro Giacomuzzis aus: „Est! est! est!“, ohne jedoch einen ſo mörderiſchen Kater davonzutragen, wie dort. Ja der blaſſe aromatiſche Wein von Aleiten 1872 iſt beſſer als der Stein des Weiſen, darum, lieber Salomon, ſetzen Sie ihn nur den Geognoſten vor, andere Sterbliche mögen ſich am Heurigen laben! Es war aber auch die Atzung gut und der Wirtin freundliche Töchterlein, welche, wie ſie mir geſtanden, nicht ungern leſen, wußten mancherlei in Scherz

und Ernst, so daß ich ganz heiter wurde, wenn auch die eine ihr Sträußlein Maiglöckchen nicht mir, sondern einem jungen Herrn aus Krems schenkte. Weißenkirchen ist übrigens ein malerisches Städtchen, dem man oft auf Bildern begegnet und das Gelegenheit zu den schönsten Ausflügen auf der Donau und im Gebirge bietet. Der Wirt entpuppte sich später als der Urenkel eines Tirolers, welcher als Handwerker hier eingewandert war; wer bei ihm einkehrt, soll mir ihn fest grüßen und ihm ja auftragen, daß er mir eine Flasche Aleitener von 1872 bewahre.

In der Frühe stieg ich den Seibererberg empor, der Himmel wußte nicht, sollte er weinen oder lachen und es blies ein kalter Wind. Da, dort ein Handstück des berühmten Hornblendegneises schlagend, erreichte ich den Rand der Hochfläche. Wie eine violblaue Tapete schob sich aus Norden düsteres Gewölk über dieselbe, der Sturm fuhr mich an und peitschte mir Eisgraupen ins Gesicht, daß ich mich notdürftig durch das junge Gezweig der Sträucher schützte. Ebenso schnell war alles vorüber — Schatten und Schlaglichter flogen im raschen Wechsel über Wälder und Strom und der Himmel klärte sich völlig auf. Wäre es nur auch so mit den Schicksalen der Menschen! Ich schritt durch zerstreute Dörfer, an kleinen ebenerdigen Häusern, zum Teil mit Stroh gedeckt, vorüber, alles trug den Stempel der Nüchternheit und vor hundert Jahren mag es hier nicht anders ausgesehen haben. Wie schön ist daneben das Tiroler Bauernhaus, selbst im abgelegensten Tale und sei es auch ganz von braunem Holz gezimmert; unter dem Ueberdach der Söller mit den Blumen, am Giebel die

gekreuzten Pferdeköpfe, vor der Tür das gepflasterte Plätzchen und die Bank zu traulichem Geplauder! Aber auch diese ländliche Herrlichkeit wird unter dem Druck der neuen Steuern schwinden. Was ich dort oben, wo einem doch fast nur Bauern begegnen, am meisten vermißte, war jede Spur von Volkstracht, wenn ich mir auch bald sagen mußte, daß sie kaum zu diesen einförmigen Hütten passe.

Man hat sie als einen Rest unfertiger Bildungszustände bezeichnet, törichter Weise, wie mir scheint. Manches an derselben entspringt aus den natürlichen Bedürfnissen des Landes und seiner Bewohner, vorzüglich bringt sie jedoch, wie die Montur des Soldaten, ein Standesbewußtsein zur Anschauung: der schmucke Unterinntaler steht an Kenntnissen und Bildung dem armseligen Colonen des Trentino, wo die Not und die Habgier des Signore bereits alles nivellierte, gewiß nicht nach. Freilich werden diese Trachten mit dem festen Wollentuch und der blanken, auf der grünen Wiese gebleichten Leinwand allmählich veralten, denn Cotton is king!

Mein Mittagessen nahm ich zu Els, dem Sitze der Güterverwaltung eines Barons. Els ist zu klein und schmutzig für einen Marktflecken mit dem großen steinernen Schüttkasten, zu groß für ein Dorf. Die Gegend war sehr einförmig, wie die Leute, doch blühten zwischen den Häusern die Kirschbäume, am Rand der Aecker die Schlehen, die ersten Primeln und Mannstreu des Frühlings. Ich wandte mich der Schlucht zu, welche ich nicht so nah im Osten vermutete, um mich dort an Salitamphiboliten und rosenrotem Marmor zu erfreuen.

Vorahnend ſchwang ich bereits den Hammer; als ich zum erſtenmal in die Tiefe ſchaute, blieb ich erſtaunt ſtehen. Wie aus einem Zaubermärchen ſtiegen die zwei hohen rötlichen Rundtürme der Burg Hartenſtein vor mir empor; die ſchönſte Ruine, die ich noch je geſehen. Ich folgte dem Fußpfad durch den gemiſchten Wald; vor dem Saume desſelben warfen mir die Räder einer Mühle glitzernde Waſſerperlen entgegen, in das Rauſchen derſelben ſang die Amſel und der Fink und am ſonnigen Abhang blühten die blauen Sterne des Sinngrün. So kann man ſich die lauſchige Heimat Karls des Großen und ſeiner Mutter Bertha vorſtellen. Als ich mich dem Tore der Burg näherte, klopfte mir faſt das Herz vor Aufregung: wird nicht das Horn des Wächters erſchallen und mir ein Knappe aus der Zinnkanne den kühlen Wein zum Gruß einſchenken? Vielleicht ſchläft droben in einer Kemenate zwiſchen Brombeerranken und Farrenkraut Dornröschen, behütet von einem wilden Falken, und ... „Hör' auf, du alter Narr, was ſoll das Schwärmen am hellen Tage," ruft mir der Leſer zu, „berichte hübſch nüchtern, wenn du etwas geſehen haſt, was ſich der Beſchreibung lohnt!"

Hartenſtein wurde wohl von einem der Helden erbaut, die an der Seite der Babenberger fochten. Die Krems bildet hier eine große Schlinge um einen hohen Felſen, deſſen Vorſprung nach Weſten die Einbiegung des noch höheren Schrofens gegen Oſten entſpricht. Man nennt dieſen wilden Tobel die Teufelskirche und bevölkert ihn mit allerlei Spuk. Die Burg iſt von drei Seiten ſelbſt für den kühnſten Steiger ganz unzugänglich und von der vierten ſo wohl verwahrt, daß es auch

Torstenson 1645 nicht gelang, sie zu bezwingen, weil sich schweres Geschütz nirgends aufpflanzen läßt. Die Schweden versuchten nun, sie auszuhungern, jedoch vergebens, denn der Sage nach versorgten sich die mannhaften Verteidiger durch unterirdische Gänge mit Nahrung. Bereits mit dem Jahre 1690 beginnt der Verfall. Wer mochte den vornehmen Frauen zumuten, da drunten zu wohnen und sich allenfalls für Bären, Füchse und Marder zu putzen?— Auch die Erhaltung solcher Bauten ist etwas kostspielig. Noch zu Anfang des Jahrhunderts wurde der obere Berchfrit als Gefängnis benützt, es gelang jedoch einem Häftling, zu entrinnen und so verwendete man ihn dann eine Zeitlang nur noch als Kornspeicher. Die Gewölbe, auch der Kellerräume, sind noch vollständig erhalten. Die Einfassung der Fenster ist aus schön behauenem Stein. Der jetzige Besitzer, gleichviel wie er heißt, könnte sich den Grafen Lamberg zum Muster nehmen, dieses schöne Baudenkmal verdiente es wohl! Der ziemlich beträchtliche Wildstand wird durch herrschaftliche Jäger geschützt, die Forellen des Baches stiehlt jeder, der kann. Den Rückweg wählte ich über Dorf Weinzirl und auf der alten Straße, die mich in steiler Kürzung bei Anbruch der Nacht zu dem weißen Wein Salomonis führte.

Der nächste Tag gehörte ganz dem Handwerk in verschiedenen Steinbrüchen. Ich will den Leser mit den Dioritschiefern verschonen, wenn er mir gestattet, ihn auf Kugeln eines in Serpentin umgewandelten Olivinfelsens aufmerksam zu machen, wie er unweit Dürnstein und sonst nirgends in der Welt vorkommt. Ich bot den Wirtstöchtern etliche Stücke für Busennadeln, die lach-

ten mich aber aus. Nachdem ich meine Handstücke in einer Kiste verpackt und zum Versandt mit der Adresse beklebt, besuchte ich noch die alte Kirche droben auf dem Hügel mit ihrer Türkenmauer, und schritt dann, als die Sonne zur Rüste ging, langsam fürbaß gegen Dürnstein.

Ein Stück vor dem Städtchen setzte ich mich auf eine Zaunlatte; ich wollte der Kühlung genießen und hier war es so schön!

Ueber der Donau, auf dem waldigen Berge Kloster Göttweig; links auf den Felsen, die hier gleich den Zacken einer gebrochenen Mauer sich erheben, die Burg Dürnstein, wie in klares Gold getaucht; am Himmel der Mond, der beim Wachsen der Dämmerung aus einem blassen Wölkchen eine helle Scheibe wurde und all' das Getrümmer mild verklärte. Dort lag König Richard in der strengen Haft des älteren Hadmar von Chuenring, dem ihn Herzog Leopold übergeben, dort sang Blondel — wer denkt nicht an Ivanhoe und Shakespeare, welcher dem Oesterreicher das Kalbfell um feige Glieder hängt? — Nur ist alles nicht wahr; Richard sieht in der Geschichte ganz anders aus, als ihn Walter Scott mit feinem Humor zeichnete. Der Herzog ist jener glorreiche Leopold, welcher zuerst die Mauern von Jean d'Acre erstieg und dort sein Banner aufpflanzte, das jener in frechem Uebermut herunterreißen ließ. Auch das Schloß da droben ist nicht mehr die Ritterburg des Mittelalters, sondern jene Festung, welche Torstenson 1645 anlegen ließ, um von hier aus die Straße und die Schiffahrt auf der Donau zu beherrschen. An der Wasserseite öffnet sich ein Ausfallstor, das man vom

Dampfſchiff leicht erkennt. Die Werke wurden nach der Eroberung durch die Oeſterreicher geſprengt.

Der ſtattlichſte Bau des kleinen Ortes iſt das herrſchaftliche Schloß und die Pfarrkirche im Roccoco des ſchon genannten Prandauer, welcher noch verſchiedene andere Kirchen der Art auf dem Gewiſſen hat. Im vorigen Jahrhundert beſaßen die Leute Geld, leider Gottes! möchten wir beifügen, denn nie wurde ſo barbariſch gegen die Kunſtdenkmäler des Mittelalters gewütet, als damals, wo man glaubte, ihnen die Puderperrücke aufſtülpen zu müſſen. Nicht weit davon ſteht eine große gotiſche Hallenkirche ohne Dach, welche jetzt als Stall und Schuppen dient; auf dem Hügel links die Kirche eines aufgehobenen Kloſters, ausgeleert bis auf die Mauern.

Immerhin verdient das Pompeji an der Donau einen kleinen Ausflug.

Bei Rotherhof, einem Weiler etwa eine Viertelſtunde außerhalb des Tores, laſſen Gebirg und Strom kaum Platz für die Landſtraße; hier ſchlug am 5. November 1805 der öſterreichiſche General Schmidt den Franzoſen Mortier. Ein Jäger, welcher das Gebirg genau kannte, hatte ihm die Oeſterreicher bei Weißenkirchen in Flanke und Rücken geführt, daß nirgends ein Ausweg blieb und die Donau von den blauen Franzoſen, welche zu Tauſenden in das Waſſer ſprangen, ausſah wie ein Feld von blühendem Lein. Nur wenige entrannen auf Kähnen über das Waſſer; Napoleon, der Meiſter der Lüge, ſpricht jedoch von einem ſchönen Siege Mortiers. Leider fiel auch der wackere Schmidt; Kaiſer Franz errichtete ihm zu Krems einen Denkſtein. Was

man jedoch bei Dürnstein gewonnen, zerfloß bald wie Schnee an der Dezembersonne von Austerlitz.

Krems und Stein sind drei Orte, sagt der Volkswitz, weil zwischen beiden Städtchen das Kapuzinerkloster Und liegt, eigentlich sind sie jedoch nur einer, der sich stundenlang zwischen der Donau und dem Gebirge schmal hindehnt. „Sind beide gar nahrhaft!" würden alte Topographen sagen; in der Tat begegnen uns überall die Zeichen bürgerlichen Wohlstandes, zu dem auch eine große Kaserne, die Lehrer-Bildungsanstalt und ein Gymnasium beiträgt. Von Merkwürdigkeiten wäre außer dem guten Gasthaus „Zum goldenen Hirschen", wo 1620 der kaiserliche General Bouquoy mit dem protestantischen Grafen Ludwig Kufstein verhandelte, wohl noch die gotische Kirche der Dominikaner zu nennen, in deren Eigentum sich sodann die Jesuiten einnisteten, was den Kremsern, die alle lutherisch werden wollten, mit ein bißchen Folter und Scheiterhaufen so gut anschlug, daß sie dann bei dem Angriff Torstensons selber die Mauern gegen die Ketzer verteidigten. Der bedeutendste Augenblick in der Geschichte dieser Gegend mag wohl gewesen sein, als Karl der Große von hier aus die Avaren zurückwarf und ihren Ring an der Kamp zerstörte. Die Judengasse erinnert an das Jahr 1349 und die blutige Verfolgung der Juden, welche sich allerdings in Bezug auf Geldgeschäfte so aufgeführt hatten, wie es Christen selbst im frommen Tirol tun; Herzog Albrecht eilte jedoch mit den Söldnern zum Schutz herbei und strafte die Uebeltäter kräftig; die Habsburger waren den Kammerknechten des heiligen römischen Reiches stets wohlgewogen. Der größte

Kremſer iſt wohl der Roccocomaler Schmidt, deſſen nicht ſehr aſketiſche Bilder man im Treppenhauſe von Göttweig bewundern mag. Die Aebte-jener Zeit waren noch nicht ſo ſcheu vor heidniſchen Göttern und Göttinnen wie die Schüler der Jeſuiten zu Innsbruck, welche auf die unbefleckte Empfängnis geſchworen haben. Der nächſte Morgen war zu einem Ausflug in das Kremstal beſtimmt, wo ich eine reiche Ausbeute verſchiedener Gebirgsarten holte. Den Reiz der Gegend darf ich nicht ſchildern, ſonſt ſchaut mir Leſſing über die Achſel, jedoch mache ich auf die großartige Ruine Senftenberg, welches 1645 von den Schweden zerſtört wurde, aufmerkſam; ſie ſchließt den Hintergrund der Landſchaft in wirkungsvoller Weiſe ab. Weniger anſehnlich iſt Rehberg, das weder der Gewalt eines Attila noch eines Napoleon erlag, ſondern der Häuſerſteuer, die 1832 eingeführt wurde. Der Beſitzer fand dieſe für ſeine Einkünfte zu hoch und verkaufte das Schloß um 1150 fl. der nächſten Gemeinde zum Abbruch. Auch ein Denkmal!

Zu Krems landen faſt gleichzeitig die Dampfer auf- und abwärts, ich hatte alſo die Wahl und entſchloß mich nach einigem Schwanken, nach Wien zu fahren, wenn ich auch an der Stadt, wie ſie zum Teil durch den Gott der Zeit, den Schwindel, ſich umgeſtaltet, wenig Freude habe. Ich möchte das Wien, das bürgerliche, mit ſeinen Baſteien, von denen ich oft ſehnſüchtig nach den Alpen im Süden blickte, den Glacis und den Vororten, die ſich allmählich ins Land verloren, das man jetzt meilenweit aufſuchen muß. Dort hatte ich die ſchönſten Jahre der Jugend erlebt, die mit dem Brillantfeuer von 1848 abſchloſſen.

Was gelten jedoch Erinnerungen und seien sie auch noch so hold, die Gegenwart allein hat Recht!

„Wien ist im Niedergange begriffen," klagt es in allen Zeitungen; wir fragen: war denn der Aufschwung so echt?

Die Stadt ist nicht mehr ausschließlich Residenz des Monarchen, Budapest bestreitet ihr den Vorrang des Handels, Prag, Graz treten als Hauptstädte von Provinzen selbständig auf und statt des einen politischen Schwerpunktes haben wir jetzt mehrere von nationaler Anziehungskraft. Will sich Wien zur Geltung bringen, so muß es kräftig und rücksichtslos sich an die Spitze der Deutschen stellen und, von ihnen getragen, den alten Rang zurückerobern; das hat es bisher versäumt und so wird es immer mehr zurückgehen, trotz des Neides auf Berlin, das von Kraft und Geist überquillt. Wir könnten da noch manches erörtern, sind jedoch bereits an die Grenzen dessen, was man, ohne zu verletzen, sagen darf, vorgeschritten und überlassen es den Staatsmännern, die Tatsachen zu lesen.

Zuerst besuche ich gewöhnlich den Stefansdom, dessen ehrwürdige Wände mich nicht bloß von der modernen Außenwelt scheiden, sondern auch in gewisser Beziehung von der Zeit, wie sie jetzt die Schwingen schlägt. In den alten Hallen werden die alten Gefühle und alte Erinnerungen wach; so manche Gestalt, die längst unter den Rasen gelegt ist, tritt mir jugendlich frisch aus der Dämmerung der heiligen Räume entgegen und ich denke wohl auch daran, wie ich durch das Riesentor der Babenberger, das man jetzt trotz seiner tausendjährigen Weihe neugotisch barbarisieren möchte, im

Jahre 1848 als Hauptmann mit dem Säbel in der Faust ausmarschierte. Wie wurde ich aber heuer enttäuscht; überall Gerüste: die stille Ruhe unterbricht das Schaufeln der Kelle, der Schlag des Hammers, das Scharren des Meißels. Die mächtigen Pfeiler, Gurten und Gesimse sehen aus, als wären sie aus Papiermaché zusammengekleistert oder aus Talg geschnitten. Man nennt das restaurieren; warum hat man denn nicht lieber die Kirche mit Reisig gefüllt und dieses angezündet, damit die ganze Herrlichkeit in den Flammen zum Himmel fahren kann, anstatt sie so zu verschänden? — Von Wien und den Wienern mag ich nicht weiter reden, wie sollte ich auch in der Kürze von drei Tagen Stoff aufpicken? Eines freute mich jedoch, daß ich meinen wackern Landsmann, den Bildhauer Heinrich Natter kennen lernte. Siebzehn Gulden im Sack schied er mit siebzehn Jahren aus der Heimat, schlug sich, nur die Ideale der Kunst vor Augen, durch Not und Elend, bis er als self-made man jetzt fertig dasteht. Er hat das Zwingli-Monument für Zürich vollendet, was sich eigentlich für einen katholischen Tiroler eben so wenig schickt, als die Verheiratung mit einer schönen Jüdin, deren dunkle Augen wohl hie und da seinen Meißel befeuern. Dann arbeitete er für Wien an der Statue Haydns, Tirol überträgt ihm gewiß die Büste seines jüngst im Geruch der Heiligkeit verstorbenen Bischofs Gasser. Vielleicht auch nicht, denn die Gnade kommt von oben. Abends machten wir einen Ausflug auf den Kahlenberg, mehrere Freunde, darunter auch Herr Winter, der Dichter des „Deutschen Liedes". War das herrlich und wurde noch herrlicher, je höher uns der

Waggon durch Wälder von blühenden Obſtbäumen zu den Buchen und Linden des Grates emportrug!

Unter einer Veranda ließen wir einen Sprühregen vorüberziehen, ein Glas edlen Weines brachte uns in die richtige Stimmung. Ringsum waren fröhliche Menſchen, denn der Wiener weiß, daß Gott die ſchöne Natur nicht bloß zur Arbeit, ſondern auch zum Genuſſe erſchaffen hat. Frauen, Männer, Kinder, jedes trug ſein Sträußchen von Flieder oder Maiglöckchen; ebenſo duftete es überall in der Stadt von Flieder und Maiglöckchen. Der Abend ſank nieder, goldener Duft ſchwamm über den kleinen Karpathen und dem fernen Ungarn. Wir wurden ernſter. Kennen Sie die ſchöne Zeichnung von Moriz Schwind? Ein herrliches Weib, die Donau, ſchwimmt ſtromab, an ihrer Seite ein kleiner Magyar und ein Schwabenmädchen. Jetzt will der freche Burſch das blonde Kind erwürgen, aber er ſoll froh ſein, wenn es zur Heldenjungfrau reift und ihn dann mit dem mächtigen Schilde ſtützt, daß ihn nicht der Slave frißt.

Der Oſt.

Zwiſchen Buchen wilder Hopfen,
Unten reift die ſüße Traube,
Auf dem Nibelungenſtrome
Schwimmt mein Hoffen und mein Glaube.

Flatternd ſtolz im Morgenwinde
Zieh'n mit dir einſt unſ're Fahnen,
Bis zum fernſten Oriente,
Denn der Oſt iſt des Germanen!

Mänicke & Jahn, Rudolſtadt.